Novellen

von

Carl Marquard Sauer

Verfasser von „Die Spiritisten", „Im blauen Ritter", „Reclame", „Aufwärts!" ꝛc.

Erster Band.

Magnolia.

Görlitz.

Ottomar Bierling.

1878.

Magnolia.

Episode des amerikanischen Bürgerkrieges

von

Carl Marquard Sauer.

Görlitz.
Ottomar Vierling.
1878.

Vierling'sche Buchdruckerei in Görlitz.

RBR
Jantz
#229

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel: Königin Baumwolle 1

Zweites Kapitel: Mills Manor 16

Drittes Kapitel: Die Vorposten der Freiheit . . . 45

Viertes Kapitel: Ein Freudenfest 59

Fünftes Kapitel: Jupiter 115

Sechstes Kapitel: Ein Strafgericht 152

Siebentes Kapitel: Zu Wasser und zu Lande . . 214

Achtes Kapitel: In Nizza 244

Erstes Kapitel.

Königin Baumwolle.

„Brenne, du Sonne Alabama's, brenne herab aus ewig blauem Himmel auf die unermeßlichen Baumwollenfelder! Zeitige sie, die edle Schote, deren Schoß die Herrscherin des freiesten Landes der Welt birgt! Die Herrscherin? Nein! Die Gottheit Amerika's, Königin Baumwolle! Was liegt daran, daß der Nigger, der schwarze Sclave, sie befeuchtet mit seinem Schweiße, mit seinen Thränen, mit seinem Blute, das hervorspritzt unter der Peitsche des unbarmherzigen Aufsehers! Die Webstühle Alt-Englands warten sehnsüchtig auf die Ballen, welche tausend Kiele hinüber tragen über das Weltmeer. Millionen weißer Sclaven drüben verschaffen sie, des Lebens Nothdurft, Tausenden bringen sie Wohlstand und Hunderten den Reichthum, das weltbeherrschende Gold! Darum brenne, Sonne! Schwitze Nigger! Zische Peitsche! Du aber lebe hoch, Königin Baumwolle!"

Diese Worte, die erste Strophe eines Liedes, das zu Anfange des Jahres 1861 die Runde durch die Zeitungen der nördlichen Staaten der Union machte, recitirte ein etwa dreißigjähriger Mann, während er auf der Straße von Leighton nach Lagrange in Alabama langsam dahinritt. Ein niederer Panamahut mit breiter Krempe, lässig auf die braunen Locken gestülpt, beschattete das blasse, von der Sonnengluth nur wenig geröthete Gesicht. Der Reiter war in blendendes Weiß gekleidet. Eine elegante, doppelläufige Jagdflinte hing ihm über die Schulter. Sein Pferd, englisches Vollblut, schien mit dem Wege so vertraut, daß der Reiter sich nicht die Mühe zu geben brauchte, es zu lenken. Es schüttelte zu der rhapsodischen Declamation des jungen Mannes gelegentlich den Kopf, als sei es mit den darin ausgesprochenen Grundsätzen nichts weniger als einverstanden und verfiel nach und nach in die allerbequemste Gangart, einen kurzen Schritt, ohne daß sein Herr es zu merken schien.

Die Straße, gleich allen Landstraßen im Süden der Union, ziemlich holperig und vernachlässigt, wand sich jetzt aus einem Gehölze nach einer unübersehbaren Anpflanzung jener Staude, die der Reiter vorhin in so eigenthümlicher Weise gefeiert hatte. So weit das Auge reichte, nichts als Baumwolle, mit ihrem eintönigen Graugrün. Nur gerade aus tauchte in der Entfernung

einer englischen Meile etwa ein großes aber niedriges Gebäude, „Mills Manor", der Herrensitz des Eigenthümers der Plantage mit den weitläufigen Nebengebäuden auf. Eine breite Veranda, mit Zelttuch überspannt und umrahmt von dunklem Grün, zog sich fast längs der ganzen Vorderseite des Hauses hin. Der parkartige Garten mit riesigen Bäumen, wahrscheinlich die letzten Ueberreste des Urwaldes, der einst diesen Boden bedeckt hatte, umspannte in einem weiten Bogen Mills Manor und gewährte nur in der Richtung der Landstraße nach Dekatur eine Fernsicht über das Gefild.

Etwa tausend Schritte weit rechts von der Straße tauchte aus dem Baumwollenmeere ein einsames Gebäude, ein sogenanntes Loghaus auf. Roh aus Holz gezimmert und mit Schilf bedeckt, diente es einigen Niggerfamilien zum Wohnhause. Solcher Loghäuser sah man mehrere. Sie lagen in größerer oder geringerer Entfernung von dem Herrenhause draußen in der Plantage. Jedes von ihnen hatte einige Hufe schlecht bebauten Landes um sich her. Dies waren die „Gärten" der Bewohner. In diesen Gärten wuchs jedoch mehr Unkraut als Obst oder Gemüse. Auf den ersten Blick sah man, daß hier der Neger in seinem Eigenthum waltete.

Als ob sich dies von selbst verstünde, lenkte das Pferd von der Landstraße ab in den nach dem Loghause führenden Weg.

„Ei, Betsy, altes Mädchen!“ — sagte lachend der Reiter, indem er dem Pferde schmeichelnd den Hals klopfte — „denkst du, ich müsse auch die Runde bei den Loghäusern machen, wie dein Herr? Nun, wenn du schon willst, so sei es drum.“

Damit überließ er sich der Führung des Pferdes. Sein Blick flog über das ganze weite Gebiet, welches der Besitzer von Mills Manor sein eigen nannte und blieb dann wie sinnend auf dem Loghaus haften, dem er sich langsam näherte.

„Je mehr ich diesen stolzen Süden kennen lerne, desto weniger will er mir behagen!“ — sagte der Reiter kopfschüttelnd. — „Das Verlangen nach Freiheit hat mich herüber geführt über den Ocean. Jetzt bin ich im Lande der Freiheit. Habe ich sie gefunden? Bei den Baumwollenlords und den Zuckerkönigen weilt sie freilich. Aber in dem Loghause am Lanne wohnt sie eben so wenig, wie bei mir in der Heimath, oder im Ostende Londons, oder in den Comptoirs der vierten Avenue New-Yorks. Ueberall knechtet der Einzelne die Menge, und die blöde Masse läßt sich knechten unter dem Sternenbanner Amerika's wie unter dem Dreizack Englands oder unter dem Adler Rußlands! Tausende von Meilen habe ich zurückgelegt, aber das Elend habe ich überall gleich gefunden.“

Der Reiter ließ den Kopf nachdenklich auf die

Brust sinken. Die Laute der Sprache, in welcher er die letzten Worte gesprochen, mochten in dieser Gegend wohl nur selten vernommen worden sein. Sie waren polnisch.

Ein wildes Geschrei von dem Loghause her schreckte ihn aus seinem Nachdenken auf.

„Was giebt es denn dort?" — rief er, indem er seine Stute zur Eile antrieb. Das Pferd schlug einen raschen Trab an, und nach wenigen Augenblicken befand er sich an dem Orte, von wo aus ihm das Geheul entgegen schallte.

Eine Scene, zwar nicht neu, aber stets gleich abstoßend, bot sich seinen Blicken. Ein Dutzend Schwarze, der Overseer oder Aufseher und zwei seiner Gehülfen standen im Kreise um einen Pfahl vor dem Loghause. An diesen Pfahl war ein Neger von herkulischer Körperform festgebunden. Der Aufseher hielt das Sinnbild seiner Gewalt, die lange drahtgeflochtene Peitsche, in der Hand. Zischend sauste sie auf den nackten Rücken des brüllenden Negers nieder. Die Schwarzen, Männer und Weiber, blickten mit stumpfer Gleichgültigkeit dem ekelhaften Schauspiele zu.

„Wirst Du sagen, wohin der Schurke Juppy*) sich gewendet hat?" — rief der Aufseher, die Peitsche zu einem neuen Schlage erhebend.

---

*) Eine Verstümmelung des Negernamens „Jupiter".

„Weiß nicht, Massa! Barmherzigkeit! Weiß nicht!“ — heulte der Delinquent.

Wieder zischte die Peitsche auf den bloßen Rücken, eine blutige Spur zurücklassend. Der Neger brüllte wie ein Rasender.

„Was hat der Elende verbrochen?“ — rief in reinem Englisch der Reiter, sich rasch der Gruppe nähernd.

Der Aufseher hielt inne mit der Execution und lüftete leicht den Hut.

„Entschuldigen Sie, Graf Worowski, daß wir Ihren angenehmen Morgenritt mit der Bestrafung dieses schwarzen Gauners hier unterbrechen“ — versetzte er mit kalter Höflichkeit. — „Hätte ich gewußt, daß Sie diese Richtung einschlügen, so würden wir der Bestie an dem andern Loghause ihre Züchtigung verabreicht haben.“

„Sie sagten mir noch nicht, Mr. Ward, was der Bursche angestellt hat?“ — fuhr der Graf fort.

„Gestern Nacht ist einer der Gauner, den der Herr erst vor vierzehn Tagen in Blountsville um zweitausend Dollars gekauft hat, entwichen und befindet sich jetzt wahrscheinlich bereits auf dem Wege nach Tenessee. Dieser schwarze Spitzbube hier weiß darum, hat gewiß seine Flucht auch begünstigt und weigert sich nun, zu sagen, welche Richtung der andere genommen hat.“

Während der Aufseher mit dem Grafen sprach, hafteten die Blicke des Negers mit einem Ausdrucke so verzweifelten Flehens auf dem jungen Manne, daß sie diesem bis ins innerste Herz drangen.

„Wie wäre es, Mr. Ward, wenn Sie versuchten, durch gütliches Zureden von dem armen Teufel die Wahrheit zu erfahren?"

Ein mitleidiges Lächeln zuckte um den Mund des Aufsehers. — „Man sieht, daß Sie fremd sind bei uns, Graf Worowski" — erwiderte er. — „Diesen schwarzen Kanaillen gegenüber ist Milde purer Wahnsinn. Hier hilft nur die Peitsche."

„Sie mögen Recht haben, Mr. Ward" — entgegnete der Graf. — „Aber nichtsdestoweniger erlaube ich mir, Sie zu bitten, daß Sie den armen Teufel nicht weiter peitschen. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, meine Nerven sind an derartige Schauspiele noch nicht gewöhnt."

„Wird schon noch kommen, wenn Sie nur erst länger bei uns sind und diese schwarzen Teufel besser kennen gelernt haben" — lachte Mr. Ward. — „Da Sie jedoch für den Schurken ein gutes Wort einlegen" — fuhr er fort — „so verlangt das Gesetz der Gastfreundschaft, daß wir Ihren Wunsch erfüllen. Es ist mir, offen gestanden, leid, Graf Worowski, daß der Zufall Sie hierher geführt hat, denn am Ende hätte

die Bestie vielleicht doch noch gebeichtet. Bindet den Schlingel los" — rief er hierauf den Gehülfen zu. — „Graf Worowski, der Gast des Herrn, wünscht es."

Die Männer gehorchten. Der befreite Verbrecher warf dem jungen Manne einen Blick unaussprechlichen Dankes zu, fuhr sich mit der Hand über den blutigen Rücken und schlich dann, gefolgt von einigen Weibern, nach dem Loghause.

Graf Worowski sagte dem Aufseher einige Worte des Dankes, die dieser ziemlich mißmuthig hinnahm und ritt hierauf langsam durch die Pflanzung dem Herrenhause zu.

„Muß der Teufel diesen russischen oder polnischen Abenteurer daher führen!" — brummte der würdige Mr. Ward, indem er seine Peitsche zusammenrollte und sie unter den Arm nahm. — Der schwarze Lump war auf dem besten Wege zu gestehen, wohin Juppy sich verkrochen hat. Nun können wir selbst suchen!"

„Aber" — meinte der Jüngere der Gehülfen, — „der Fremde ist fort; wir können ja wieder anfangen!"

„Tölpel!" brummte Mr. Ward. — „Glaubst Du, die Schwarzen wissen nicht eben so gut als wir, daß die Fürbitte eines Gastes sie von der Strafe befreit? Willst Du Dir vielleicht einen halben Fuß kaltes Eisen in den Leib holen, indem Du gegen die Sitte des Landes handelst?"

„Eine abgeschmackte Sitte, Mr. Ward" — meinte der Gehülfe.

„Freilich, freilich! Aber da ist nun nichts zu machen" — versetzte Mr. Ward achselzuckend. — „Komm, John, Du mußt sogleich nach Blountsville hinüber reiten, damit der schwarze Schelm heute noch in der Zeitung*) angezeigt wird. Vielleicht erwischen sie ihn noch in Tenessee, obwohl die verdammten Abolitionisten auch hier schon ihre geheimen Comités haben, die den schwarzen Schurken unter der Hand forthelfen."

Damit schlugen Mr. Ward und seine wackeren Genossen den Weg nach dem nächsten Loghause ein.

Während der Graf seinerseits langsam dem Hauptgebäude zutrabte, war es ihm, als sehe er ab und zu in dem Baumwollfelde, dessen Stauden an einzelnen Stellen bis zu seinem Kopfe hinaufragten, einen dunkeln Körper sich sprungweise in gleicher Richtung mit ihm fortbewegen. Die Pflanzung stand zu dicht, als daß er genau hätte unterscheiden können, was es eigentlich war. Der dunkle Gegenstand hielt sich anfangs so ziemlich in gleicher Entfernung, in dem Maße jedoch, als der Reiter sich Mills Manor näherte, kam auch das springende Ding an ihn heran.

---

*) Hue and cry, das Intelligenzblatt amerikanischer Zeitungen, in welchem entlaufene Sklaven steckbrieflich verfolgt wurden.

„Was ist das?“ — sagte Worowski bei sich. — „Ein Prairiewolf kann es doch nicht sein. Wie käme der hierher und noch dazu am hellen Tage. Vielleicht ist es ein Pferd, das sich irgendwo losgerissen hat.“

Als der dunkle Körper wieder und jetzt in einer Entfernung von kaum dreißig Schritten in der Pflanzung auftauchte, faßte der Reiter instinctmäßig sein Jagdgewehr, spannte den Hahn und hielt das Pferd an.

Die Baumwollenstauden rauschten, als ob ein Stück Wild durchbrechen wollte, dann theilten sie sich und plötzlich tauchte ein schwarzer, wolliger Kopf mit dunklen, feurigen Augen und blendend weißen Zähnen auf. Noch ein Satz und Pompey, der Neger, stand vor dem Grafen.

„Ha!“ — sagte dieser lachend, indem er den Hahn in Ruh setzte und die Büchse wieder über die Schulter warf — „Du bist es, Pompey! Ein Glück, daß ich nicht auf's Gerathewohl geschossen habe, sonst hätte es Dir schlecht gehen können. Nun, was willst Du?“

Der Neger kreuzte beide Arme über der Brust und blickte mit gesenktem Haupte zu dem Reiter auf.

„Massa ist gut gewesen gegen den armen Pompey“ — sagte er in seinem kauderwelschen Negerenglisch. — „Massa hat Pompey losgemacht vom Pfahl, Massa's Wort hat des Aufsehers Peitsche festgehalten!“

„Aha!“ — sagte der Graf lächelnd — „Du willst mir danken, Pompey. Nun, das ist schön von Dir. Aber deswegen hättest Du nicht durch die Pflanzung zu springen brauchen.“

Der Schwarze sah einen Augenblick spähend nach allen Seiten umher.

„Danken, ja, Massa“ — sagte er, die Stimme dämpfend — „aber auch warnen.“

„Warnen?“ — erwiderte der Graf aufmerksam werdend — „warnen? vor was?“

„Massa ist weißer Mann, wie Yankee“ — fuhr der Neger fort — „aber Massa ist nicht Yankee?“

„Nein“ — sagte der Graf, und auf die Denk- und Sprechweise des Schwarzen eingehend, fuhr er fort: „Meine Farm liegt weit drüben über dem großen Wasser. Sie liegt dort, wo die Sonne aufgeht.“

Der Neger nickte. — „Ja, weit drüben über dem Wasser, wo es keine Schwarzen, keine Aufseher und keine Peitsche giebt.“

Ein schmerzlicher Zug zuckte bei den letzten Worten des Negers um die Lippen des Grafen.

„Ganz recht, Pompey. Aber sagtest Du nicht, Du wolltest mich warnen?“

„Will Massa nichts in Mills Manor davon sagen, daß er mit Pompey gesprochen hat?“

„Nein, ich verspreche es Dir!“

„Gut, gut!“ — sagte Pompey — „also Massa nicht Land kaufen hier in Alabama, nicht in Tenessee, nicht in Missisippi, nicht im Süden!“

Der Graf ward immer aufmerksamer.

„Warum soll ich hier nicht Land kaufen, Pompey?“ -- fragte er, dem Neger forschend in die Augen sehend.

Pompey schüttelte heftig den Kopf.

„Will Massa Land kaufen, mag Massa drunten Land kaufen im Nord, nicht hier, nicht hier.“

„Aber warum nicht, Pompey?“

„Darf nicht sagen, Massa, darf nicht sagen. Hier bald nicht mehr gut sein, Massa, in Alabama, Tenessee, Missisippi, im Süden!“

Der Graf begriff sogleich, daß der Neger etwas von den politischen Vorgängen in der Union erfahren hatte, daß er und seine Leidensgefährten von den Bestrebungen der Abolutionisten unterrichtet sein mußten. Ein entsetzlicher Gedanke durchzuckte ihn. Sollte am Ende unter den Schwarzen eine Verschwörung bestehen? Er beschloß seinen geheimnißvollen Warner näher auszuforschen.

„Du denkst, die Yankee aus dem Norden werden kommen, um Euch zu befreien“ — sagte er nach einer Pause.

„Weiß nichts, weiß gar nichts, Massa“ — rief der Schwarze ängstlich. — „Aber nicht Land kaufen hier, Massa!“

Damit wandte sich der Neger zum Gehen.

„Höre, Pompey“ — sagte der Graf, indem er zwei Dollarsstücke aus der Tasche zog und sie dem Schwarzen vor die Augen hielt. — „Sieh her, die schenke ich Dir, wenn Du mir sagst, was Du weißt.“

„Weiß nichts, weiß gar nichts, Massa!“ — rief Pompey mit heftig abwehrender Geberde. — „Gott segne Massa.“

Damit war er mit einem Satze wieder in der Pflanzung.

„Noch ein Wort, Pompey!“ — rief ihm Worowski nach. Der Schwarze blieb stehen.

„Sage mir ehrlich: Hast Du Juppy gestern fortgeholfen oder nicht?“

Pompey trat einige Schritte näher.

„Ja, Massa, Pompey hat Juppy geholfen“, — sagte er mit gedämpfter Stimme und im Tone glühenden Hasses. — „O, werden ihn nicht mehr fangen! Juppy ist weit, Juppy hat gute Flinte, gute Bowiemesser und viel, viel Brandy!“

Der Schwarze brach dabei in ein kurzes triumphirendes Lachen aus.

„Und warum bist Du nicht mit ihm geflohen?" — fragte der Graf.

„Pompey hat kleine Frau, kleine Kind! Kann nicht fort!"

„Ah, ich verstehe!" — sagte Worowski. — „Da, armer Teufel, nimm das Geld, kauf' der kleinen Frau und dem kleinen Kinde schöne Tücher dafür. Und nun geh, damit man im Loghause nicht merkt, daß Du fort gewesen bist!"

Mit seligem Grinsen steckte der Neger die Dollarstücke ein. — „O, Massa, guter Mann!" — rief er. — „Aber nicht wahr, Massa, nicht Land kaufen hier, nicht Plantage machen in Ala*)!"

„Nein, sei ruhig, ich werde kein Land kaufen, Pompey! Verlaß Dich darauf!"

Der Schwarze machte einen Freudesprung, rief noch einmal „Gott segne Massa!" und war im nächsten Augenblick in der dichten Baumwollenpflanzung verschwunden.

Nicht ohne Rührung sah ihm der Graf nach. — „Unglückliches Geschöpf" — sagte er, die Zügel der Stute aufnehmend. — „Haben sie Dich auch halb zum

*) Abkürzung für Alabama.

Thiere gemacht, so kennt Dein Herz doch das menschliche Gefühl der Dankbarkeit. O Du schöner, blauer Himmel des Südens! Auf wie viel Gräuel blickst Du ruhig hernieder! Ob wohl der Tag noch fern ist, wo die Rache hereinbricht über die Tyrannen dieses Landes, das sich frei nennt, und über seine Herrscherin, die allmächtige Königin Baumwolle?"

Zweites Kapitel.

Mills Manor.

Wie kam der polnische Graf nach Alabama auf die Plantage Mr. Clairval's, des Besitzers von Mills Manor? Wir werden es sogleich erfahren.

Besitzer eines der größten Herrensitze in Preußisch-Polen, hatte Graf Worowski frühzeitig beide Eltern verloren. Sein Vater, einer der eifrigsten Kämpfer für Polens Freiheit, war in der Schlacht von Ostrolenka schwer verwundet worden. Langsam und lange dahin siechend, hatte er den Untergang seines Vaterlandes nur um sechs Jahre überlebt. Die Gräfin war ihrem Gatten bald ins Grab gefolgt. Der junge Graf und alleinige Erbe eines großen Vermögens hatte in Berlin seine militärische Erziehung durchgemacht und war dann als Officier in das preußische Heer getreten. Wenige Jahre genügten, um ihm einen unbesiegbaren Widerwillen gegen seinen Stand einzuflößen. Mit vier-

undzwanzig Jahren Hauptmann, verließ er den Dienst und durchstreifte nun als Tourist ganz Europa. In Paris hatte er den Winter von 1858 zugebracht und hier die Bekanntschaft Mr. Clairval's, des Besitzers von Mills Manor in Alabama, gemacht. Mr. Clairval, der Nachkomme einer altfranzösischen Adelsfamilie, deren Haupt zu den ersten Ansiedlern Louisiana's gehörte, war in demselben Jahre nach Paris gekommen, um seiner Tochter Lucy in einem der vornehmsten Erziehungshäuser der französischen Metropole die letzte Ausbildung geben zu lassen. Mr. Clairval, obwohl Demokrat und Yankee durch und durch, that sich dennoch nicht wenig auf seine altadelige französische Abstammung zu gute. Uebrigens gehörte er seinen ausgedehnten Besitzungen in Alabama zufolge unbedingt zur Baronie des Südens, hatte drei Jahre hindurch Kingston im Congresse vertreten und würde unter Buchanans Präsidentschaft ohne Mühe zu einem Gesandtschaftsposten in Europa gekommen sein, wenn er es nicht vorgezogen hätte, in der Heimath das freie ungebundene Leben eines reichen Pflanzers zu führen.

„Mr. Clairval von Mills Manor", wie er sich in Paris nennen ließ, war ein feingebildeter Mann, der sich sehr leicht in den aristokratischen Formen des europäischen Gesellschaftslebens bewegte. Dabei besaß er einen unerschöpflichen Vorrath guter Laune und mehr als hin-

reichende Mittel, um überall auf dem vornehmsten Fuße zu leben. Seine Gemahlin Arabella theilte die Neigungen ihres Gatten in jeder Beziehung. Beide interessirten sich lebhaft für den aristokratischen jungen Polen, denn, wenn der Amerikaner auch stolz ist auf seine republikanische Gleichheit und sich mit Selbstbewußtsein einen Demokraten nennt, so fühlte er sich doch mächtig zu den Trägern alteuropäischer Adelstitel hingezogen. Mehr als ein sonst so geriebener Yankee ist hocharistokratischen europäischen Schwindlern, welche diese republikanische Schwachheit auszubeuten verstehen, zum Opfer gefallen. Trotzdem kennen die Baumwollenlords des Südens, und mehr noch die neu aufkommende Shoddy-Aristokratie des Nordens keine größere Wonne, als wenn sie einen europäischen Baron oder Grafen, wenn nicht gar einen Fürsten als wandelndes Prunkmöbel ihren Salons in der fünften oder sechsten Avenue New-Yorks zeitweilig einverleiben können. Es macht eben einen gar zu herrlichen Effect, wenn der reichgalonnirte Diener die Flügelthüren des Salons aufreißt und der versammelten Gesellschaft einen „Count Sperlingheim“ oder „Prince Mutzikoff“ anmeldet!

Daß bei „Count Worowski“ kein Schwindel zu besorgen war, hatte Mr. Clairvals geübter Blick bald erkannt. Der junge Graf, obwohl er ohne Zweifel über eine bedeutende Rente zu verfügen hatte, lebte für

einen Mann seines Standes sehr einfach. Er führte kein kostspieliges Haus, besaß keine Maitresse, figurirte bei den Rennen zu Bologne höchstens als einfacher Zuschauer, spielte nicht, und schien nur eine besonders hervortretende Leidenschaft zu haben: die Musik. Er war deshalb auch ständiger Gast der großen, sowie der italienischen Oper. Mrs. Arabella Clairval theilte die Vorliebe des Polen für Musik, während ihr Gemahl sich nur wenig daraus machte. Sie arrangirte in ihrem Salon in der Rue Vivienne während des Winters häufig musikalische Abende, denen Graf Worowski beizuwohnen pflegte. Selbst ein tüchtiger Pianist, spielte er häufig mit Miß Lucy, der damals etwa fünfzehnjährigen Tochter des Hauses, welche an den Concertabenden der Mama die langweilige Pension mit dem Salon vertauschte und sich in der Gesellschaft des jungen, eleganten Cavaliers weit besser zu behagen schien, als in der klösterlichen Stille ihres Erziehungshauses im Marais.

Während des Jahres 1859 hatte sich Graf Worowski in Italien herumgetrieben und dort den Krieg im Gefolge Baraguay d'Hilliers' als Zuschauer mitgemacht. Im Herbste desselben Jahres nach Paris zurückgekehrt, fand er eine Einladung „Mr. Clairval's de Mills Manor" vor, ihn gelegentlich einmal in Amerika zu besuchen. Der Gedanke hatte manches

Verlockende für ihn. Die neue Welt mit ihrer eigenthümlichen Civilisation war ihm bisher nur aus Büchern und Zeitungen bekannt gewesen. Jetzt bot sich Gelegenheit, das alles aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Frei wie der Vogel in der Luft, war es ihm gleichgültig, wo er seine Zeit verbrachte. Er nahm also Mr. Clairval's Einladung an und wollte noch während des Winters nach Amerika hinüber fahren, als ihn der plötzliche Tod seines Oheims in die Heimath rief. Die Erbschaftsverhandlungen zogen sich lange hinaus, so daß es ihm erst im Jahre 1861 möglich ward, seinen Plan auszuführen. Anfangs Mai landete er in Savannah und weilte nun bereits seit sechs Wochen als Gast auf Mills Manor.

Mr. Clairval hatte den jungen Edelmann mit all der verschwenderischen Gastfreundschaft des amerikanischen Südens aufgenommen. Er bedauerte nur eines, daß nämlich seine Frau und seine Tochter, die seit etwa vierzehn Tagen in Memphis zum Besuche weilten, von wo sie erst gegen Ende des Monats zurückkommen wollten, dem Gaste nicht die Honneurs des Hauses machen konnten. Dem Grafen war die augenblickliche Abwesenheit der Damen gerade nicht unlieb. Er konnte die Zeit bis zu ihrer Zurückkunft dazu verwenden, in Mr. Clairval's Gesellschaft Land und Leute kennen zu lernen. Sie machten Ausflüge nach New-Orleans,

nach Texas, nach Georgia und Florida. Mr. Clairval war der liebenswürdigste, zuvorkommendste Reisebegleiter und überall, wohin sie kamen, verschaffte ihnen der bloße Name des reichen Plantagenbesitzers die ehrenvollste Aufnahme.

Worowski interessirte das von dem europäischen so grundverschiedene amerikanische Leben. Er fand hier etwas Neues, Ungewohntes, eine Civilisation, die mit der höchsten Verfeinerung die ursprünglichste Rohheit und Wildheit verbindet. Zu dem allem kam noch die mächtige politische Aufregung, in deren Mittelpunkt, Alabama, ihn der günstige Zufall geführt hatte. In Montgomery, der Hauptstadt Alabama's, hatten sich bekanntlich am 4. Februar die Südstaaten als „conföderirte Staaten von Amerika" constituirt und Jefferson Davis zu ihrem Präsidenten erwählt. Mit der Wegnahme des Forts Sumter im Hafen von Charleston in Süd-Carolina hatten die Feindseligkeiten zwischen dem Süden und dem Norden am 14. April bereits thatsächlich begonnen. Ueberall, wohin Worowski und sein Gastfreund kamen, herrschte die aufgeregteste militärische Thätigkeit. In den sonst so friedlichen Handelsstädten rasselten jetzt den ganzen Tag die Trommeln, fast die ganze weiße Bevölkerung des Südens stand unter den Waffen und rüstete sich zu dem Entscheidungskampfe auf Leben und Tod. Für den Grafen, als ehemaligen

Militär, hatte das Treiben ein ganz besonderes Interesse. Der Süden, schon seit Langem auf die Eventualität einer blutigen Auseinandersetzung mit dem Norden vorbereitet, hatte es verstanden, sich fast in den ausschließlichen Besitz der ganzen Streitmacht der Union zu setzen. Mindestens neun Zehntel der Officiere des ehemaligen kleinen Heeres der Vereinigten Staaten standen auf der Seite der Conföderation, während der Norden in trügerische Sicherheit gewiegt und die ganze Bewegung in den Sclavenstaaten leichtsinnig unterschätzend, trotz seiner der Zahl nach um mehr als das Vierfache überlegenen Bevölkerung, seinen Gegnern fast wehrlos gegenüber stand. Auf den Streifzügen durch die verschiedenen Südstaaten war Worowski überall mit Officieren jeden Ranges und aller Waffengattungen zusammen gekommen, hatte mit ihnen Meinungen getauscht und mehr als einmal war ihm als Militär von Fach der Antrag gemacht worden, als Oberofficier in das conföderirte Heer zu treten. Der Graf hatte indessen das Anerbieten gewandt abgelehnt. Wofür hätte er sich auch schlagen sollen? Glückssoldat war er nicht, und wenn ihn auch seine freundschaftlichen Beziehungen zu Mr. Clairval, welcher mit Leib und Seele der Conföderation zugethan war und nur durch sein vorgerücktes Lebensalter abgehalten wurde, selbst in die Reihen des Heeres zu treten, gewissermaßen zu einem Parteigenossen des

Südens machten, so stand er doch mit seinen Sympathien auf der Seite des Nordens.

Dies war die Lage der Dinge zur Zeit, wo wir den Grafen von seinem Morgenritte heimkehrend auf der Straße nach Leighton angetroffen haben. Spät in der vorhergehenden Nacht waren Mrs. Clairval und ihre Tochter in „Mills Manor" angelangt. Da die Damen von der langen Fahrt ermüdet waren und überdies auch die Stunde eine zu weit vorgerückte schien, so hielt es der Graf für schicklich, sie erst am nächsten Morgen zu begrüßen. In aller Frühe war er von Mills Manor weggeritten, um die Frische zu genießen. Als er sich jetzt dem Herrenhause näherte, war es nahezu zehn Uhr, also die passendste Stunde, um das Versäumte nachzuholen.

„Die kleine Lucy dürfte in den zwei Jahren ein allerliebstes Mädchen geworden sein" — dachte er, als er bei dem großen Gitterthore anhielt und die Zügel des Pferdes Cato, dem alten Neger, zuwarf, der ihn hatte kommen sehen und ihm entgegen geeilt war.

„Sind die Damen schon mit der Toilette zu Ende, ehrwürdiger Cato?" — sagte er, indem er dem Schwarzen die Flinte übergab.

„Gehen nur nach kleiner Saal, an Veranda, Massa Count" — sagte Cato, die wulstigen Lippen lächelnd bis zu den Ohren zurückziehend und ehrerbietig

eine seiner grauen Locken zupfend. — „Mrs. Clairval und Miß Lucy haben gefragt, ob Massa Count noch nicht zurückgekommen."

„Neugierig bin ich doch, das niedliche Ding wieder zu sehen" — fuhr der Graf in seinem durch den Neger unterbrochenen Selbstgespräche fort, indem er den breiten, sonnigen Fahrweg vermeidend sich nach dem Parke wandte. „Damals in Paris versprach sie recht hübsch zu werden. Nun, wir werden ja sehen, ob sie Wort gehalten hat."

An einer dichten Taxuswand vorüber führte der Weg nach einer großen, schattigen Waldpartie aus Ahornplatanen. Hier war es selbst bei der größten Hitze des Tages verhältnißmäßig kühl. Mr. Clairval hatte vom nächsten Hügel einen kräftigen Quell hereinleiten lassen, welcher über künstliche Felspartien stürzend eine Menge kleiner Wasserfälle bildete und sich einige hundert Schritte tiefer im Walde zu einem kleinen See erweiterte. Dieser Teich, bedeckt mit den üppigsten Wasserpflanzen des Südens, der stolzen Victoria regia und dem breitblättrigen Nenuphar, lag im tiefsten Waldesschatten versteckt. Wer sich Mills Manor von dieser Seite näherte, konnte weit eher glauben, daß er sich in einer abgelegenen Partie des Parkes von Fontainebleau als auf einer Plantage in Alabama befinde.

Die tiefste Ruhe lag über See und Wald. Nur

ein halbes Dutzend rothschwänzige Aras, welche sich auf den Cypressenzweigen am Rande des Wassers schaukelten, unterbrachen durch ihren eintönigen Ruf ab und zu die wohlthuende Stille. Am jenseitigen Ufer des Sees traten ein Paar zahme Rehe aus dem Walde und suchten beim Wasser Erquickung von der steigenden Glut des Tages.

Die Kühle, welche hier herrschte, war so verlockend, daß der Graf sich einen Augenblick auf einem der Schaukelstühle am Ufer niederließ und die Rehgruppe drüben betrachtete.

Kaum hatte er Platz genommen, als seine Aufmerksamkeit durch eine neue Erscheinung gefesselt ward. Aus dem Walde tauchte eine jugendliche weißgekleidete Frauengestalt auf, und eine helle Mädchenstimme sang eine Strophe des bekannten Liedchens: „Stern in dem Westen, lieblicher Stern." Anstatt scheu davonzulaufen, näherten sich die Rehe traulich der Sängerin, welche, den breiten Strohhut am Arme, jetzt an den See trat und den Thieren liebkosend Futter reichte, während sie ihr Liedchen weiter trällerte.

„Miß Lucy" — sagte der Graf, sein Lorgnon öffnend und das reizende Bild drüben betrachtend. — „Wahrhaftig, das Mädchen ist allerliebst geworden. Aber nein, das kann sie doch nicht sein. Miß Lucy war ja blond, und die Dame dort drüben hat kohl-

schwarzes Haar. Auch ist sie viel schlanker, als Lucy damals war. Sollte Mrs. Clairval Besuch mitgebracht haben?"

Obwohl die größte Breite des Teiches ihn von dem Mädchen trennte, konnte Worowski doch deutlich jeden Zug des Gesichtes erkennen. Ueppiges schwarzes Haar fiel in reichen Locken über den weißen Nacken. Die Farbe des Gesichtes war blaß, ohne darum krankhaft zu erscheinen. Ein leichter dunkler Schatten um die Augen verlieh dem feinen Gesichtchen einen eigenthümlichen pikanten Reiz. Die nackten Arme waren voll und rund, die Hände auffallend klein.

Durch die tief herabhängenden Zweige einer Weide halb verdeckt, konnte der Graf die unbekannte Dame bequem beobachten. Sie schäkerte eine Weile mit den zahmen Rehen, setzte sich dann auf die Bank unter einer Plantane, nahm ein Buch aus der Tasche und begann zu lesen.

Worowski erhob sich, trat etwas in den Wald zurück und ging dann, sich stets in einiger Entfernung vom Wasser haltend, rund um den Teich nach dem Platze, wo die Dame saß. Bis auf wenige Schritte war er ihr nahe gekommen, als das Knirschen des Kieses ihn verrieth. Das Mädchen blickte von ihrem Buche auf, erhob sich, machte ihm eine tiefe Verbeugung und wollte sich schweigend entfernen.

„Bitte, mein Fräulein" — sagte der Graf, den Hut abnehmend. — „Ich habe Sie in Ihrer Lectüre gestört und wäre untröstlich, wenn ich Sie nun auch von Ihrem Platze verscheuchen sollte. Ich hielt Sie aus der Ferne für Miß Clairval und kam herbei, um das Fräulein, das mich von Paris her kennt, zu begrüßen."

„Dann habe ich also die Ehre, mit dem Gaste des Hauses, mit Count Worowski zu sprechen" — versetzte die Dame. Sie zeigte, während sie sprach, unter den schöngeformten aber etwas vollen Lippen zwei Perlenreihen von Zähnen.

„Ich bin es" — antwortete Worowski. — „Und Sie, mein Fräulein, sind jedenfalls eine Freundin Miß Clairval's, die von Memphis mit ihr auf Besuch nach Mills Manor gekommen ist?"

„O nein, Sir" — versetzte das Mädchen, die Augen niederschlagend, während eine flüchtige Röthe ihre blassen Wangen überflog. — „Ich bin nur Magnolia."

„Magnolia?" — sagte der Graf, den Namen wiederholend. — „Heißt so nicht die Wunderrose des amerikanischen Urwaldes?"

„Allerdings, Sir" -- versetzte das Mädchen. — „Aber es ist auch der Name, den man mir gegeben hat."

„Und wollen Sie nicht wieder Platz nehmen, Miß Magnolia“ — sagte Worowski.

„Ich danke, Sir“ — erwiderte Magnolia, ohne der Aufforderung Folge zu leisten.

„Ich sah von drüben, wie Sie die Rehe fütterten“ — fuhr Worowski nach einer Pause fort. — „Fürchten Sie sich nicht vor den Thieren?“

„O nein! Die Rehe, die Aras und auch die Pferde Mr. Clairval's sind meine Freunde. Sie kennen mich alle und wissen, daß ich sie liebe.“

Das Mädchen sprach dies so natürlich, daß Niemand die etwas kindliche Antwort für affectirt halten konnte.

„Ich wundere mich, daß mir bisher weder Mr. Clairval, noch sonst Jemand im Hause von Ihnen gesprochen hat, Miß Magnolia“ — sagte Worowski. — „Ich wußte gar nicht, daß Miß Lucy eine Gesellschaftsdame habe.“

„Ich bin nicht Miß Lucy's Gesellschafterin und gehöre auch nicht zur Familie“ — erwiderte das Mädchen. — „Ich bin nur Magnolia.“

„Nur Magnolia“ — dachte der Graf. — „Was will sie mit ihrem „nur“ wohl sagen? Ein merkwürdiges Mädchen!“

„Die Familie Mr. Clairval's erwartet Sie ohne Zweifel schon im Salon“ — sagte Magnolia. — „Es

wäre unbescheiden, wenn ich Sie länger hier aufhielte, Sir. Sie erlauben mir also wohl, daß ich mich entferne!"

Damit machte sie dem Grafen eine tiefe, fast demüthige Verbeugung und schlug einen, dem Herrenhause entgegengesetzten Weg durch den Wald ein.

Der Graf schaute ihr eine Weile ganz verdutzt nach.

„Das ist wahrhaftig das merkwürdigste Mädchen, welches mir jemals vorgekommen ist!" — dachte er. — „Aber sie hat Recht. Cato wird mich jedenfalls schon bei den Damen gemeldet haben, und sie werden nicht begreifen können, wo ich so lange bleibe."

Kopfschüttelnd kehrte Graf Worowski um und ging langsam nach dem Herrenhause, wobei er sich von Zeit zu Zeit nach Magnolia umblickte, bis diese im Walde verschwunden war.

Das „nur Magnolia" des jungen Mädchens, welches der Toilette sowie der ganzen Erscheinung nach unmöglich eine Dienerin des Hauses sein konnte, wollte Worowski nicht aus dem Kopfe. Ein zweiter sonderbarer Umstand war es, daß das Mädchen, obwohl es seinen Rang kannte, ihn einfach mit „Sir" angesprochen hatte, während alles im Hause ihn nach englischer Art „Count", das heißt „Graf", nannte. — „Jedenfalls ist Magnolia eine entschiedene Republikanerin" — dachte Worowski lächelnd. — „Sie erkennt auf dem

Boden der Union nicht einmal den ausländischen Adel an."

Im Salon fand der Graf die ganze Familie, nebst zwei fremden Herren beim zweiten Frühstück versammelt.

„Aha!" — rief ihm Mr. Clairval entgegen — „da kommt ja unser wilder Jägersmann! Schnell, Graf, nehmen Sie Platz, sonst bekommen Sie nichts mehr zu essen. Die Herren, Mr. Ellis und Mr. Courtham-Durville" — fuhr er, die Genannten vorstellend, fort — „sind heute von Center herüber geritten und haben vortrefflichen Appetit mitgebracht."

Graf Worowski begrüßte rasch die Herren und wandte sich dann sogleich zu den Damen, welche ihn beide sehr freundlich willkommen hießen.

Miß Lucy war in der That sehr hübsch geworden, während Mrs. Arabella Clairval noch weitere Fortschritte in ihrer Neigung zur Körperfülle gemacht hatte. Was die beiden Fremden betrifft, so hatte der jüngere, Mr. Ellis, sehr scharf geschnittene, aristokratische Züge, während der ältere, Mr. Courtham-Durville, der vollkommene Typus eines südlichen Pflanzers war.

„Lucy hat sich schon sehr darauf gefreut, wieder einmal mit Ihnen musiciren zu können, Graf" — sagte Mrs. Clairval. — „In unserer amerikanischen Einöde

giebt es leider keine Kunst! O, wie sehne ich mich nach den schönen Tagen zurück, wo wir in unserer Loge der Academie impériale de Musique saßen und Verdi's Zauberklänge mit vollen Zügen schlürften!"

Mrs. Clairval seufzte dabei tief auf und suchte ihre Wehmuth mit einem Glase Champagner zu bekämpfen.

„Und Sie, Miß Lucy" — sagte der Graf, sich zu der Tochter des Hauses wendend, die mit der Würde einer jugendlichen Herrscherin an der Seite der Mutter saß — „empfinden Sie auch zuweilen noch Sehnsucht nach der Pariser Oper?"

„Nach Paris? Nein, Graf! Seit ich wieder in Amerika bin, habe ich mich überzeugt, daß es nirgends schöner ist als bei uns" — erwiderte Lucy bestimmt.

„Bravo, Miß Clairval!" — rief Mr. Ellis — „das ist gesprochen, wie eine echte Native! In der Welt giebt es nur ein Land, in dem man leben kann, und das ist Amerika."

Der Graf sah den jungen Mann, der in Gegenwart eines Fremden so enthusiastisch das Lob seiner Heimath sang, einen Augenblick überrascht an.

„Waren Sie schon einmal drüben in der alten Welt, Mr. Ellis?" — fragte er ihn mit dem Tone leichten Spottes.

„Nein, Graf, und ich gestehe Ihnen, daß ich auch niemals Lust dazu empfand" — versetzte der Yankee sehr bestimmt. — „Was sollte ich auch drüben thun? Besser als bei uns ist es doch nirgends, denn wäre dies der Fall, wie kämen sonst alljährlich diese Hunderttausende von Auswanderern zu uns herüber, während es doch wahrhaftig keinem Amerikaner einfällt, sich drüben anzusiedeln."

„Da haben Sie Recht, Mr. Ellis" — sagte der Graf — „aber Sie vergessen, daß es nur der ärmste und häufig auch nicht der beste Theil der europäischen Bevölkerung ist, welcher zu Ihnen herüberkommt."

„Ja wohl, betrunkene Irländer, bettelhafte Franzosen und hungrige Deutsche, mit einem Worte, Gesindel" — rief Mr. Courtham-Durville, sein Glas leerend und es dann wieder füllend.

„Welche diese Krämerseelen des Nordens gegen uns aufhetzen, die unsere alterprobten Institutionen vernichten und uns an den Bettelstab bringen möchten, um sich dann in unserem Eigenthum gütlich zu thun!" — fuhr Ellis aufgeregt fort. — „Aber wir wollen ihnen schon heimleuchten, den infamen Landstreichern!"

„Keine Politik in Gegenwart der Damen, meine Herren" — sagte Mrs. Clairval. — „Sie wissen, daß wir nichts davon verstehen!"

„Ganz Recht, Arabelle" — rief Mr. Clairval — „lassen wir die Einwanderungsfrage und halten wir uns zum Champagner. Apropos, Graf, noch ein Glas?"

„Ich danke" — sagte dieser. — „Nun, welche Neuigkeiten haben die Herren von Kingston mitgebracht?"

„Beauregard rückt gegen Washington vor, während unser tapferer Jackson mit seinen Teufelskerlen gegen Westen operirt. Der „Kingston Messenger" meint, daß binnen wenigen Wochen ein entscheidender Schlag zu gewärtigen sei" — erwiderte Courtham-Durville.

„Es ist göttlich!" — rief Ellis — „der alte Affe*) Lincoln kann sein Gesindel nicht einmal zusammen behalten. Kaum haben die Schlingel das Handgeld, so laufen sie ihm auch schon davon. Alles stiehlt dort drüben, Generale, Officiere, Lieferanten und Soldaten. Wir werden die Bande zusammenpfeffern, daß es eine Freude ist! Dann wird kurzer Prozeß gemacht! Der alte Affe wird gehängt, sein ganzes Cabinet desgleichen und die Krämerseelen müssen sich ergeben auf Gnade und Ungnade! Ich kann es kaum erwarten, bis ich auch dabei bin!"

*) Ein Wortspiel mit old Ape, der alte Abraham, d. h Lincoln und old abe, der alte Affe.

„Wie?“ — sagte der Graf — „Sie gehen auch zur Armee, Mr. Ellis?“

„Er ist zum Obersten des fünften Chevauxleger-regimentes ernannt“ — sagte Mr. Clairval — „und reist dieser Tage mit Mr. Courtham-Durville, welcher als Major ins sechste Infanterieregiment tritt, nach Augusta ab, wo der Stab steht. Die Herren sind gekommen, um uns ihren Abschiedsbesuch zu machen.“

„Da wünsche ich den Herren viel Glück“ — sagte Worowski — „vielleicht sehen wir uns später einmal in Beauregard's Hauptquartier.“

„Wie, Graf“ — rief Miß Lucy — „Sie wollen auch unserer guten Sache Ihren Arm weihen! Das ist ritterlich, Graf!“

„Warum nicht, Miß Lucy?“ — versetzte Worowski — „ich bin ein ehemaliger Militär, und habe, wie Sie sich vielleicht noch erinnern, den italienischen Krieg als Liebhaber mitgemacht. Bin ich auch bei der Frage, die Ihr Vaterland in diesem Augenblicke in Athem hält, in keiner Weise betheiligt, so ist es doch von Interesse für mich, einen Krieg in Amerika mitzumachen, der jedenfalls von den Kriegen in der alten Welt sehr abweichen dürfte. Den Soldaten lockt der Pulverdampf, gleichviel wo er aufsteigt, und so kann es sich wohl machen, daß ich in Beauregard's oder Jackson's Hauptquartier als Gast erscheine.“

Ellis und Courtham-Durville nickten bei diesen Worten wohlgefällig. Mr. Clairval füllte die Gläser.

„Beauregard und Jackson sollen leben!“ — rief er, seinen Kelch erhebend. Alle stimmten ein.

„Sieg der Conföderation!“ — rief Miß Lucy, ihr Glas bis zur Neige leerend, — „Jeff Davis für immer!“

Mit Verwunderung betrachtete Worowski das junge Mädchen, welches in seiner Begeisterung es fast noch den Männern zuvorthat. Mit ihrem flammenden Blicke war sie wirklich schön, wenn auch von einer ganz anderen Schönheit als die schüchterne Magnolia draußen im Parke.

Nach dem Frühstück entfernten sich die beiden Herren mit Mr. Clairval. Worowski blieb mit den Damen im Salon zurück.

„Sie müssen uns von Frankreich, von dem schönen Paris erzählen, Graf“ — sagte Mrs. Clairval. — „Mag Lucy noch so sehr für ihr Amerika schwärmen. Ich sage, es giebt doch nur ein Paris!“

„Ich stehe mit Vergnügen zu Diensten, Mrs. Clairval“ — antwortete Worowski. — „Zuvor aber gestatten Sie mir eine Frage. Als ich vorhin durch den Park ging, begegnete ich am See einer jungen Dame, die jedenfalls mit Ihnen von Memphis ge-

kommen ist, und die ich zu meinem Erstaunen nicht im Salon gesehen habe."

„Eine Dame?" — fragten Mutter und Tochter verwundert.

„Ja, Miß Magnolia, ich denke, sie nannte mir diesen Namen."

Einen Augenblick sahen sich Lucy und Mrs. Clairval ganz verdutzt an, dann brachen Beide in ein lautes Gelächter aus.

„O Graf Worowski, was haben Sie da gemacht!" — sagte Mrs. Clairval, indem sie sich umsonst bemühte, ihre Heiterkeit zu bemeistern.

„Eine Dame!" — rief Lucy, das Lachen hinter ihrem Battisttaschentuch verbergend. — „Eine Dame! Ja wohl, Cuffee la beauty."*)

„Ich begreife Ihre Heiterkeit nicht, meine Damen!" — sagte Worowski, aufs Höchste erstaunt. — „Finden Sie meine Frage so ungewöhnlich?"

„Ich bitte um Verzeihung" — sagte Mrs. Clairval — „ich vergaß, daß Sie fremd sind in diesem Lande und die hiesigen Verhältnisse nach Ihrem europäischen Maßstabe beurtheilen. Miß Magnolia, die Sie so gütig sind, eine Dame zu nennen, ist nichts mehr und nichts weniger als Lucy's Kammermädchen und eine Sclavin."

*) Ein verächtlicher Spitzname der Neger.

„Unmöglich!“ rief Worowski.

„Sie denken wohl, weil sie weiß ist“ — sagte Miß Lucy. — „Aber haben Sie denn nicht den dunklen Ring um die Augen bemerkt, Graf?“

„Dieses zarte fein gebildete Mädchen eine Sclavin!“ — sagte Worowski noch immer ganz verblüfft. — „Sie scherzen, meine Damen!“

„Nein, im vollen Ernste, Graf“ — erwiderte Mrs. Clairval. — „Magnolia, oder wie Sie sagten, Miß Magnolia“ — fügte sie, aufs Neue lachend hinzu — „ist eine Quadrone, das heißt ein Mischling im vierten Grade, aber darum doch eine Sclavin. Sie sehen in ihr das Product einer absonderlichen Laune meines seligen Bruders, ihres Papas!“

„So ist sie also doch Ihre Nichte, Mrs. Clairval“ — meinte der Graf.

„Bitte sehr“ — rief Miß Lucy — „für die Verwandtschaft möchte ich mich bestens bedanken!“

„Sie ist allerdings die Tochter meines Bruders“ — sagte Mrs. Clairval. — „Die Sache verhält sich so. Mills Manor, so benannt nach meinem Großvater, Mr. Mill, ist bereits seit drei oder vier Generationen in unserem Besitz. Bei uns hier zu Lande ist alles stabil. Zwei Drittel von unseren Sclaven stammen von Negern ab, die zugleich mit meinem Großvater auf die Plantage kamen, falls ihre Eltern oder Großeltern nicht

schon früher hier gewesen sind. Unsere Herren haben von jeher etwas eigenthümlichen Anschauungen in Betreff ihrer weiblichen Sclaven gehuldigt, vorausgesetzt, daß diese jung und hübsch sind. Was wollen Sie, Graf? Es ist einmal Landessitte, und dagegen läßt sich nichts machen. Wahrscheinlich hat Magnolia's Großmutter oder Urgroßmutter einmal Gnade gefunden vor den Augen eines ihrer Herren. Die Folge davon war eine Nachkommenschaft, welche um einige Grade lichter war als die Vorfahren. Wie die Sache weiter ging, weiß ich nicht. Mein Bruder jedoch, welcher die Toleranz gegen seine Farbigen, besonders wenn sie schön waren, etwas allzu weit trieb, hatte mit Magnolia's Mutter eine Liaison, falls dieser Ausdruck hier passend ist, die ihn sogar hinderte, jemals eine standesgemäße Ehe einzugehen. Er war nach dem Tode meines Vaters sehr früh in den Besitz von Mills Manor gekommen und herrschte hier nach Gutdünken. Ich wußte von dem allen nichts, denn ich hatte mich jung verheirathet und lebte damals mit Mr. Clairval und meiner Mutter auf unserer Besitzung in Arkansas. Höchst wahrscheinlich hätte er später Magnolia, deren Mutter wenige Jahre nach der Geburt des Mädchens starb, freigelassen und für sie gesorgt. Zum Unglück für sie ritt er jedoch eines Morgens auf einem wilden Kentuckypferde von Mills Manor weg und wurde eine Stunde später mit ge-

brochenem Genick als Leiche dahin zurück gebracht. Die Plantage ging nunmehr in unseren Besitz über, und wir zogen von Arkansas hierher. Bei unserer Ankunft fanden wir die kleine Magnolia. Ich erfuhr bald, in welchen Beziehungen sie zu meinem lustigen Herrn Bruder gestanden hatte. Sie war ein zierliches, kleines Ding, fast in gleichem Alter mit Lucy. Wir gaben sie ihr zur Gespielin, sie wuchs mit meiner Tochter heran. Da Magnolia ein sehr leichtes Fassungsvermögen hatte, so ließen wir sie mit Lucy gemeinschaftlich unterrichten, in der Hoffnung, diese werde durch ihr Beispiel angeeifert werden. Das Mädchen hat also, was eigentlich nicht Recht war, so ziemlich dieselbe Erziehung erhalten, wie meine Tochter. Später machten wir aus ihr unser Kammermädchen und so ist sie bei uns im Hause geblieben. Das ist „Miß" Magnolia's Geschichte, Graf, und nun werden Sie auch unsere Heiterkeit bei Ihrer Frage wegen der „jungen Dame" begreifen."

„Und dieses Mädchen ist noch immer Sclavin, trotz ihrer Bildung?" — fragte der Graf, dessen Erstaunen eher zu- als abgenommen hatte.

„Natürlich" — erwiderte Miß Lucy sehr ruhig — „welchen Grund sollte Papa auch wohl haben, sie frei zu lassen? Sie ist uns im Hause von großem Vortheile, sie hat es gut bei uns. Ihr könnte die Freiheit

doch nichts nützen, und wir müßten einer weißen Dienerin, einer Freien, mindestens fünfhundert Dollars jährlich zahlen, denn mit den Schwarzen ist nichts anzufangen. Zu feineren Arbeiten lassen sich diese einmal nicht verwenden."

„Aber erlauben Sie mir, Miß Lucy" — sagte der Graf ernst — „trotz alledem ist Magnolia doch Ihre Cousine und ungeachtet ihres Quadronenthums Ihre nächste Verwandte?"

„Meine Cousine!" — rief Miß Lucy, die Lippen stolz aufwerfend. — „Ich bitte Sie nochmals, Graf Worowski, mich mit dieser Verwandtschaft gefälligst zu verschonen. Sie ist Sclavin wie alle anderen und hat als solche mit unserer Familie nichts zu thun."

„Sie beurtheilen die Dinge von ihrem europäischen Standpunkte, lieber Graf" — sagte Mrs. Clairval, den Eifer ihrer Tochter beschwichtigend. — „Wenn man alle Kinder unserer Pflanzer und ihrer Beamten als zu den Familien gehörig betrachten wollte, so kämen schöne Sachen heraus! Du mein Himmel! Wie oft kommt es vor, daß der eine oder der andere unserer Plantagenbesitzer seine „Kinder", wie sie sagen, verkauft oder vertauscht. Dabei findet Niemand etwas Ungewöhnliches."

„Aber das sind ja entsetzliche Verhältnisse, meine Damen!" — rief der Graf, indem er sich mit schlecht

verhehltem Ausdruck des Abscheus in seinem Schaukelstuhle zurücklehnte.

„Das ist nun einmal so" — sagte Mrs. Clairval achselzuckend.

„Entsetzlich, sagen Sie?" — nahm Miß Lucy in ihrem Eifer wieder das Wort. — „Erlauben Sie mir doch eine Frage, Graf Worowski. Wenn ich recht berichtet bin, so betrachtet man drüben in Ihrer alten Welt eine Ehe zwischen einem Hochadeligen, wie Sie zum Beispiel, und einer Nichtadeligen auch nicht als vollgültig, und die Kinder aus einer solchen Verbindung gelten durchaus nicht als Ebenbürtige des Vaters. Ist dem nicht so, Graf?"

„Wenigstens war es so bis in die neuere Zeit, die in dieser Beziehung freisinnigeren Grundsätzen huldigt" — versetzte Worowski nicht ohne eine gewisse Verlegenheit über diese unerwartete Anwendung des europäischen Legitimitätsprincips. — „Aber dabei handelt es sich am Ende doch nur um eine sociale Etiquettefrage und nichts weiter."

„Sehr richtig, Graf" — rief Miß Lucy mit dem Tone der Siegesgewißheit — „bei uns aber handelt es sich um weit mehr, um die Reinheit der Rasse. Sehen Sie einmal nach dem Süden unseres Continents, nach Brasilien, nach Mexiko und den anderen ehemaligen spanischen Colonien, wo die überlegene weiße Rasse die

Todsünde beging, sich mit Indianern und Negern zu vermischen. Giebt es in der Welt ein ärgeres Gesindel als die dortige Bevölkerung? Hier haben Sie die Nutzanwendung zu Ihren humanen, abolitionistischen Grundsätzen! Nein, Graf, wir wissen recht wohl, was wir thun, wenn wir eine unübersteigliche Scheidewand zwischen uns Weißen und den Farbigen aufrecht erhalten. Die anglo-germanische Rasse ist bestimmt, einst die Welt zu beherrschen, und diese erhabene Aufgabe müssen wir uns immer gegenwärtig halten."

Das Mädchen hatte mit dem Eifer unerschütterlicher Ueberzeugung gesprochen. Worowski hatte ihr mit immer größerer Verwunderung zugehört. In dem Munde einer jungen Dame frappirten ihn diese Grundsätze mit doppelter Gewalt. Mrs. Clairval nickte ihrer Tochter wohlgefällig zu.

„Es mag viel Wahres sein in dem, was Sie da sagen, Miß Clairval" — erwiderte der Graf nach einer Pause. — „Aber das hindert nicht, daß ich das Loos der armen Magnolia, die nicht einmal die Wohlthat der Geistesrohheit besitzt, wie ihre Schicksalsgenossen, unendlich traurig finde. Welches wird unter solchen Umständen wohl die Zukunft des unglücklichen Geschöpfes sein?"

„O, was das betrifft, so seien Sie unbesorgt" — sagte Mrs. Clairval. — „Entweder sie bleibt immer in

ihrer bisherigen Stellung in unserer Familie und bringt es zuletzt bis zum Range der ersten Beschließerin, oder einer unserer Aufseher, vielleicht Mr. Ward, der ohnehin schon lange süße Augen auf sie macht, kauft sie Mr. Clairval um einen billigen Preis ab, falls mein Mann sie ihm am Ende nicht gar zur Belohnung für seine treuen Dienste schenkt, und heirathet sie. In dem einen wie in dem anderen Falle ist ihr Loos ein so glückliches, als sie es sich überhaupt nur wünschen kann."

Graf Worowski dachte an den Aufseher mit der Peitsche, wie er ihn wenige Stunden vorher in der Ausübung seines abscheulichen Amtes beim Loghause gesehen hatte. Ein Gefühl tiefen Mitleids beschlich ihn, wenn er sich Magnolia in der Gewalt dieses Menschen dachte.

In diesem Augenblicke trat Magnolia herein und meldete in unterwürfigem Tone, daß in den Zimmern der Damen alles zur Siesta hergerichtet sei. Der Blick des Grafen ruhte mit innigem Mitgefühl auf dem Mädchen.

Miß Lucy hatte diesen Blick aufgefangen. — „Es ist gut, geh'!" — sagte sie in kurzem, fast scharfen Tone zu dem Mädchen. — „Komm, Mama" — fuhr sie dann, zu ihrer Mutter gewendet, fort. — „Es fängt an, auch hier unerträglich heiß zu werden, und ich bin noch etwas angegriffen von unserer langen, nächt-

lichen Fahrt. Lassen Sie sich die Siesta nicht durch philantropische Träume stören, Graf Worowski" — fügte sie mit spöttischem Lächeln hinzu. — „Für solche Ideen ist bei uns im Süden kein Boden. Auf Wiedersehen bei Tische!"

„Wir fahren nach dem Diner nach Leighton, Graf" — sagte Mrs. Clairval. — „Sie begleiten uns doch?"

„Mit dem größten Vergnügen" — erwiderte Worowski sich verbeugend. — „Angenehme Träume, meine Damen!"

Drittes Kapitel.

Die Vorposten der Freiheit.

Viele Meilen nordwärts von dem bisherigen Schauplatze unserer Erzählung, dort wo zwei Riesenströme der Union, der Mississippi und der Ohio, sich vereinigen, dehnt sich das ungeheure Gebiet des Staates Kentucky mit seinen unermeßlichen, nur stellenweise von der Axt des Ansiedlers gelichteten Urwäldern aus. Was man hier Städte nennt, würde anderswo kaum Anspruch auf den Namen eines Dorfes haben, und die Dörfer sind wenig mehr als vereinzelte Weiler. Hier tummelt sich noch auf unabsehbaren Prairien das wilde Kentuckyroß, hier giebt es Waldesflächen, groß wie ein kleines europäisches Fürstenthum, in welche noch niemals der Fuß des Menschen gedrungen ist. An den Ufern der Flüsse wohnt noch in ungetrübtem Frieden der Biber. Myriaden riesiger Schlingpflanzen, undurchdringlich für das Beil und nur durch Feuer bekämpfbar,

verhüllen den Urwald mit seinen wilden Bewohnern: dem flüchtigen Hirsch, dem Jaguar und dem Büffel. Tausende von Baumstämmen, die Alter, Sturm und Winterschnee gefällt, treiben auf dem Ohio, Tenessee und Mississippi stromabwärts, willkommene Fahrzeuge für den Alligator, der sich auf ihnen sonnt, aber oft unüberwindliche Hindernisse für die riesigen Dampfer, die den Verkehr zwischen dem Norden und dem Süden der Union vermitteln. Und hierher führen wir jetzt den Leser.

Kentucky war der Union treu geblieben und bildete somit die Grenze zwischen dem Norden und dem Süden. Da die kriegerischen Operationen sich auf den Osten der großen Republik concentrirten und bei den riesenhaften Entfernungen sich auf ein verhältnißmäßig sehr kleines Gebiet beschränken mußten, so merkte man in den mittleren und westlichen Staaten fast gar nichts von dem bereits seit Anfang des Jahres entbrannten Kampfe. Nur die Zeitungen gaben Nachrichten von den politischen Vorgängen. Aber selbst diese drangen nur in die wenigen stärker bewohnten Punkte der endlosen Wildniß. Der vereinzelte Ansiedler, der Squatter, erfuhr oft monatelang nichts davon, daß sein Vaterland in einem Kampf um Leben und Tod begriffen war. Er lebte ruhig in altgewohnter Weise weiter, unbekümmert darum, in welchem Sinne die Entscheidung ausfallen

mochte, die in ihren Folgen kaum seine Enkel berühren konnte.

Dennoch sollte es auch hier anders werden. Während die Regierung des Nordens den Kampf gegen den rebellischen Süden sehr lässig betrieb, hatte sich der Privatunternehmungsgeist denselben zu Nutzen gemacht. Abolitionistische Comités hatten sich organisirt, welche es unternahmen, den Krieg gegen die Sclavenstaaten auf eigene Faust und im Kleinen zu führen und so den eigentlichen Armeen des Nordens vorzuarbeiten. Dem Namen nach, und häufig auch das nicht einmal, unterstanden die Guerillas der Centralregierung in Washington. In Wirklichkeit bildeten sie dagegen vollkommen selbständige Trupps, die Niemand gehorchten als ihren Führern und auch diesen nicht allzu eifrig. Freicorps im weitesten Sinne des Wortes, machten sie nicht viel Unterschied zwischen Freund und Feind und waren besonders für die Anwohner der Grenzgebiete eine wahre Landplage. Nicht selten geschah es, daß die Squatters in Kentucky, der Belästigungen müde, sich zusammen thaten und kleinere Abtheilungen ihrer Bundesgenossen mit bewaffneter Hand vertrieben. Das ungeheuere Terrain bot jedoch den Freischaaren hinlänglich Raum, ihre nutzbringenden Bestrebungen sogleich wieder an einem anderen Orte aufzunehmen, wobei sie dann, gewitzigt durch die unangenehmen Erfahrungen, wenigstens

für den Anfang sich eines möglichst respectablen Benehmens zu befleißigen suchten.

Ein solches Freicorps, oder wie es sich lieber nannte, ein „Fliegendes Corps von General Mac Dowell's Armee", bildete der Trupp, welchen Oberst Harper zu befehligen die Ehre hatte. Das Corps mochte aus etwa zweihundert Mann bestehen und hatte seit drei Tagen sein Hauptquartier zwischen Dover und Cadix an den Ufern von Cumberland, also hart an der Grenze von Tenessee aufgeschlagen.

Der Anblick, welchen das Lager bot, war ein eigenthümlich malerischer. Auf einer weiten Wiese, umsäumt vom Walde, breitete sich die kleine Zeltstadt aus. Auf dem größten der Zelte flatterte die Fahne der Union lustig im Winde, welcher von Cumberland und Tenessee, die etwa sechs Meilen entfernt sein mochten, frisch herüber wehte. Zwischen den Zelten trieben sich Indianer, mit ihrem Kriegsschmucke angethan, und Weiße in allen möglichen Uniformen, die Einen eben so zerlumpt als die Anderen, herum. Neger, der Zahl nach wohl über ein Hundert, welche durch die geheimen abolitionistischen Comités in Tenessee unterstützt, ihren Herren entlaufen waren und der ihnen ertheilten Weisung gemäß sich zu dem „mächtigen" Obersten Harper begeben hatten, besorgten jetzt als freie Männer die Bedienung ihrer neuen Herren mit

all dem Geschrei und der komischen ihrer Race eigenthümlichen Wichtigmacherei. Hier wurde gekocht und gewaschen, dort gespielt, getrunken und fleißig geflucht. Weiter hinten im Schatten einer mächtigen Ahornplatane führten ein halbes Dutzend barfüßiger Schwarzer beim Klange einer dumpfen Trommel und einer schrillen Querpfeife einen ihrer Lieblingstänze auf, während ein Trupp indianischer Krieger, das Kalumet, die kurze Thonpfeife im Munde, ihnen mit gravitätischem Ernst zusah.

An einer vorspringenden Waldesecke, im Schatten einer Gruppe uralter Bäume, saß Oberst Harper auf seinem Feldstuhle, umgeben von seinem Stabe, und hielt Kriegsrath. Der Führer des „Fliegenden Corps von General Mac Dovell's Armee" mochte ein Mann von etwa sechsundvierzig Jahren sein. Sein wildverwachsener Bart, die scharfen, tief durchfurchten Züge, die rauhen, von der Sonne gebräunten Hände bezeigten deutlich, daß er eine bewegte Vergangenheit hinter sich liegen hatte. Von seiner Umgebung unterschied ihn nichts, als die beschmutzten, zerfaserten silbernen Epaulettes auf der fadenscheinigen Uniform und der gebieterische Ausdruck seiner Züge, die auf den ersten Blick bekundeten, daß Oberst Harper nicht der Mann danach war, ungestraft mit sich spaßen zu lassen.

Sein Major, O'Sullivan, war ein Irländer vom reinsten Wasser. Er trug einen breiten Schleppsäbel und

zwei Revolver im Gürtel, während der Chef sich mit einer derben Reitgerte begnügte. Zwei Hauptleute, ein Franzose und ein Spanier, und vier Lieutenants, drei Amerikaner und ein Deutscher, bildeten außer einem alten, aber schlanken, sehnigen Indianer, genannt Tohaitomuh, oder der „schwarze Fuchs", die übrigen Theilnehmer der Versammlung.

Oberst Harper hielt eine Specialkarte der Staaten Tenessee und Alabama auf den Knieen ausgebreitet und schien sie mit großem Eifer zu studiren, während Major O'Sullivan und Hauptmann Lopez die Cigarre im Munde über seine Schulter weg mit den Blicken der Richtung folgten, die sein Finger auf der Karte andeutete.

„Seit sechs Tagen ist keiner von den schwarzen Spitzbuben aus Ala heraufgekommen, durch den man etwas Genaueres erfahren könnte" — sagte Oberst Harper mürrisch. — „Entweder thun die Comités nicht ihre Schuldigkeit, oder die Kupferköpfe dort drunten haben Wind bekommen, daß wir etwas im Schilde führen und passen ihren Niggers besser auf. Sonst führte der Teufel alle Tage zwei oder drei Stück her, jetzt ist es mit einem Male wie abgeschnitten."

„Warum will der große Krieger warten?" — sagte der „schwarze Fuchs" in einem gräulichen Indianer-

englisch. — „Liegt der Wald nicht offen da, fließt der Teneſſee nicht mehr? Wozu alſo zögern?"

„Du biſt wohl erfahren im Kriegshandwerk, würdiger Tohaitomuh" — erwiderte der Oberſt lächelnd — „die Skalps an Deinem Gürtel beweiſen es. Aber eine Expedition, wie wir ſie vorhaben, iſt etwas mehr als der Ueberfall einer einſamen Farm. Deine Leute ſind ſo tapfer als die meinigen. Aber das Alles führt uns nicht zum Ziele. Wir haben viele, viele Meilen unbemerkt zurückzulegen, ehe wir wie ein Blitzſtrahl aus heiterem Himmel über die Kupferköpfe losfahren können, und müſſen uns auf einer mindeſtens eben ſo langen Strecke den Rückzug gedeckt halten. Die Sache will alſo wohl überlegt ſein."

„Wohl, Oberſt Harper" — nahm Major O'Sullivan, bedächtig ſeinen Schnurrbart drehend, das Wort. — „Vorſicht iſt allemal ein gutes Ding. Aber trotzdem ſcheint es mir, als ob der tapfere Tohaitomuh ein weiſes Wort geſprochen habe. Der Weg nach Teneſſee bis hinunter nach Ala liegt offen da. Größere Truppenabtheilungen werden die Südlichen wohl kaum dort ſtehen haben. Was die Städte betrifft, ſo iſt es unſere Schuld, wenn wir ſie nicht vermeiden. Es gilt, unbemerkt ſo weit als möglich hinab zu gelangen. Sind wir einmal dort und haben ein Lebenszeichen gegeben, ſo thut der Schrecken das Uebrige. Mit Heulen und

Zähneklappern werden sie merken, daß wir ihnen auf dem Nacken sitzen. Wir revolutioniren ihnen das schwarze Gesindel, wo wir hinkommen, und die Nigger werden schon dafür sorgen, daß der Scandal arg genug wird. Unterdessen machen wir uns wieder auf die Beine und sind an einem anderen Orte, ehe sie sich dessen versehen."

„Sehr richtig, Major O'Sullivan" — erwiderte der Oberst. — „So kann es gehen. Wenn es aber anders geht, dann haben wir uns selbst in der Mausefalle gefangen und liefern Rosenkränze für die Bäume in Ala!"

„Aber das Herumlungern hier wird langweilig" — rief Capitän Lopez mißmuthig. — „Die Kentuckier sind uns nicht grün, wir müssen alles baar bezahlen, als ob wir eine Jagdgesellschaft und kein fliegendes Corps wären. Bis jetzt haben wir nichts gethan, als unser gutes Geld verzehrt. Unsere tapferen Bundesgenossen, die Krieger aus dem Westen, welche der „schwarze Fuchs" uns zugeführt hat, haben sich auch mehr Unterhaltung versprochen, als wir ihnen bisher bieten konnten. Geschehen muß also etwas, und darum sage ich, je eher, desto besser."

„Sie vergessen, Capitän, daß ich die Verantwortung trage und darum alles wohl erwägen muß" — ent-

gegnete Oberst Harper kurz und bestimmt. — „Ich will klar sehen, ehe ich vorgehe."

„Was giebt es denn dort drunten?" — rief plötzlich der französische Hauptmann. — „Mort de ma vie! Die schwarzen Schlingel schreien ja, als ob sie Jefferson Davis in eigener Person eingefangen hätten."

Die Aufmerksamkeit des berathenden Stabes wandte sich dem oberen Theile des Lagers zu, wo ein Haufen Neger einen Höllenlärm schlug.

„Bitte, Lieutenant Wurzbach" — sagte der Oberst zu einem der Officiere — „sehen Sie doch einmal nach, was das Gesindel treibt."

Der Officier entfernte sich und kehrte bald darauf mit einem Neger, dem ein Dutzend anderer folgten, die jedoch in einiger Entfernung von dem Stabe ehrerbietig Halt machten, zurück.

„Ein neuer Ankömmling" — sagte er, auf den Schwarzen deutend. — „Er ist so eben eingelangt, und die schwarze Gesellschaft feierte seine Ankunft in ihrer Weise."

Der Blick des Obersten ruhte einen Augenblick prüfend auf der kräftigen Gestalt des Negers, welcher die Versammlung mit einem täppischen Complimente begrüßte.

„Wie heißest Du, Bursche?" — fragte er ihn.

„Jupiter, Massa" — war die Antwort.

„Wo kommst Du her?"

„Drunten aus Ala."

Colonel Harper's Augen blitzten bei dieser Antwort. — „Wann bist Du entlaufen?" — fragte er.

„Laß sehen, Massa" — sagte der Neger, indem er anfing an den Fingern zu zählen. — „Fünf, sechs, sieben Tag, Massa."

„Wie heißt Dein Herr?"

„Mr. Clairval von Mills Manor."

„Wo liegt seine Plantage?"

„Drunten in Ala am Greenriver."

„Was?" — rief der Oberst verwundert — „und Du hast den Weg in sieben Tagen zurückgelegt? Das ist ja nicht möglich."

„Dampfschiff, Massa" — versetzte der Neger. — „In Florence gute weiße Mann Juppy auf Dampfboot bringen. Juppy heizen helfen bis herunter nach Dubville. In Dubville ander guter, weißer Mann Juppy sagen, wo Oberst Harper mit tapfern Yankee liegen. Juppy marschiren durch Wald Tag und Nacht und jetzt da."

Der Oberst hatte dem kauderwelschen Berichte des Negers mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört.

„Nun, und hat der Capitän des Dampfers keinen Verdacht gehabt, daß Du entlaufen sein könntest?" — fragte er.

„Weißer Mann, der Juppy an Bord bringen, heimlich mit Capitän sprechen; Cap'tän nicken und Juppy nicht ansehen auf ganzen Weg."

„Ah, ich begreife" — sagte der Oberst lachend zu dem Major. — „Der Capitän ist ein geheimer Abolitionist."

O'Sullivan nickte. Seine zusammengezogenen Brauen bekundeten, daß ihm ein Gedanke gekommen war, über den er gerade eifrig nachdachte.

„Höre, Jupiter" — sagte er, einen raschen Blick auf die Karte des Obersten werfend. — „Hast Du in Florence, in Savannah, in Charlesville und wo Ihr sonst vorbei gekommen seid, Soldaten gesehen?"

„Nichts da, Soldaten, Massa" — sagte der Neger mit schlauem Blinzeln. — „Jupiter scharfe Augen und gut umschauen. Soldaten alle fort, bei große Armee!"

Der Oberst schien O'Sullivans Gedanken zu errathen. Er examinirte den Schwarzen über alle Einzelheiten seines Weges und gelangte, trotz der etwas confusen Antworten zu dem Schlusse, daß weder in Tenessee und noch weniger in dem Norden Alabama's conföderirte Truppen in beträchtlicher Anzahl vorhanden waren. Die Südlichen mußten somit von dieser Seite her durchaus nichts besorgen.

Je länger er mit Juppy sprach, desto heiterer wurde sein Gesicht. — „Du bist ein braver, gescheidter Bursche, Juppy“ — sagte er endlich. — „Geh, laß Dir zu essen geben und dann leg Dich schlafen, denn Du wirst müde sein. Wenn ich Dich brauche, lasse ich Dich rufen!“

Nicht wenig geschmeichelt durch das Lob kehrte Jupiter, gefolgt von den übrigen Negern, nach den Zelten zurück.

„Mein Plan ist gefaßt, meine Herren!“ — sagte der Oberst sich erhebend. — „Lassen Sie Alles zum Aufbruche rüsten, Major O'Sullivan. Heute Abend mit Einbruch der Dämmerung marschiren wir nach Ala!“

„Hurrah!“ — riefen die Officiere wie aus einem Munde. — „Hoch die Union! Hoch, Oberst Harper!“

„Für Sie, Capitän Lopez, habe ich einen weniger angenehmen Auftrag“ — sagte der Oberst. — „Sie werden die Güte haben, unsere schwarze Gesellschaft, die uns auf dem Wege ohnehin nur incommodiren würde, mit zwanzig Mann nach Bowling-Green zu transportiren. Dort übergeben Sie dieselben Mr. Ellenborough, dem Präsidenten des Comité's, zur Weiterbeförderung nach dem Norden. In zehn bis zwölf Tagen hoffe ich zurück zu sein. Sie werden uns bei dem Landungsplatze der Dampfboote in Eatonsville er-

warten. Komme ich nicht zurück, nun, so melden Sie nach Philadelphia, daß Oberst Harper bei der Erfüllung seiner Pflicht den Tod fürs Vaterland gestorben ist."

„Sehr wohl, Oberst" — sagte Capitän Lopez sich verneigend.

„Apropos, tapferer Tohaitomuh" — fuhr der Oberst zu dem Indianer gewendet fort — „wie stark ist die Zahl Eurer Krieger?"

„So viel als der Tag Stunden hat und sechs" — erwiderte der „schwarze Fuchs".

„Das macht in runder Summe dreißig" — meinte Oberst Harper, ein Lächeln über die indianische Arithmetik mühsam zurückhaltend. — „Wir sind etwa Einhundert und achtzig. Das ist mehr als genug. Capitän Dumortier, Sie werden dafür sorgen, daß die Truppe auf zehn bis zwölf Tage mit Mundvorrath versehen ist, denn drüben in Teneſſee ist für uns nichts zu bekommen. Und nun, meine Herren, viel Glück für uns Alle. Lieutenant Wurzbach, bringen Sie mir hernach den schwarzen Beherrscher des Olymp in mein Zelt, wenn er sich ausgeschlafen hat. Ich habe ihm eine hervorragende Rolle in unserer bevorstehenden Expedition zugedacht. Sagen Sie ihm zugleich, er solle sich drei oder vier seiner Freunde, auf die er besonderes Ver-

trauen hat, mitnehmen. Wir werden sie brauchen können. Und nun, auf Wiedersehen, meine Herren!"

Colonel Harper entließ seinen Stab mit einer Handbewegung voll militärischer Grandezza, wie sie etwa dem großen Napoleon seinen Generalen gegenüber geläufig gewesen sein mochte und verfügte sich dann in sein Zelt. Die Officiere zerstreuten sich durch das Lager, um alles zum Aufbruche zu rüsten.

Viertes Kapitel.

Ein Freudenfest.

Auf Mills Manor war heute Festtag. Kein Neger arbeitete auf der Plantage im Sonnenbrande, Mr. Ward's gefürchtete Peitsche hing unberührt in der Ecke, die schwarze Gesellschaft tanzte draußen vor den Loghäusern, sang oder sprach dem Apfelweine und Brandy herzhaft zu. In der weiten Halle des Herrenhauses saßen die Aufseher und ihre Gehülfen bei wohlbesetzter Tafel und ließen einmal über das andere den kühnen Jackson, den tapferen Beauregard und den eisernen Jefferson Davis leben. Aus Mrs. Clairval's Salon erklangen die wiegenden, gaukelnden Weisen der Tanzmusik, während im anstoßenden Parlour die Champagnergläser lustig zusammen klirrten. Zwei Tage vorher war die Nachricht von einem für die Conföderation siegreich ausgefallenen Treffen bei Hillsborough eingetroffen. In der Freude seines Herzens hatte

Mr. Clairval seinen Sclaven einen Feiertag gegeben und seine Freunde aus der ganzen Umgegend zu einem solennen Diner geladen. Wohl nahe an sechszig Personen, Herren und Damen, hatten der Aufforderung Folge geleistet. Man tanzte, spielte und trank, mit einem Worte, Alles war heiter und guter Dinge.

Bei den jungen Damen war der schöne, vornehme Pole der Löwe des Abends. Graf Worowski tanzte zum Entzücken, er hatte für jede Miß ein angenehmes Wort, für jede Mama ein Compliment. Sein distinguirtes Benehmen gewann ihm alle Mädchenherzen, und mehr als ein junger Sclavenhalter blickte mit mißgünstigen Augen auf den „fremden Abenteurer", welcher bestimmt schien, sie alle auszustechen.

Wären die wackeren jungen Männer besser vertraut gewesen mit europäischer Lebensart, so hätten sie in seinem Benehmen nicht mehr und nicht weniger gesehen, als die gewöhnliche Galanterie eines Cavaliers gegen das schöne Geschlecht. So aber ließen sie sich es nicht nehmen, der Pole sei nur deshalb herüber gekommen nach Ala, um allen Mädchen die Köpfe zu verdrehen, und in dem Maße, als Graf Worowski in der Gunst der Damen stieg, steigerte sich auch die Mißgunst der jugendlichen Baumwollen-Lords gegen den fremden Abenteurer.

Am meisten gegen ihn eingenommen war unstreitig

Mr. Ellis, oder vielmehr jetzt Oberst Ellis, welcher, anstatt zur Armee abzugehen, wie er es gesagt hatte, sich noch immer auf seiner etwa zwanzig Meilen von Mills Manor entfernten Plantage befand, von wo er beinahe jeden anderen Tag herüber geritten kam. Daß ihn ein lebhaftes Interesse an Mills Manor fesselte, stand außer allem Zweifel. Hätte sich Graf Worowski die Mühe genommen, darüber nachzudenken, so würde er ohne Schwierigkeit herausgebracht haben, daß Niemand anderes als Miß Lucy der Magnet war, welcher den Obersten fest hielt und das Vaterland immer länger der Dienste des tapferen Kriegers beraubte.

Graf Worowski hatte jedoch von dem Allen keine Ahnung. Indem er Miß Lucy mit der Galanterie eines vollkommenen Weltmannes begegnete, that er nach seiner Ansicht eben nichts weiter, als was jeder feingebildete Mann drüben in der alten Welt einer Dame seines Ranges gegenüber gethan haben würde. Lucy war ihm nicht nur vollkommen gleichgültig, sondern sogar bis zu einem gewissen Grade antipathisch. Das entschiedene Wesen der jungen Lady, ihr starres Festhalten an den Grundsätzen der Unterdrückung, die er bei Männern, welche aufgewachsen in solchen Anschauungen und durch die mächtigsten Interessen an sie gefesselt, am Ende begreifen konnte, berührten ihn, den Sohn eines Volkes, das schon seit länger als

einem Jahrhunderte den ungleichen Kampf gegen fremde Gewalt führt, bei einer jungen Dame doppelt unangenehm. Dazu kam noch, daß Lucy stets mit Vorliebe das in diesem Lande und zu dieser Zeit doppelt unbehagliche Thema der Abolition ihm gegenüber abhandelte. Es war gerade, als ob sie ihn mit Gewalt zu ihren Anschauungen bekehren wollte. Was sollte Graf Worowski thun? Widersprechen mochte er nicht, ihr zustimmen konnte er nicht. Er suchte also auszuweichen, so viel er nur vermochte.

Was aber bewog Miß Lucy dazu, den fremden Edelmann so auffallend zu behandeln? Liebte sie ihn? Von ihrem entschiedenen Nativismus, der sich gegen alles Fremde beinahe feindlich verhielt und der gerade bei der jüngeren Generation Amerikas weit schärfer zu Tage tritt, als bei der älteren, hätte sich jedenfalls eher alles Andere erwarten lassen. Doch wer vermag die letzten, tiefsten Geheimnisse eines Mädchenherzens zu ergründen?

Obgleich sich Miß Lucy mit Stolz eine Demokratin nannte, war sie doch eine entschieden aristokratische Natur. In Amerika ist überhaupt auf politische Schlagworte und Parteinamen nicht viel zu geben, am wenigsten auf das Wort Demokrat in dem Sinne, wie es der Süden der Union vor dem Bürgerkriege auffaßte. Während in dem alten Lande die Vorkämpfer

der Freiheit sich Demokraten nennen, bezeichnete es im Süden die Männer des starrsten Festhaltens an den alten Institutionen. Wohl huldigten sie den Principien des Freihandels, aber nur, weil dieser ihrem jeder Industrie gänzlich baren Süden den wohlfeilen Bezug ausländischer Waaren ermöglichte und ihnen gestattete, die Producte ihres Bodens unbehindert zu verwerthen. Sie erstrebten die unbehinderte politische und persönliche Freiheit, aber nur, weil diese ihnen allein zu Gute kam. Ihren Sclaven gegenüber waren sie nicht nur Aristokraten, sondern Tyrannen, wie sie kaum die verfallende Civilisation Alt-Griechenlands und Alt-Roms gesehen haben mochte. Freiheit für sich, Gehorsam für alle Anderen, das war die Devise des demokratischen Südens.

Und Miß Lucy war eine solche Demokratin. Sie erkannte instinctmäßig in dem europäischen Aristokraten den Ebenbürtigen und ward von der Exclusivität seines Ranges sympathisch angezogen. Um so mehr fühlte sie sich verletzt, daß Graf Worowski ihre Anschauungen nicht theilen wollte. Gerade dieser Gegensatz der Meinungen zog sie aber anderseits wieder um so mehr zu ihm hin. Hierzu kam nun noch ein gewisses dunkles Gefühl von Eifersucht. Graf Worowski konnte trotz all ihrer Bemühungen nicht dahin gebracht werden, in Magnolia nur ein Wesen geringerer Art zu sehen.

Er begegnete dem Mädchen nicht nur mit Freundlichkeit, sondern sogar mit einer gewissen ritterlichen Galanterie, fast so wie ihr selbst, und das empörte sie im Stillen. Allerdings ließ sie dem Grafen gegenüber von diesen Empfindungen nichts merken, denn wie hätte ihr Stolz es jemals zugelassen, daß man sie der Eifersucht auf eine Sclavin fähig hielte? War aber ihr Benehmen gegen Magnolia bisher einfach das der Herrin gegenüber der Leibeigenen gewesen, so ward es nunmehr hart und rauh. Gerade in Gegenwart des Grafen bemühte sie sich, Magnolia mit jenen hundert kleinen Bosheiten zu verfolgen, wie sie ein erbittertes weibliches Gemüth so trefflich zu erfinden versteht. Magnolia nahm Alles mit ruhiger Ergebung hin, aber in Worowski's Brust fing es dabei oft an im Stillen zu kochen, und in dem Maße, als ihm Lucy hierdurch antipathischer ward, fühlte er sich immer mehr zu der armen Dulderin hingezogen, ohne sich indessen seiner Empfindungen selbst recht bewußt zu werden.

Dies war der Stand der Dinge auf Mills Manor an dem Abende, wo Mr. Clairval die ersten Erfolge der Conföderation festlich beging. Die Tafel war zu Ende, und während die älteren Herren beim Champagner und Sherry ihre Cigarren rauchten, tanzte die jüngere Gesellschaft in dem großen Salon. Der Hitze wegen waren alle Fenster, sowie die breiten Glasthüren

nach der Veranda weit geöffnet. Würziger Duft, wie nur die Natur der Tropenwelt ihn zu bieten vermag, strömte aus dem Parke hinein in den glänzend beleuchteten Raum, wo sich die Paare gerade zu einer Quadrille aufgestellt hatten.

Nach Landessitte war scharf getrunken worden und die Herren befanden sich in etwas angeregter Stimmung. Colonel Ellis, Miß Lucy's Partner bei der Quadrille, beschäftigte sich angelegentlichst um seine Tänzerin und sagte ihr tausend Schmeicheleien, auf welche das junge Mädchen jedoch kein besonderes Gewicht zu legen schien. Während des Tanzes schweifte ihr Blick oft hinüber nach der anderen Seite des Salons, wo Graf Worowski mit ihrer Freundin, Miß Flora Reward, tanzte, die an ihrem eleganten Cavalier großes Wohlgefallen zu finden schien.

„Sie sind zerstreut, Miß Clairval" — sagte Oberst Ellis, als Lucy wieder einmal eine seiner zierlichsten Redeblumen unbeachtet fallen ließ. — „Es beschäftigt etwas Anderes Ihren Geist als unsere Quadrille!"

„Wie so, Mr. Ellis?" — fragte Lucy leichthin.

„Ich sagte Ihnen bereits zum zweiten Male, daß Sie meinem armen Herzen den Frieden geraubt haben, und Sie finden kein Wort des Trostes für mich!"

„Bah, Mr. Ellis“ — versetzte Lucy lachend — „das haben Sie gewiß heute schon einem halben Dutzend Damen gesagt. Bei Euch Herren ist das so der Brauch, und ich wette zehn Dollars gegen einen Cent, daß Graf Worowski Miß Flora so eben dasselbe sagt. Sehen Sie doch, wie eifrig er ihr den Hof macht und die gute Flora läßt es sich ruhig gefallen.“

„Der Graf und immer der Graf!“ — sagte Ellis mit schlecht verhehltem Aerger. „Es ist gerade, als ob dieser fremde Abenteurer allein hier wäre.“

„Mr. Ellis“ — entgegnete Lucy, die Brauen leicht zusammenziehend — „ich muß Sie ersuchen, nicht zu vergessen, daß Graf Worowski Gast auf Mills Manor ist.“

„Sehr wohl“ — versetzte Ellis mit steigender Erbitterung — „aber er ist nicht mein Gast und ich sehe nicht ein, warum wir Alle uns eines zweifelhaften Fremden wegen sollen zurücksetzen lassen. John Reid sagte vorhin dasselbe. Es wäre überhaupt klüger, wenn der ausländische Graf sich erinnern wollte, daß auch das Gastrecht seine Grenzen hat.“

„Soll das vielleicht eine Drohung sein, Colonel Ellis?“ — fragte Miß Lucy scharf.

„Miß Lucy“ — versetzte Ellis mit rascher Aenderung des Tones, gleichsam als fürchtete er, daß er

zu weit gegangen sei — „Sie waren früher viel gütiger gegen mich als jetzt, und ich wagte schon kühne, vielleicht allzu kühne Hoffnungen zu fassen. Seitdem Sie aber von Memphis zurückgekommen sind und Ihre frühere Bekanntschaft mit dem Grafen wieder erneuert haben . . . ."

Miß Lucy hatte sich bei den letzten Worten stolz aufgerichtet und ihrem Tänzer einen vernichtenden Blick zugeworfen.

„Mr. Ellis" — sagte sie — „ich verbiete Ihnen, auch nur noch ein Wort weiter hinzu zu setzen, wenn Sie nicht wollen, daß ich augenblicklich den Platz an Ihrer Seite verlassen soll. Mir scheint, daß der Champagner meines Papa für Ihre Nerven etwas zu stark gewesen ist!"

Colonel Ellis ward blaß und biß sich in die Lippen, daß sie fast bluteten. Er bezwang sich jedoch und schwieg. Als die Quadrille zu Ende war, geleitete er seine Tänzerin schweigend zu ihrem Platze und verabschiedete sich von ihr mit einer stummen Verbeugung.

Miß Lucy machte sich im Stillen Vorwürfe darüber, daß sie Ellis so scharf entgegen getreten war. Sie fühlte, daß sie sich von der Heftigkeit des Temperaments zu weit hatte fortreißen lassen. Wie sie Ellis kannte, mußte er nunmehr überzeugt sein, sie

liebe Worowski. Eben so sicher war es aber auch, daß er die erste Gelegenheit begierig aufgreifen würde, um sich an dem Manne, den er für seinen glücklichen Rival hielt, zu rächen.

„Ich bin eine Thörin" — sagte sie zu sich. — „Was bin ich dem Grafen? Die Tochter seines Gastfreundes, nichts mehr und nichts minder. Ja, ich fühle, ich könnte ihn vielleicht lieben, wenn er mich liebte. Aber daran denkt er ja nicht, und ich glaube, Gott steh' mir bei, — daß er eher noch diesem unglückseligen Geschöpfe, dieser Magnolia, welche er sogar meine Cousine nannte, seine Liebe schenken würde, als mir!"

Ein Gefühl unaussprechlicher Bitterkeit, fast des Hasses beschlich bei diesem Gedanken Miß Lucy's Herz. Ihr Blick flog unwillkürlich von dem Grafen, der in der Mitte des Salons mit ihrer Mutter und einigen anderen Damen und Herren plauderte, auf Magnolia, welche halb verdeckt von einem der hohen exotischen Gewächse zu beiden Seiten der Glasthüre, heimlich nach Worowski schaute und rasch, als ob sie bei einem Verbrechen ertappt würde, die Augen zu Boden schlug, als ihr Blick dem ihrer jungen Herrin begegnete.

„Sie liebt ihn! Die Elende wagt es, ihn zu lieben!" — dachte Miß Lucy, deren ganzer Stolz und verhaltener Groll mit einem Male mächtig empor-

loderte. — „Warte nur, Cuffee la beauty! ich werde Dich schon zu treffen wissen!"

Rasch trat sie zu der Gruppe in der Mitte des Salons.

„Es ist noch zu warm zum Tanze, Mama" — sagte sie. — „Wie wäre es, wenn wir inzwischen etwas anderes vornähmen?"

„Du hast Recht, Lucy, es will noch immer nicht kühl werden" — erwiderte die gute Mrs. Clairval. — „Sieh nur, wie echauffirt Du aussiehst, mein Kind, und doch hast Du nur eine Quadrille getanzt. Aber was sollen wir anfangen?"

„Singen wir ein wenig" — meinte Miß Flora Steward.

„Ja, machen wir Musik" — riefen die anderen Herren und Damen. — „Das wird allerliebst sein!"

„Vortrefflich!" — meinte Mrs. Clairval. — „Aber wer soll beginnen?"

„Graf Worowski" — sagte Lucy, die diesen Vorschlag erwartet und darauf ihre Hoffnung gebaut hatte. „Er kann eine Menge reizender Lieder und Romanzen. In Paris haben wir sie oft zusammen gespielt und gesungen. Besonders waren es jene wundervollen, melancholisch-süßen Lieder seiner Heimath, die mich damals schon entzückten. Unseren Gästen sind

sie unbekannt und werden ihnen deshalb doppelt willkommen sein."

„Ach ja, Count!" — rief ein Dutzend Mädchenstimmen durcheinander — „bitte, bitte! singen Sie!"

„Ich liebe nichts mehr in der Welt" — setzte Miß Flora mit koketter Emphase hinzu — „als fremde Nationallieder. Ach wie arm sind wir doch in dieser Beziehung in unserem sonst so schönen Amerika. Wir haben nichts als „Yankee doodle" und „Ich geh' nach Alabama."

„Ich bin gern bereit zu gehorchen, meine Damen" — erwiderte der Graf zu dem Piano tretend. — „Vielleicht hat Miß Lucy die Güte, mich zu begleiten."

Während die Uebrigen sich in einem weiten Halbkreise um das Piano setzten, ließ sich Miß Lucy bei demselben nieder und schlug einige präludirende Tacte an.

„Was sagen Sie zu der Romanze aus den „Musketieren der Königin", Graf?" — fragte sie, ein Notenbuch öffnend. — „Ach! Nun habe ich die Lieder drüben im kleinen Saale liegen lassen" — fügte sie wieder aufstehend hinzu.

„Ich werde das Heft holen" — sagte der Graf sich entfernend.

„Wie gedankenlos ich bin!" — rief Lucy, als Worowski den Saal verlassen hatte. — „Nun lasse

ich den Grafen hinüber gehen und vergesse ganz, ihm den Schlüssel zum Bücherschranke mitzugeben. Nur einen Augenblick Geduld, meine Herrschaften!"

Damit eilte sie gleichfalls aus dem Salon.

„Ein Wort, Graf" — sagte sie, rasch auf den vor der Bibliothek stehenden und nach dem Schlüssel suchenden Worowski zutretend. — „Versprechen Sie mir heute Abend jede Gelegenheit zu einem Streite mit Colonel Ellis aufs Sorgfältigste zu vermeiden?"

„Wie so? Warum?" — fragte Worowski höchst verwundert.

„Es ist jetzt nicht die Zeit, Ihnen weiteren Aufschluß zu geben, Graf, denn ein längeres Verweilen in diesem einsamen Salon könnte mißgedeutet werden. Bitte, geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie Mr. Ellis heute Abend auf das Sorgfältigste ausweichen wollen, wo dies nur immer möglich ist!"

„Aber ich begreife nicht, Miß Lucy?" — sagte der Graf. — „Was könnte Mr. Ellis gegen mich haben?"

„Sie sollen Alles erfahren, noch heute erfahren, mein Wort darauf, Graf! Aber nun geben Sie mir auch Ihr Wort, daß Sie meinen Wunsch, meine Bitte erfüllen wollen!" — sagte Miß Lucy mit fast dringendem Ungestüm.

„Wenn Sie es wünschen, sehr gern“ — sagte Worowski — „obwohl ich nicht einzusehen vermag, was Ihnen zu Ihrem Wunsche Anlaß gegeben haben kann. Mir liegt wahrhaftig nichts ferner, als der Gedanke, mit irgend Jemand Händel anzufangen!“

„Ich danke Ihnen, Graf!“ — sagte Miß Lucy mit einem Seufzer der Erleichterung. — „Und nun kommen Sie! Man darf uns nicht vermissen!“

Damit öffnete sie den Schrank, nahm das Notenbuch heraus und kehrte mit Worowski, der ihr kopfschüttelnd folgte, nach dem Salon zurück.

Die Lieder des jungen Polen fanden ungemessenen Beifall. Sogar die Trinker und Spieler im anstoßenden Salon verließen ihre Plätze, um zuzuhören. Mrs. Clairval strahlte vor Wonne über die Erfolge, welche ihr illustrer Gast in Gemeinschaft mit ihrer Tochter erntete, und selbst Mr. Clairval, der sich, wie er sagte, um Musik keinen Cent kümmerte, fand die polnischen Nationallieder sehr hübsch.

Der Graf hatte sich das letzte seiner Lieder, eine melancholische Liebesklage, selbst begleitet, weil die wechselnden Modulationen des Accompagnements von Miß Lucy nicht aus dem Stegreife ausgeführt werden konnten. Als er mit einem vollen, tiefen, wehmüthigen Moll-Accord schloß und zufällig über das Piano hinwegblickte, sah er Magnolia, wie sie, eine Platte mit

Sorbet in den Händen, unbeweglich in einem Winkel des Salons stand. Ihre Augen schwammen in Thränen und schwer und voll tropfte eine Zähre von ihren blassen Wangen nieder auf die Platte. Der Graf fühlte sich durch diese stumme Huldigung des armen Mädchens seltsam bewegt. Es war ihm, als müsse er das schöne und doch so unglückliche Geschöpf in seine Arme fassen und hinaus tragen, weit hinaus aus diesem Lande der menschenentwürdigenden Sclaverei.

Unterdessen war es kühler geworden. Der Mond war aufgegangen und warf seinen in diesen Breitegraden doppelt hellen Silberglanz durch die weiten Fenster in den Salon, wo sich sein Licht mit dem der Kerzen in wunderbarer Weise mischte. Der Tanz hatte wieder begonnen. Miß Lucy schwebte an Worowski's Arm auf den wiegenden Klängen eines Walzers dahin. Auch Colonel Ellis tanzte, und zwar mit einer keineswegs sehr hübschen, aber immens reichen jungen Dame, der einzigen Erbin von etwa zehntausend Farbigen. Es war augenscheinlich, daß er damit Miß Lucy ein Paroli bieten wollte.

„Ich muß nun mit Papa die officielle Runde bei unserem Personal machen" — flüsterte Lucy, als der Tanz zu Ende war, dem Grafen zu. — „Halten Sie Ihr Wort, Count, ich werde das meinige auch halten!"

Damit ging sie nach dem vorderen Saale, wo Mr. Clairval, der sich eben so wenig ums Tanzen als um die Musik kümmerte, mit seinen Gästen bei Champagner und der Cigarre saß, faßte ihn sanft beim Arme und erinnerte ihn, daß es Zeit sei, zu den Aufsehern in der Halle hinaus zu gehen.

„Ja wahrhaftig, das Mädchen hat Recht!" — sagte Mr. Clairval, sich behäbig erhebend. — „Ich hätte um ein Haar vergessen, die Tour bei den Leuten zu machen. Ich bitte um Entschuldigung, Gentlemen. Sogleich werde ich wieder da sein."

Mr. Clairval legte galant den Arm seiner Tochter in den seinigen und verließ mit ihr die trinkende und rauchende Gesellschaft.

Die Halle, in welcher das Aufsichtspersonal versammelt war, befand sich auf der dem großen Salon entgegengesetzten Seite des Herrengebäudes und lag etwas tiefer, da dieses auf einer sanft geneigten Höhe erbaut war, die sich nach den Niederungen des Greenriver ganz allmälig hinabsenkte. Zwei Wege führten dahin, der eine durch das Hauptgebäude selbst, der andere längs desselben und dann am Saume des Parkes hin, der sich an der Hinterfront von Mills Manor, wie wir gesehen, zu einem Walde von ziemlichem Umfange erweiterte. Mr. Clairval schlug den letzteren Weg ein.

„Apropos, Lucy“ — sagte er, als sie die Stufen der Veranda herabgestiegen waren und nun auf den breiten, kiesbedeckten Wegen des Gartens im Mondscheine dahinschritten. — „Ich muß Dir doch eine Neuigkeit mittheilen, die ich ganz vor Kurzem vernommen habe. Es war mir deshalb auch ganz erwünscht, daß Du kamst, mich abzuholen. Dort drinnen in dem Lärmen kann man ohnehin nicht reden, und doch hätte ich gewünscht, vorher noch mit Dir darüber zu sprechen, ehe ich Deiner Mutter Mittheilung davon machte.“

„Was Du sagst, Papa!“ — versetzte Miß Lucy, ohne indessen im Tone ihrer Worte eine besondere Neugierde kund zu geben. — „Und was betrifft Deine Neuigkeit?“

„Das rathe Du einmal, mein kleiner Schlaukopf“ — sagte Mr. Clairval mit geheimnißvoller Pfiffigkeit.

„Es scheint also, daß die Sache mich angeht!“ — meinte Lucy.

„Errathen!“ — rief Mr. Clairval. — „Nun, und was denkst Du wohl, daß es sei?“

„Ich vermuthe beinahe“ — erwiderte Miß Lucy mit sehr ruhigem Tone — „daß Oberst Ellis bei Dir um meine Hand angehalten hat. Nicht?“

Mr. Clairval blieb stehen und blickte seiner Tochter mit dem Ausdruck bewundernden Erstaunens in das

vom Monde hell beleuchtete Gesicht, auf welchem kein jungfräulich verschämtes Erröthen, keine Befangenheit, sondern höchstens eine ruhige Erwartung zu lesen war.

„Wahrhaftig! Du bist ein Teufelsmädchen!“ — rief Mr. Clairval. — „Hast Du es errathen, oder hat Mr. Ellis mit Dir bereits darüber gesprochen?“

„Weder das Eine noch das Andere, Papa“ — sagte Miß Lucy. — „Und ich begreife auch in der That nicht, wie er es wagen konnte, Dir etwas der Art zu sagen, ehe ich ihn dazu ermächtigt hatte.“

„Nu, Nu!“ — rief Mr. Clairval — „nur nicht allzu streng, meine stolze Diana. Förmlich um Deine Hand angehalten hat er natürlich nicht. Wie hätte er dies auch in Gegenwart so vieler Leute thun sollen. Aber er hat mir Andeutungen gemacht, die nicht leicht zu mißverstehen sind, ja, er hat mich sogar“ — fuhr Mr. Clairval mit gutmüthig schlauem Lachen fort — „so halb und halb beauftragt, Dich ein Wenig auszuforschen, wie Du über die Sache denkst.“

„Hm“ — sagte Lucy. — „Mr. Ellis hat vorhin bei der Quadrille mir auch gewisse Andeutungen gemacht, wie Du sagst, Papa. Ich habe dieselben jedoch für Ausflüsse einer Champagnerlaune angesehen und sie demgemäß beantwortet.“

„Das heißt, Du hast ihn ablaufen lassen?“ — fragte Mr. Clairval gespannt. — „Ist dem so?“

„Keineswegs, Papa. Ich habe ihm nur zu verstehen gegeben, daß der große Salon der Ort nicht sei, um einer Dame mit solchen Dingen zu kommen.“

„Närrisches Mädchen!“ — lachte Mr. Clairval. — „Vorhin fandest Du es unpassend, daß er nicht zuvor mit Dir gesprochen habe, und nun findest Du es wieder unpassend, daß er im Salon, während einer Quadrille, seinen gepreßten Gefühlen Luft gemacht hat. Da soll nun der arme Mr. Ellis wissen, wie er es mit Dir anzufangen hat! Doch das sind Nebensachen. Ich möchte vor allen Dingen wissen, was Du dazu sagst, vorausgesetzt“ — fügte er mit neckischer Laune hinzu — „daß Du es nicht am Ende auch unpassend findest, wenn ein Papa seinem Töchterchen unter freiem Himmel und noch dazu im Mondenscheine eine solche Gewissensfrage stellt.“

Lucy schwieg einen Augenblick nachdenkend still.

„Wünschest Du, Papa“ — sagte sie endlich eben so ruhig als vorher — „daß ich Mr. Ellis heirathe?“

„Ob ich es wünsche? Ja, was habe denn ich dabei zu wünschen? Mich will er doch wahrhaftig nicht heirathen!“ — rief Mr. Clairval laut auflachend.

„Das heißt also, Papa, Du läßt mir vollkommen freie Wahl?“ — sagte Miß Lucy.

„Natürlich! Ich werde doch nicht mein einziges Kind, die alleinige Erbin meines ganzen Vermögens, die Freude und der Stolz meines Lebens, zwingen wollen, eine Verbindung gegen ihren Willen einzugehen!" — rief Mr. Clairval, den Arm seiner Tochter zärtlich an sich drückend.

„Wie gut Du bist, Papa!" — sagte Lucy zum ersten Male mit unverkennbar bewegtem Tone.

„Mr. Ellis" — fuhr Mr. Clairval fort — „ist ein hübscher junger Mann, etwas ungebunden, wie wir Alle, nicht so fein vielleicht wie Graf Worowski, das Ideal Deiner romantischen Mama, aber er ist ein richtiger Südländer; sein Vermögen ist, wenn auch nicht gerade groß, doch immerhin bedeutend."

„Dreihundert Schwarze, denke ich, Papa" — warf Miß Lucy ein.

„Ja, etwas mehr oder minder, ich weiß das nicht so genau. Er ist wie Du, einziges Kind, und wenngleich mein Besitz dem seines Vaters vielleicht um das Sechsfache überlegen ist, so kommt das doch hierbei nicht in Betracht, vorausgesetzt, daß Mr. Ellis Gnade gefunden vor den Augen meiner schönen Lucy. Nun, was soll ich ihm sagen?"

„Vorläufig gar nichts, Papa" — versetzte Miß Lucy. — „Bis jetzt denke ich noch nicht an das Heirathen."

„Bah, Flausen!“ — rief Mr. Clairval — „ein junges Mädchen und nicht ans Heirathen denken! Das giebt's nicht. Mr. Ellis ist unter allen jungen Männern in der Nachbarschaft der hübscheste und eleganteste. Er hat Verstand und versteht das Hofmachen von Grund aus. Es ist unmöglich, daß er Dir nicht gefallen sollte, den Fall ausgenommen, daß . . .“

Mr. Clairval hielt inne, blieb stehen und sah seiner Tochter scharf ins Gesicht.

„Nun, Papa, daß . . .“ — erwiderte Lucy ruhig. — „Willst Du nicht fortfahren?“

„Daß nicht etwa ein Anderer, Graf Worowski vielleicht, bereits Eindruck auf Dein Herz gemacht hätte“ — fuhr Mr. Clairval fort, indem er den Namen seines Gastes auffallend betonte.

„Graf Worowski!“ — rief Miß Lucy, leicht erröthend. — „Wo denkst Du hin, Papa. Dieser Geburtsaristokrat und ich!“

„Nun, und warum nicht?“ — sagte Mr. Clairval nicht ohne Empfindlichkeit. — „Meine Tochter hält sich hoffentlich nicht für zu schlecht zu einer europäischen Gräfin! Kennt unser Land auch keinen Adel, so wissen wir doch, daß das Blut der Clairval de l'Ecluse, wie meine Ahnen drüben in Frankreich sich nannten, nicht um ein Haar weniger rein war, als das der Crecy oder

Montmorency. Graf Worowski besitzt ein hübsches Vermögen, so viel steht fest. Aber das Vermögen Mr. Clairval's auf Mills Manor ist wahrhaftig auch kein Pappenstiel, und wenn heute Mills Manor sammt Allem, was darum und daran hängt, plötzlich von der Erde verschwände, so habe ich doch, besonders seit dem wir hier den unberechenbaren Wechselfällen eines Krieges entgegen sehen müssen, in der Bank von England so viel angelegt, daß ich ein neues Mills Manor aufbauen könnte, und noch immer ein hübsches Restchen übrig bliebe! Ich denke also, daß meine Tochter Lucy auch für einen Grafen Worowski eine ganz annehmbare Partie abgäbe."

„O unser Graf rechnet ganz anders als Du und ich, und wir alle hier zu Lande, Papa" — sagte Lucy mit dem unverkennbaren Ausdrucke verletzten Stolzes. — „Für ihn ist Magnolia, „Miß Magnolia", wie er sie nennt, weit interessanter als die Erbin von Mills Manor!"

„Was?" — rief Mr. Clairval, die Augen weit aufreißend — „bist Du toll, Mädchen! Graf Worowski und eine Sclavin! Da müßte er ja geradezu verrückt sein!"

„Diese europäischen Herren denken anders als wir, Papa" — sagte Miß Lucy. — „Weißt Du, daß er neulich Mama und mir begreiflich machen wollte, „Miß"

Magnolia, dieses „feingebildete“ Mädchen, sei von Gottes- und Rechtswegen eigentlich doch meine Cousine und somit Deine Nichte. Nun, was sagst Du zu dieser Nichte, Papa?“

„Ei, da soll ihn ja doch . . .“ — rief Mr. Clairval aufbrausend. — „Warte nur, ich will dem philantropischen Grafen den Kopf schon zurecht setzen! Doch nein“ — setzte er lachend hinzu — „das ist ja baarer Unsinn. Ihr habt mit ihm disputirt; da giebt ein Wort das andere und zuletzt stellt man die verrücktesten Behauptungen auf, nur um den Widersprechenden zu ärgern. Ich kenne das doch vom Repräsentantenhause her. Man nennt es Dialectik.“

Miß Lucy begnügte sich, leicht die Achseln zu zucken, als halte sie jedes weitere Eingehen auf diesen Gegenstand unter ihrer Würde.

Mr. Clairval konnte sich jedoch noch nicht ganz beruhigen. — „Das kommt alles von den romantischen Ideen Deiner chère mama“ — sagte er. — „Sie hatte sich damals förmlich vergafft in den kleinen Balg. Das Mädchen war zu zart für die Plantage und das Loghaus, hieß es, sie mußte in die Familienwohnung gebracht und wie eine Dame erzogen werden. Nun haben wir das glänzende Resultat ihrer romantischen Philantropie! Doch ich werde schon Mittel finden, die verrückte Geschichte wieder ins richtige Geleise zu

bringen. Aber wir sind da über unsere „Miß“ Magnolia ganz abgekommen von der Hauptsache. Also rund heraus, wie stehst Du mit dem Grafen?“

„Ich stehe gar nicht mit ihm, Papa“ — sagte Miß Lucy. — „Wie hätten sich auch in der kurzen Zeit, seit ich ihn wiedergesehen, Beziehungen zwischen uns ergeben können?“

„Also gefällt er Dir nicht?“

„Wie sollte er mir nicht gefallen?“ — erwiderte Lucy. — „Er ist ein vollendeter Gentleman, ist vornehm, jung und hübsch. Ich müßte ja blind sein, um diese Vorzüge nicht zu sehen.“

„Ich verstehe“ — sagte Mr. Clairval schlau, obwohl er in Wirklichkeit durchaus nicht verstand, ob die Worte seiner Tochter mehr besagen wollten, als ein allgemeines Urtheil oder nicht. — „Ich werde also Mr. Ellis vorläufig keine bestimmte Hoffnung geben. Ist es so recht?“

„Gewiß, Papa, ich mag mich noch nach keiner Seite hin binden. Doch da sind wir ja.“

Vater und Tochter waren beim Eingange zur Halle angelangt, aus welcher das Getöse rauschender Lustigkeit weit hinausschallte in die stille Mondnacht. Wohl vierzig Männer saßen da singend, rauchend, schreiend an zwei wohlbesetzten Tafeln. Schwarze besorgten die Bedienung. Während die farbigen Diener

in Mr. Clairval's Salon Livreen trugen, steckten ihre Collegen in der Halle jedoch in einem nichts weniger als festlichen Costüme. Doch daraus machte sich die weiße wie die schwarze Gesellschaft nichts. Mr. Ward, der erste Aufseher, war Chairman, das heißt er führte den Ehrenvorsitz bei Tische. Im Augenblicke, wo Mr. Clairval mit seiner Tochter eintrat, stimmte er ein Spottlied auf Abraham Lincoln an. Da er mit dem Rücken gegen die Thüre saß, so hatte er das Kommen der Herrschaft nicht bemerkt. Der joviale Mr. Clairval winkte den Anderen zu, ruhig sitzen zu bleiben und Mr. Ward nicht in seinem Gesang zu unterbrechen.

Zu Washington im weißen Haus
Da guckt ein alter Aff*) heraus.
Er wartet schon den ganzen Tag,
Ob Niemand Nachricht bringen mag.
Gehenkt! Gehenkt! Gehenkt!

Mr. Ward's Tenor hatte durch das Leben auf der Plantage bereits viel von seinem ursprünglichen Schmelze eingebüßt, vorausgesetzt, daß er jemals welchen besessen. Die Tischgesellschaft in der Halle fand indeß, daß der Aufseher das Couplet vortrefflich vortrug und brüllte den schönen Refrain: „Gehenkt! Gehenkt!" aus vollem Halse mit.

Mr. Ward, sichtlich geschmeichelt durch den all-

*) Der schon erwähnte Spottname Abraham Lincoln's.

gemeinen Anklang, welchen sein Lied fand, nahm aus dem vor ihm stehenden Glase einen herzhaften Zug und fuhr dann fort:

„Mac Dowell, großer General,
Schlag' doch die Kupferköpf' einmal!
Dein Sieg'sbericht bleibt gar so lang',
Mir wird's bereits schon Angst und bang!
Gehenkt! Gehenkt! Gehenkt!

Ein Oberst kommt! O weh geschrien!
Fort Sumter ist bereits dahin!
Der Beauregard rückt auch heran!
Es laufe, wer nur laufen kann!
Gehenkt! Gehenkt! Gehenkt!

Der Jackson ist ein Höllenbrand,
Da steht er schon am Cumberland!
Mac Dowell pfeift vom letzten Loch,
Lauf', alter Aff', sonst wirst Du noch
Gehenkt! Gehenkt! Gehenkt!"

„Hip! Hip! Hurrah!" — brüllte der Chor, als das Lied zu Ende war.

Mr. Clairval und seine Tochter traten jetzt zum Tische. — „Bravo, Mr. Ward!" — sagte der Besitzer von Mills Manor. — „Sie sind ein vortrefflicher Sänger! Ich freue mich, daß es so lustig zugeht hier in der Halle."

Die Aufseher hatten sich zur Begrüßung von ihren Sitzen erhoben. — „Ein dreimaliges Hurrah für Miß Clairval und Mr. Clairval!" — schrie Mr. Ward, sein Glas erhebend.

„Hurrah!“ — ertönte es aus vierzig rauhen Kehlen, daß die Scheiben der Fenster bebten.

„Danke! Danke, Jungens!“ — rief Mr. Clairval, das ihm von einem Unteraufseher gereichte volle Glas erhebend. — „Euer Wohl und zugleich Jeff Davis für immer!“

Auch dieser Toast wurde mit stürmischer Acclamation aufgenommen.

Der alten Sitte gemäß machte nun Mr. Clairval, seine Tochter am Arme, die Runde bei den Tischen. Mr. Ward, als der Vorsitzende, gab seinem Herrn das Ehrengeleite.

„Apropos, Mr. Ward“ — sagte Miß Lucy, während ihr Papa mit einem der Leute sprach, zu dem ersten Aufseher. — „Wie steht es denn mit Ihrer Magnolia?“

Mr. Ward zuckte die Achseln.

„Ich dachte mir schon, nach unserer Rückkehr von Memphis würden Sie mit Papa wegen des Mädchens sprechen. Gefällt sie Ihnen vielleicht nicht mehr?“

„Sie scherzen, Miß Clairval“ — sagte der Aufseher. — „Magnolia ist unter Brüdern viertausend Dollars werth. Wie sollte ich so viel Geld . . .“

„Pst!“ — sagte Miß Lucy verstohlen, auf ihren Vater deutend, welcher im Begriffe stand, zu dem anderen Tische zu gehen. — „Kommen Sie morgen

früh zu mir. Ich habe mit Papa schon wegen der Sache gesprochen.

Mr. Ward's graue Augen begannen zu funkeln. — „Danke, Miß Clairval!" — sagte er leise, indem er sich verbeugte. — „Ich werde von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch machen!"

Während Mr. Clairval zu der zweiten Tafel trat, ließen sich von draußen die Hufschläge eines heran-galoppirenden Pferdes vernehmen. Ein Reiter sprengte vor den Eingang der Halle, stieg eiligst ab, warf einem der aufwartenden Neger die Zügel zu und trat dann mit allen Zeichen ungewöhnlicher Aufregung herein. Alle Blicke wandten sich auf ihn.

„Nun, was giebt's, Andrew?" — fragte Mr. Clairval. — „Sie sehen ja ganz alterirt aus!"

„Der Teufel ist los, Sir!" — sagte der Mann, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte.

„Hat's in einem der Loghäuser Lärm gesetzt?" — fragte Mr. Ward mit gespannter Erwartung.

„Nein, auf den Loghäusern draußen ist's still. Die schwarze Bande hat sich betrunken und schläft jetzt ihren Rausch aus. Aber als ich bei den letzten Log-häusern, hart an Meadow-Bridge vorüber ritt, was denken Sie wohl, was ich da gesehen habe?"

„Nun?" — fragte Alles gespannt.

„Einen kupferfarbigen Teufel in voller Kriegsrüstung!“ — versetzte Andrew.

„Was? Einen Indianer!“ — riefen Mr. Clairval und Mr. Ward wie aus einem Munde.

„Das ist ja ganz unmöglich!“ — sagte Miß Lucy.

„Sie haben sich getäuscht, Andrew!“ — sagte Mr. Clairval ruhig. — „Meine Tochter hat Recht! Wie sollte eine Rothhaut hier herab kommen nach Ala?“

„Ich habe die Schufte zu gut kennen gelernt in Kentucky droben, Miß Clairval, als daß ich mich täuschen konnte“ — sagte der Mann bestimmt. — „Verlassen Sie sich darauf, es schwärmt indianisches Gesindel um die Plantage.“

„Aber so erzählen Sie, wie war's mit der Geschichte?“ — fragte Mr. Ward, der die Mittheilung weit weniger ruhig vernommen hatte als sein Herr.

„Ich machte die äußere Runde“ — sagte Andrew — „ohne daß mir etwas Verdächtiges aufgefallen wäre. Bei dem hellen Mondlichte sieht man meilenweit, mithin kann ich unmöglich annehmen, daß mir meine guten Augen einen Streich gespielt haben.“

„Nun, und der Indianer!“ — rief Mr. Ward ungeduldig.

„Sie wissen, jenseits Meadow-Bridge erhebt sich ein Hügel, dessen Gipfel entwaldet ist und von welchem

aus man eine Aussicht über die ganze Gegend bis La Grange hinunter hat. Wie ich über die Brücke reite, um von dort über das elfte Loghaus durch den Park zurückzukehren, sehe ich droben, vom Monde voll beschienen, einen Indianer, der auf seine Flinte gestützt, ganz ruhig herunter schaut auf Mills Manor, dessen beleuchtete Fenster man von dort oben sehr gut sehen muß."

„Es wird irgend ein Nigger gewesen sein, der sich vom Loghause fortgestohlen hat, um im Walde herumzustreifen" — meinte Mr. Clairval.

„Ein Nigger?" — rief Andrew. — „Als ob ich nicht deutlich gesehen hätte, wie die Federn auf seinem Kopfe sich im Winde bewegten. Und dann die Flinte? Wie käme ein Schwarzer zu einer Flinte?"

„Und sind Sie ganz sicher, daß Sie nicht etwa das Mondlicht täuschte" — sagte Miß Lucy, welche allmälig unruhig zu werden anfing.

„Ich will verd . . . . Bitte um Entschuldigung, Miß Clairval" — sagte Andrew, seinen derben Ausdruck rasch zurückhaltend. — „Aber ich will noch in dieser Stunde ein Nigger werden, wenn der Vagabund dort droben keine Rothhaut war!"

„Nun, und haben Sie ihn nicht angerufen?" — rief Mr. Ward.

„Ich war zu weit entfernt. Hätte ich eine Flinte

gehabt, so würde ich nach ihm geschossen haben. Mein Revolver trägt aber nicht den dritten Theil so weit, und deshalb fand ich es für klüger, keinen unnöthigen Lärm zu machen."

„Sie haben Recht gethan" — versetzte Mr. Clairval. — „Und wie benahm sich der Bursche? Denken Sie, daß er Sie gesehen hat?"

„Ohne Zweifel hat er mich gesehen. Es ist ja tageshell draußen und den Hufschlag mußte er auch vernommen haben, denn die Schufte haben gute Ohren. Er nahm übrigens gar keine Notiz von mir, sondern schaute ruhig von seinem Berge herab, und als ich das Pferd anhielt, um den Burschen besser betrachten zu können, wandte er mir den Rücken und kehrte in den Wald auf der Hinterseite des Hügels langsam zurück. Ich ritt hierauf so schnell als möglich herein, um Ihnen den Vorfall zu melden."

Die Versammlung hatte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Berichte Andrew's zugehört. Jeder begriff sofort, daß, falls der Aufseher nicht das Opfer einer Täuschung geworden war, jedenfalls eine Gefahr drohte. Das Erscheinen eines Indianers in diesem Theile der Union, und noch dazu eines Indianers im Kriegsschmucke, konnte als ein geradezu unerhörtes Ereigniß gelten. Wo sollte er hergekommen sein? Jedenfalls nur aus den fernen indianischen Territorien im Westen,

jenseits des Arkansas und Verdigris und der Cavonalgebirge. Aber zwischen jenen unermeßlichen Wildnissen, wo die Creeks, Chickasaws, Seminolen, Choctaws und wie sie alle heißen mögen, die vielnamigen Stämme der Rothhäute, in unbeschränkter Freiheit herumschwärmen, und Alabama lagen zwei Staaten, das riesenhafte Arkansas und das nicht minder große Mississippi! Zu welchem Zwecke sollte sich ein Indianer bis nach Alabama verstiegen haben? War es aber wirklich eine Rothhaut, die Andrew gesehen hatte, so konnte man hundert gegen eins wetten, daß der Indianer nicht allein war. Vorsicht war also auf alle Fälle geboten, und es galt sich sofort zu überzeugen, ob etwas und wie viel an der Sache Wahres war.

„Mr. Ward" — sagte Mr. Clairval — „bewaffnen Sie die Leute, lassen Sie alle Pferde satteln und erwarten Sie uns hier. — Ich will sogleich hinüber nach dem Salon, um die Herren von dem Vorfalle zu benachrichtigen."

„Sehr wohl, Mr. Clairval" — versetzte Mr. Ward. — „In zehn Minuten wird Alles bereit sein."

„Was hältst Du von der Geschichte?" — fragte Mr. Clairval, als er mit seiner Tochter durch das Gebäude nach dem Salon zurückkehrte.

„Ich kann mir nicht denken, daß Andrew sich nicht getäuscht habe" — sagte Miß Lucy. — „Sollten wirk-

lich Indianer in der Nähe sein, so ist es höchstens ein versprengter Trupp, der, der Himmel weiß wie, sich bis in unsere Gegend verirrt hat. In diesem Falle" — setzte sie hinzu — „hätte Graf Worowski die beste Gelegenheit, mit den Helden unseres großen Cooper persönliche Bekanntschaft zu machen."

„Ganz trau' ich der Geschichte nicht" — sagte Mr. Clairval kopfschüttelnd. — „Andrew ist ein zuverlässiger Mensch. Etwas muß an der Sache sein. Nun, wir werden ja sehen!"

Während Mr. Clairval und seine Tochter bei den Leuten in der Halle die Runde machten, hatte sich drüben im Salon eine andere, kaum minder unerwartete Scene abgespielt als jene, deren Held Andrew, der Aufseher, und der räthselhafte Indianer gewesen.

Seinem Versprechen getreu hatte Graf Worowski jede Begegnung mit Mr. Ellis vermieden, so gut es anging. Er war im Tanzsalon geblieben, obwohl die übrigen Tänzer sich alle gelegentlich nach dem Speisesaale begaben, um hier ein Glas Champagner zu trinken oder eine Cigarre zu rauchen. Dennoch sollte ihm der von Miß Lucy gefürchtete Zusammenstoß mit dem tapferen Obersten nicht erspart bleiben.

Mr. Ellis hatte seit seinem so wenig erfolgreichen Gespräche mit der schönen Erbin von Mills Manor mit verdoppeltem Eifer dem Champagner Mr. Clairval's

zugesprochen und sich allmälig in eine recht aufgeregte Stimmung hineingearbeitet. Die erste Folge dieser gehobenen Stimmung war seine verblümte Werbung bei Mr. Clairval gewesen, über welche dieser sodann, wie wir wissen, mit seiner Tochter während des Ganges durch den Park gesprochen hatte. Unterdessen hatte Colonel Ellis fleißig weiter getrunken, hierauf gespielt, und zwar mit entschiedenem Unglück, und um sich über den erlittenen Verlust zu trösten, aufs Neue Trost bei Mr. Clairval's Champagner gesucht. Es läßt sich also leicht ermessen, in welcher Stimmung der tapfere Oberst sich zuletzt befinden mochte.

John Reid, sein Busenfreund, an den er den größten Theil seines Geldes verloren hatte, stand ihm treulich zur Seite. Die Herren waren allmälig zur Ueberzeugung gelangt, daß die westliche wie die östliche Hemisphäre keinen nichtswürdigeren Gesellen aufzuweisen habe, als diesen ausländischen Gauner, der sich Graf Worowski schelten ließ, und daß es eine wahre Wohlthat für den ganzen Süden der ehemaligen Union sein müßte, wenn derselbe endlich die gebührende Züchtigung für seine Unthaten erhalten würde. Die Frage war nur, auf welche Weise ihm am besten beizukommen sei.

„Siehst Du" — sagte John Reid, indem er durch die offen stehende Thür in den Tanzsalon blickte, wo

Graf Worowski während einer Pause mit verschiedenen jungen Damen plauderte — „der Feigling wagt sich nicht einmal heraus!"

„Natürlich" — versetzte Oberst Ellis. — „Aber das soll ihm nichts helfen. Wir werden den Dachs in seinem Bau aufsuchen."

„Nur daß es keine Scene giebt" — meinte John Reid. — „Mrs. Clairval würde es sehr übel nehmen, wenn es zu einem Scandale käme, und damit wäre Dir bei Deiner Schönen jedenfalls sehr schlecht gedient."

„Laß mich nur machen" — sagte Mr. Ellis — „ich weiß, wie man derlei Dinge anfängt."

Die Paare im Salon hatten sich zu einer Quadrille angestellt, und ein tückischer Zufall wollte es, daß Worowski mit seiner Tänzerin gerade mit dem Rücken gegen die Thür zum Speisesaale zu stehen kam.

„Das trifft sich ja vortrefflich" — sagte Oberst Ellis, indem er sich erhob. — „Komm, John! Wir werden gleich unseren Spaß erleben."

Damit traten die beiden Verbündeten unter die Salonthür und zwar so, daß sie dicht hinter den Grafen zu stehen kamen. Die Quadrille begann.

„Hast Du gehört, John" — begann Mr. Ellis mit jenem Tone, dem man sogleich die Absicht anmerkt — „daß die Krämerseelen drunten in Washington jetzt

sogar einige ausländische Abenteurer als Generale anstellen wollen, weil kein halbwegs anständiger Mensch das Commando über ihr Lumpenpack übernehmen will?"

„Was Du nicht sagst, Harry!" — rief John Reid, sogleich auf die Absicht seines Freundes eingehend — „nun, da werden die Generale ganz und gar der Armee und diese ihrer Führer würdig sein."

Graf Worowski hatte jedes Wort gehört. Er merkte sogleich, wo Ellis und sein Begleiter hinaus wollten. Seines Versprechens eingedenk, stellte er sich jedoch, als höre er nichts.

Die erste Figur der Quadrille war zu Ende. Ellis und John Reid warteten, bis die zweite begann, wo der Graf, den Regeln des Tanzes zufolge, einen Augenblick ohne seine Tänzerin auf dem Platze stehen mußte.

„Gott sei Dank" — begann jetzt Ellis — „wir brauchen in unserer Armee kein fremdes Gesindel, am wenigsten diese hungerleiderischen Polen, die drüben in Europa überall das Pack commandiren, wenn es aufs Stehlen und Plündern ausgeht."

Das war zu viel. Mit zornblitzenden Augen wandte sich der Graf um. Er sah, wie Ellis sein Gesicht zu einer höhnischen Fratze verzerrte, während

John Reid sich Mühe gab, so gleichgiltig als möglich drein zu sehen.

„Ich werde Sie nach der Quadrille draußen im Park beim See erwarten, Mr. Ellis" — sagte er leise, aber mit vor Aufregung bebender Stimme. — „Wenn Sie ein Gentleman sind, Sir, so vermeiden Sie bis dahin jedes weitere Wort."

„Sehr wohl, Sir" — erwiderte Oberst Ellis — „ich werde nicht auf mich warten lassen."

In diesem Augenblick kam Worowski's Dame herangetanzt. Dieser bot ihr die Hand und sagte ihr mit so ruhiger Stimme ein gleichgiltiges Compliment, daß Mr. Ellis nicht umhin konnte, die Selbstbeherrschung seines Gegners zu bewundern. Er schaute noch eine Weile dem Tanze zu und kehrte dann mit John Reid zu seinem Tische zurück, überzeugt, daß Niemand außer den Betheiligten etwas von dem ganzen Vorgange gemerkt habe.

Er täuschte sich. Magnolia, im Begriffe, mit einem Glas Limonade für Mrs. Clairval von dem Buffet im Speisesaale nach dem Tanzsalon zu gehen, fand die Thür durch Mr. Ellis und seinen Freund verstellt. Im Augenblick, wo sie die Herren bitten wollte, sie durchzulassen, hatte Graf Worowski sich umgekehrt und jene Worte gesprochen. Magnolia begriff sofort, daß es sich um einen Streit handle, in welchem

der Graf von Ellis beleidigt worden war. Mit weiblichem Instinct erkannte sie, daß nur Miß Lucy die Ursache desselben sein konnte. Ein jäher Schrecken durchzuckte sie. Das Limonadeglas zitterte in ihrer Hand. Aber sie mußte sich bezwingen, sie durfte durch keinen Blick verrathen, was sie wußte, denn wie konnte sie, die verachtete Sclavin, es wagen, an irgend etwas Antheil zu nehmen, das nicht sie, sondern ihre Herrschaft betraf?

Sie hatte gehört, daß Graf Worowski und Mr. Ellis sich nach der Quadrille im Parke treffen wollten. Unbekannt mit den Regeln eines Duells, glaubte sie, daß die Gegner die Absicht hätten, draußen im Park ihren Zwist auf der Stelle auszufechten. Dem Grafen drohte also eine Gefahr. Eine unbeschreibliche Angst überkam bei diesem Gedanken das junge Mädchen. Erst jetzt ward sie sich vollkommen bewußt, wie theuer ihr der Fremde war, welcher allein von Allen nicht die elende Sclavin in ihr sah und ihr stets mit Liebe und Güte begegnete. In ihrer lebhaften Phantasie stand sogleich der Gedanke fest, den Grafen zu schützen und wenn es sein müßte, ihr Leben für ihn zu wagen. Aber wie sollte sie es anfangen, um fortzukommen? Ein günstiger Zufall war ihr gewogen.

Als sie Mrs. Clairval die Limonade überreichte, zitterte ihre Hand so heftig, daß das Glas auf der

Platte zu schwanken und zu klirren begann. Die gutmüthige Mrs. Clairval ward hierdurch auf sie aufmerksam.

„Bist Du krank, Magnolia?“ — sagte sie, dem Mädchen aufmerksam ins Gesicht sehend.

„Ich weiß nicht“ — stammelte Magnolia — „mich überfiel plötzlich ein Schwindel.“

„Du bist den ganzen Tag auf den Beinen gewesen“ — meinte Mrs. Clairval — „und wirst ermüdet sein. Geh', leg' Dich nieder, Magnolia, für heute brauchen wir Dich nicht mehr.“

Mit einem stummen Blick des Dankes verließ das Mädchen sich tief verbeugend den Salon und eilte nach ihrem Stübchen in dem oberen Stocke. Anstatt sich jedoch dem Rathe der Herrin zufolge niederzulegen, warf sie rasch einen jener dunklen Regenmäntel, wie sie die Bewohnerinnen der Plantagen tragen, über ihr weißes Kleid, zog die Caputze über den Kopf und huschte, von Niemandem bemerkt, auf der Dienertreppe hinab ins Freie.

Der Mond war im Begriffe unterzugehen und die hereinbrechende Dunkelheit begünstigte sie. Sie verließ sogleich die breiten Wege und schlich auf wohlbekannten Pfaden nach dem Teiche. Nichts als das Rauschen der Wasserfälle unterbrach die hier herrschende Stille. Die Musik aus dem Salon tönte nur gedämpft bis hier

herüber. Hunderte von Leuchtkäfern durchschwirrten die Nacht. Geisblatt und Jasmin entsandten ihren würzigen, berauschenden Duft und die hellen Gestirne des südlichen Himmels spiegelten sich in unbeschreiblicher Schönheit in dem regungslosen See wieder.

Verdeckt durch den Stamm einer mächtigen Platane, heftete Magnolia fest den Blick auf den breiten, trotz der immer dichter werdenden Dunkelheit deutlich sichtbaren Hauptweg des Parkes, auf welchem die Herren kommen mußten. Es dauerte nicht lange, so bemerkte sie zwei dunkle Gestalten, die sich rasch dem Teiche näherten. An den Stimmen erkannte sie Ellis und John Reid. Beide traten bis hart an das Ufer vor und ließen sich hier auf einer Bank nieder.

„Du bist ein guter Schütze, Harry" — sagte John Reid. — „Ich denke, es wird also am vortheilhaftesten für Dich sein, wenn wir auf Pistolen bestehen."

„Ganz gewiß" — meinte Oberst Ellis, dessen Stimme deutlich bekundete, daß sein Rausch vor dem Ernste der bevorstehenden Begegnung theilweise entwichen war. — „Es ist nur die Frage, ob der Bursche darauf eingeht."

„O, das muß er" — meinte John Reid. — „Die Partie muß gleich sein, und auf Degen oder Säbel sind wir hier zu Lande nicht eingeübt."

Jetzt ließen sich auf dem Wege wieder Schritte vernehmen. Magnolia hielt den Athem an. Sie hatte den Grafen erkannt, welcher sich in Begleitung eines anderen Herrn dem Orte näherte. Beide gingen dicht an ihr vorüber; trotz des unsicheren Lichtes erkannte sie in Worowski's Begleiter Mr. Fulham-Green, den nächsten Nachbar Mr. Clairval's.

Die zuletzt Gekommenen traten auf die bereits Wartenden zu.

„Ich bitte um Entschuldigung, Oberst Ellis" — sagte der Graf mit dem Tone kalter Höflichkeit — „daß ich Sie habe warten lassen. Ich konnte mich nicht sogleich entfernen und mußte überdies noch Mr. Fulham-Green bitten, mich zu begleiten."

„Das macht nichts" — sagte Mr. Ellis kurz und trocken.

„Ich hoffe" — meinte Mr. Fulham-Green — „daß es noch Mittel und Wege giebt, um die unangenehme Affaire in Güte beizulegen. Ich kenne Oberst Ellis zu gut als vollendeten Gentleman, als daß ich annehmen dürfte, er habe die Absicht gehabt, den Grafen Worowski, Mr. Clairval's Gast, wissentlich zu beleidigen."

Mr. Ellis schwieg trotzig.

„Mir ist es auch völlig unbegreiflich" — nahm der Graf das Wort — „was Oberst Ellis bewogen

hat, mir plötzlich eine Beleidigung zu sagen, die kein Mann von Ehre ruhig hinnehmen wird. Da ich mir nicht bewußt bin, ihm irgendwie Grund dazu gegeben zu haben, so bin ich gern bereit, anzunehmen, daß äußerliche Einwirkungen dabei thätig gewesen sind und bin zufrieden, wenn er seine unbedachten Worte zurücknimmt."

Mr. Ellis hätte eher Alles erwartet, als diese Versöhnlichkeit. Er beging den Irrthum, dieselbe als einen Ausfluß von Furcht zu betrachten und sagte deshalb in ziemlich hochmüthigem Tone: „Was meinen Sie mit diesen äußerlichen Einflüssen, Sir?"

„Nun, wenn Sie es schon wissen wollen" — versetzte der Graf sehr ruhig — „den Champagner, der in jenem Augenblick bei Ihnen mächtiger gewesen zu sein scheint, als die Erziehung eines Gentleman."

„Sir!" — rief Ellis, wüthend auf den Grafen zutretend. Magnolia begann in ihrem Versteck zu zittern.

„Sir!" — versetzte Graf Worowski mit unerschütterlicher Ruhe. — „Ich erlaube mir, Ihnen zu bemerken, daß ich nicht hierher gekommen bin, um mich mit Ihnen in eine Boxpartie einzulassen, denn solche Dinge sind nicht nach meinem Geschmack. Ich kam, um Ihnen, wie Mr. Fulham-Green es wünschte, Gelegenheit zu geben, Ihr eines gebildeten Mannes un-

würdiges Benehmen wieder gut zu machen. Weisen Sie diese Gelegenheit von der Hand, so ist das Ihre Sache. Die Herren werden mir jedoch das Zeugniß geben, daß ich nichts unversucht ließ, um einen Eclat zu vermeiden, welcher für uns Alle nur unangenehme Folgen haben kann."

„Genug der Worte" — sagte Mr. Ellis, dem die Ruhe des Grafen wider Willen imponirte. — „Ich nehme nichts zurück von dem, was ich gesagt habe."

„Sehr wohl" — versetzte der Graf. — „Also zur Sache. — Wo werde ich die Ehre haben, Sie morgen früh zu treffen?"

„Morgen früh habe ich unaufschiebliche Geschäfte in Morrisville" — sagte Mr. Ellis — „aber später stehe ich zur Verfügung."

„Die Zeit und der Ort?" — fragte der Graf.

„Zehn Meilen von hier auf der Straße nach Dekatur" — nahm jetzt John Reid das Wort — „liegt ein Weiler, Devils Hill genannt. Etwa fünf Minuten östlich von demselben befindet sich ein verlassenes Loghaus. Ich glaube, daß der Ort sich vortrefflich zu einer Begegnung eignen dürfte."

„Wie Sie wünschen" — entgegnete der Graf. „Und die Zeit?"

„Eine Stunde vor Sonnenuntergang" — sagte Oberst Ellis.

„Haben Sie in Betreff der Waffen einen besondern Wunsch, Graf?" — fragte John Reid.

„Ich überlasse dies ganz und gar den Herren" — antwortete Worowski.

„In diesem Falle schlage ich glattläufige Pistolen vor" — sagte John Reid.

„Nach Belieben" — versetzte Worowski gleichgültig.

„Aber, meine Herren" — nahm Mr. Fulham-Green nochmals das Wort — „sollte es denn ganz und gar unmöglich sein, in dieser Sache einen für beide Theile befriedigenden Ausweg zu finden?"

„Bitte, geben Sie sich keine Mühe weiter, Sir" — sagte der Graf. — „Wir haben unsere Schuldigkeit gethan, das genügt. Kehren wir jetzt nach dem Hause zurück, damit unsere Abwesenheit nicht auffalle. Auf Wiedersehen, Gentlemen, bei Devils Hill."

Damit faßte der Graf Mr. Fulham-Green unter den Arm und schlug mit ihm den Weg nach dem Gebäude ein.

Mr. Ellis und sein Freund warteten, bis die Beiden den Park verlassen hatten.

„Alles in Allem" — meinte John Reid — „hat sich der Bursche nicht schlecht benommen. Wir werden

sehen, ob er sich auf dem Kampfplatze eben so gut halten wird."

„Komm, John" — sagte Mr. Ellis — „laß uns gehen. Der Laffe soll seine gebührende Züchtigung erhalten, verlaß Dich darauf. Es wird mir eine Wonne sein, den Abenteurer flügellahm zu schießen! Dann wird er wohl auf eine Weile den Geschmack am Tanzen verlieren!"

„Wie wär's, Harry, wenn Du Dich morgen noch ein Wenig einschössest" — sagte John Reid, indem er mit Mr. Ellis den Vorangegangenen folgte. — „Ich denke, das könnte nicht schaden."

„Bah!" — rief Ellis bramarbasirend. — „Ich habe eine sichere Hand, die mich noch niemals im Stiche ließ. Ich werde den Abenteurer zeichnen, daß er genug hat!"

Magnolia wartete, bis die letzten Schritte verhallt waren. Dann trat sie hinter dem Baume hervor.

„Herr des Himmels!" — sagte das Mädchen — „was soll ich thun, um diesen gräßlichen Zweikampf zu verhindern! Soll ich Miß Lucy oder Mrs. Clairval Nachricht davon geben? Aber dann erfahren sie, daß ich den Herren nachgeschlichen bin, und Miß Lucy, die diesen Grafen liebt, wird wissen wollen, was mich antrieb, heimlich hierher zu kommen. Sie wird errathen, was sie nie errathen darf, und ich bin dann

verloren! Nichtswürdige Fesseln, die Leib und Seele gefangen halten! Verfluchtes Geschick, das einen Menschen zum Eigenthume des anderen macht! Und kein Mittel, kein einziges, diese Qual zu enden!"

Magnolia warf sich in ihrer Verzweiflung auf eine der Bänke am Teiche und starrte lange auf die ruhige, von keinem Windhauche bewegte Fluth.

„Wie oft bin ich hier gesessen an dem einsamen See" — sprach sie dumpf vor sich hin — „wie oft ist der gräßliche Gedanke in mir aufgestiegen, daß nur in seinem Schoße für mich die Freiheit zu finden sei, deren der Vogel in der Luft, das Wild im Walde, der Fisch im Meere sich erfreuen darf. Elende Tyrannen! Warum habt Ihr mich kosten lassen von Eurer Bildung, wenn Ihr mir nicht auch das höchste Gut des Menschen, sein angeborenes, nur von Euch ihm frevelhaft geraubtes Glück, die Freiheit, geben wolltet! Warum ließet Ihr mich nicht aufwachsen draußen auf dem Loghause bei den anderen Elenden, ein Thier wie sie, wenn Ihr mich in Fesseln halten wolltet, gleich einem wilden Thiere! Allmächtiger, allgerechter Gott im Himmel dort droben! Werden Deine Blitze denn niemals herunterzucken auf die Bösewichter, die Dich schänden in Deinem Ebenbilde!"

Magnolia hatte bei diesen Worten die gefalteten Hände zu dem Sternenhimmel erhoben. Thränen

rollten hernieder über ihre Wangen und erstickten ihre Stimme. Schluchzend sank sie zurück auf die Bank und verbarg das Gesicht mit beiden Händen.

„Doch nein!" — rief sie endlich, sich gewaltsam aufraffend. — „Ich darf ja nicht verzweifeln! Noch ist mein so werthloses Leben vielleicht bestimmt, das seinige zu retten. Aber wie soll ich es anfangen, um ihn den Händen seiner Feinde zu entreißen?"

Magnolia versank in ein langes Nachsinnen, ohne zu einem entschiedenen Entschlusse kommen zu können. Das Geeignetste schien ihr, gleich am nächsten Morgen den Grafen im Geheimen aufzusuchen und ihn zu beschwören, er solle dem Kampfe mit Ellis ausweichen, denn ihrer Ansicht nach konnten seine Feinde nur einen Meuchelmord gegen ihn im Schilde führen. Die arme Magnolia wußte nicht, daß unsere hohe Civilisation auch den Mord in bestimmte, geheiligte Formen zu bringen gewußt hat, die dem Mörder nicht nur den Schutz der Gesellschaft sichern, sondern ihn sogar noch mit dem Nimbus des Helden umgeben.

Der ferne dumpfe Ruf eines Prairiehuhns weckte sie aus ihrem schmerzlichen Nachsinnen. — „Was war das?" — sagte sie scharf nach dem Walde hinhorchend, aus welchem der Schrei gekommen war. — „Mitten in der Nacht dieser Vogelruf! Was hat das zu bedeuten?"

Es dauerte nicht lange, so ließ sich ein zweiter Ruf aus einer anderen Richtung vernehmen. Ein dritter Ruf, weit ferner und matter, als die vorhergegangenen, antwortete.

„Das ist kein Vogelruf!" — sagte Magnolia sich rasch erhebend — „das sind Signale. Hier geht etwas vor! Es ist ein Geheimniß, das den Schleier der Nacht sucht!"

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschte das Mädchen, bis sich der Ruf aufs Neue vernehmen ließ. Diesmal erkannte sie genau die Richtung. Der Ruf kam aus der Tiefe des Parkes.

„Hier geht etwas vor" — dachte sie, den Mantel fest zusammennehmend und vorsichtig nach den dichteren Theilen des Waldes auf der anderen Seite des Sees zuschreitend. Mit allen Pfaden vertraut, fand sie den Weg so gut wie am hellen Tage. Wohl fühlte sie zu Anfang eine flüchtige Anwandlung von Furcht, die sie indessen bald bemeistert hatte. Der Wald bot ihr ja sicheren Schutz, ihr scharfes Gehör verkündete schon aus der Ferne das leiseste Geräusch, und wenn es ihr vorhin gelungen, die Unterredung am Teiche unbemerkt zu belauschen, so mußte dies bei der nöthigen Vorsicht hier noch leichter möglich sein.

Da der Wald frei von Unterholz war, so konnte sie sich bequem in einiger Entfernung von dem Wege

halten, der durch den Park nach dem eigentlichen Walde und durch denselben nach der etwa sechs Meilen entfernten Plantage Mr. Fulham-Green's führte. Noch keine tausend Schritte weit mochte sie gegangen sein, als sie auf der Straße hinter sich Tritte vernahm. Rasch duckte sie sich nieder, um den Nahenden vorüber zu lassen.

Es waren zwei Männer. Trotz der Dunkelheit hatte Magnolia sogleich erkannt, daß es nur Neger sein konnten, denn der Tritt eines mit einem Stiefel bekleideten Fußes hätte einen ganz anderen Ton hervorgebracht, als das leise Knirschen des Sandes, welches auf eine weichere Fußbekleidung deutete. Barfuß gingen übrigens die nächtlichen Wanderer auch nicht, denn in diesem Falle wären ihre Tritte gar nicht vernehmbar gewesen. Die Männer mußten also mit leichten Bastschuhen bekleidet sein, wie sie die Neger an hohen Feiertagen zu tragen pflegen. Wahrscheinlich hatten sie dieselben gewählt, um keine Spuren in dem weichen Sande zu hinterlassen, überzeugt, daß das geübte Auge eines Aufsehers auf den ersten Blick die Fährte eines schwarzen Fußes von der eines Weißen zu unterscheiden im Stande sein würde.

Magnolia's Vermuthung ward zur Gewißheit, als die beiden Gestalten, deren Umrisse nur ganz unbestimmt aus dem dunklen Zwielicht einer südlichen

Nacht hervortraten, näher kamen. Obgleich die Männer leise miteinander sprachen, hatte Magnolia's feines Ohr sofort die heimathliche Sprache der Neger erkannt, deren sie eben so mächtig war, wie ihre schwarzen Schicksalsgenossen. In dem Augenblick, wo die Beiden an ihr vorüber kamen, hörte sie, wie der Eine zum Anderen sagte: „Wenn sie das Feuer des Loghauses sehen, dann kommen sie!" — Diese Stimme konnte nur die Jupiter's, des vor wenigen Wochen entlaufenen Sclaven sein.

Ein Schauer überlief sie bei dieser Wahrnehmung. Sie war fest überzeugt, daß sie sich nicht getäuscht hatte, denn Juppy's Stimme hätte sie unter tausenden heraus gekannt. Jupiter war durch mehrere Jahre Kellermeister auf Mills Manor gewesen, und erst in letzter Zeit seiner unverbesserlichen Trunksucht wegen wieder hinaus auf die Plantage geschickt worden. Wenn er, nachdem er doch ohne Zweifel längst in Sicherheit war, plötzlich freiwillig wieder nach Mills Manor zurückkehrte, so hatte das auf alle Fälle etwas zu bedeuten. Die wenigen Worte, welche sie erhascht hatte, bewiesen zur Genüge, daß er nicht allein gekommen war und daß er einen Anschlag im Sinne führte, bei welchem die Neger hülfreiche Hand leisten sollten. Aber welcher Art war dieser Anschlag?

Leicht, wie die wilde Katze des Urwaldes, schlich

Magnolia den beiden Negern nach, die im Gefühle vollkommener Sicherheit ihres Weges zu gehen schienen. Zur Vorsicht hatte sie sich rasch ihrer Stiefelchen entledigt, und wie schmerzlich auch der Weg auf dem unebenen, von Wurzeln und stachlichem Moose bedeckten Waldboden für ihre zarten Füße werden mochte, sie achtete nicht darauf. Bald ließ sich wieder der Ruf des Prairiehuhns im Walde vernehmen. Juppy antwortete, der Ruf wiederholte sich. Jetzt bogen beide Neger vom Wege ab und drangen in den Wald. Magnolia folgte ihnen in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten, gleich ihnen sich an den Lockruf haltend, der auch für sie ein sicherer Führer blieb.

Das Mädchen fieberte vor Aufregung. Aber kein Gefühl der Furcht war es, das ihr Herz erfaßte, denn diese wilden Gesellen, die sich hier im Walde zu verderblichem Werke zusammenthaten, was waren sie anders, als ihre natürlichen Bundesgenossen, ihre Freunde? Was lag ihr daran, ob der beabsichtigte Schlag Mills Manor galt oder nicht? Auf alle Fälle war er gegen ihre Tyrannen und Peiniger gerichtet. Mochte er gelingen oder nicht, ihr Loos konnte auf keinen Fall ein schlimmeres werden, als es bereits war. Aber er, den sie liebte, konnte dabei als unschuldiges Opfer fallen, und ihn galt es jetzt zu retten aus doppelter Gefahr!

Nach einem Wege von nahezu einer halben Stunde gelangte sie nach einer kleinen Waldlichtung, auf welcher sich bereits einige zwanzig Schwarze und was sie aufs Aeußerste befremdete, auch einige weiße Männer befanden. Trotz der schwachen Beleuchtung erkannte sie deutlich die bleichen Gesichter. Ein dichtes Gestrüpp hart am Saume des Waldes gab ihr willkommenen Schutz und Gelegenheit, jedes Wort des Gespräches zu vernehmen, das von den Schwarzen in ihrem Niggerkauderwälsch, von den Weißen in gutem Amerikanisch-Englisch geführt wurde.

Augenscheinlich war dies nicht die erste derartige Besprechung. Das ging aus der ganzen Unterredung hervor. Die Schwarzen hatten sich vielmehr nur zusammengefunden, um ihre letzten Verhaltungsbefehle zu empfangen. Der unbekannte Weiße, welcher das ganze Unternehmen zu leiten schien, schärfte zum Schlusse den Negern den strengsten Gehorsam ein. Er schien seine Leute zu kennen, denn die Belohnung, welche er ihnen in Aussicht stellte, waren Freiheit und Branntwein, die Strafe eine Kugel aus seinem niemals fehlenden Revolver. Um seinen Worten größeren Nachdruck zu verleihen, fügte er dem Schlusse seiner Ermahnungen noch eine Handvoll blanker Dollars hinzu, ein Ueberzeugungsgrund, dem kein Negerherz zu widerstehen vermag.

Die Berathung oder vielmehr der Kriegsrath hatte kaum eine halbe Stunde gedauert. Unbehindert wie sie gekommen, trennten sich die Versammelten wieder. Nur wenige schlugen die Richtung nach der Plantage ein. Die anderen, darunter die Weißen, gingen zurück in den Wald. Bald war der Ort wieder ebenso öde und einsam, als vorher. Nur Magnolia lag noch ruhig in ihrem Versteck. Sie wartete geduldig eine volle Stunde, ehe sie sich erhob, um nach Mills Manor zurückzukehren.

Obgleich nur wenige Worte der Unterredung ihr entgangen waren, vermochte sie doch keinen rechten Sinn in das Vernommene zu bringen. Am meisten verwirrte sie die Anwesenheit der Weißen. Wer waren diese Leute? Waren es Räuber, welche den Haß der Neger gegen ihre Herren zu eigenen Zwecken ausbeuten wollten? Aber von Räubern hatte man ja niemals in dieser Gegend auch nur reden hören. Daß der Süden mit dem Norden der Union im Kriege stand, wußte sie zwar, ohne daß sie jedoch jemals Genaueres über die politischen Vorgänge vernommen hätte, da die Südlichen ihren Sclaven wohlweislich jede Kenntniß derselben sorgfältig geheim hielten. Zeitungen sind für den Nigger so gut wie nicht vorhanden. Was könnten sie ihm auch nützen, da unter Tausenden kaum Einer lesen kann? Das Wenige, was Magnolia wußte, hatte sie

gelegentlich aus den Gesprächen der Herrschaft aufgeschnappt. Wie aber hätte ihr der Gedanke kommen können, daß die Weißen, die sie gesehen, Parteigänger des Nordens seien, wenn von den geschäftsmäßigen Politikern in Alabama keine Seele auch nur die entfernteste Ahnung davon hatte, ihre Feinde könnten auf den genialen Gedanken kommen, plötzlich eine Diversion bis in das Herz der Conföderation hinein auszuführen?

Magnolia mochte sich also die Sache überlegen, so viel sie wollte, zu einem bestimmten Schlusse vermochte sie nicht zu kommen. Bestimmt wußte sie nur, daß irgend ein Loghaus auf der Plantage draußen das nächste Object irgend eines Angriffes bilden sollte. Welches der Zweck dieses Angriffes war, vermochte sie nicht abzusehen. Gewiß war nur eines, daß er nahe bevorstand. Sollte sie Mr. Clairval davon benachrichtigen? — „Nein" — rief es in ihr mit all der wilden Energie lang verhaltenen Hasses — „nein! Lieber sterben mit Denen, die herbeigekommen sind zum Werke der Rache, gleichviel was sie dazu bewegen mag. Aber der Fremde, der allein Mitgefühl empfand mit unserem Elende, er soll bewahrt werden vor doppelter Gefahr, und ich werde es sein, die ihn davor schützt, und sollte ich dabei zu Grunde gehen!"

Darüber nachbrütend, auf welche Weise sie wohl am sichersten ihren Schützling, der keine Ahnung davon

hatte, wie schwere Sorge sein Wohl der armen Sclavin bereitete, warnen und leiten könne, war Magnolia langsam nach dem Herrenhause zurückgekehrt. Es dämmerte bereits, als sie von Niemand bemerkt an der Hintertreppe anlangte. Salon und Speisesaal zeigten sich noch hell beleuchtet, aber die Musik war verstummt. Daß die Gesellschaft noch beisammen sein mußte, stand außer Frage. Um so auffälliger war also die Ruhe. Im Begriffe sich zu entkleiden, um noch einige Stunden zu ruhen und über ihren Plan nachzudenken, vernahm sie plötzlich das Getrappel einer zahlreichen Cavalcade, die sich von der Plantage her dem Hintergebäude näherte. Sie eilte ans Fenster und sah, wie Mr. Clairval in Begleitung des Grafen, des Obersten Ellis und mehrerer anderer Herren, darunter der erste Aufseher, Mr. Ward, Alle mit Revolvern und Büchsen bewaffnet, vom Pferde stiegen.

„Ich sagt' es Ihnen ja" — rief Mr. Ellis lachend, indem er sich zu Mr. Clairval wandte — „daß Ihr Andrew ein betrunkener Schlingel ist, der uns umsonst auf die Plantage gesprengt hat."

„Nun, besser so, als wenn er Recht gehabt hätte" — versetzte Mr. Clairval. — „Kommen Sie, meine Herren! Wir wollen den Damen die beruhigende Nachricht bringen, daß alles nur ein leerer Spuk war."

„Geradezu verrückt!“ — rief Oberst Ellis. — „Indianer in Ala! Eine reine Tollheit!“

„Es scheint so“ — sagte Graf Worowski ernst. — „Dessenungeachtet halte ich jedoch Vorsicht keineswegs für überflüssig. Wir haben das Sprüchwort: Besser bewahrt als beklagt.“

Oberst Ellis zuckte verächtlich die Achseln und folgte dann den übrigen Herren ins Haus, während die Neger die Pferde nach den Ställen führten.

„Sie scheinen etwas zu ahnen!“ — sagte Magnolia, indem sie sich auf ihr Lager warf. — „O Gott der Gerechtigkeit! Hemme nicht die gerechte Rache, aber schütze ihn, den Unschuldigen, ihn, den ich liebe!“

Fünftes Kapitel.

Jupiter.

Mrs. Clairval's Gäste waren kurz nach der Rückkehr der Herren, welche sich in verschiedenen Trupps auf die Streife begeben hatten, ohne irgend eine verdächtige Spur auffinden zu können, aufgebrochen, um, die Kühle des Morgens benützend, nach ihren mehr oder minder entfernten Besitzungen zurückzukehren. Andrew's Botschaft hatte einen Mißton in das Fest geworfen, und wenn auch die Grundlosigkeit seiner Angabe sich nachträglich herausstellte, so war doch die erste Heiterkeit dahin. Während der Abwesenheit der Herren hatten sich die Damen im Salon zusammen gesetzt. Der mysteriöse Indianer gab Veranlassung zu allerlei Vermuthungen, dann zu Erzählungen aus den Zeiten der ersten Ansiedelungen in Alabama und Mississippi, wo Kämpfe der Weißen mit den Indianern noch an der Tagesordnung standen. Lagen auch jene Zeiten zum Glücke

bereits um mehrere Menschenalter zurück, so lebte die Tradition davon doch noch immer in Aller Erinnerung. Auch hatten des großen Cooper Romane nicht wenig dazu beigetragen, diese Erinnerung wach zu halten. Jede der Damen wußte von irgend einem Vorfalle zu berichten, der dem Großvater oder Urgroßvater, „als er die Plantage anlegte", mit den wilden Bewohnern der neuen Welt begegnet war. Es ging, wie mit den Gespenstergeschichten, an welche man jahrelang nicht denkt und über welche man herzlich zu lachen pflegt. Sobald aber das verschollene und verlachte Kapitel zufällig einmal im kleinen, vertrauten Kreise bei dem brodelnden Theekessel und dem knisternden Kaminfeuer angeschlagen wird, während der nächtliche Winterwind draußen um das Haus heult, an den Fenstern rüttelt und seine Regengüsse gegen die Scheiben wirft, da weiß mit einem Male ein Jeder eine sonderbare, unaufgeklärte Geschichte zu erzählen, über die man am besten „gar nicht spricht", und auch die stärksten Geister vermögen es nicht, sich im Geheimen eines gelinden Gruselns zu erwehren, wie fest sie auch überzeugt sein mögen, daß das alles ja doch nur eitles Geschwätz und leere Phantasterei ist.

Wie ein Alp fiel es also den Damen von der Brust, als die nach und nach zurückkehrenden Herren die Grundlosigkeit des Allarms bestätigten. Lachend und scherzend über den Indianerspuk hatte man sich von den gast-

freien Wirthen verabschiedet. Ein Wagen um den andern rollte durch das große Gitterthor von Mills Manor, und die Sonne war bereits aufgegangen, als der letzte derselben das Gebiet Mr. Clairval's verließ.

Während im Herrenhause alles den süßen Schlummer suchte, um sich von den verschiedenartigen Aufregungen der vergangenen Nacht zu erholen, marschirten auf der Plantage draußen die Nigger wie gewöhnlich an ihr Tagewerk, beaufsichtigt und geleitet von ihren Vögten, die allein nicht im Stande waren, die versäumte Nachtruhe nachzuholen und deshalb gähnend, übernächtig und mürrischer als gewöhnlich die Obliegenheiten ihres Amtes besorgten.

Nur Mr. Ward, ihr Haupt, war heute ganz ungemein guter Laune, obwohl auch er kein Auge geschlossen und die letzten Stunden der Nacht, anstatt auf seinem bequemen Lager, im harten Sattel zugebracht hatte. Miß Lucy's unerwartetes Versprechen, ihm zum Besitze Magnolia's zu verhelfen, war die Ursache dieser heiteren Stimmung. Schon lange war das Mädchen der Gegenstand seiner stillen Wünsche gewesen. Daß er diese bisher nicht deutlicher kund gegeben, hatte seine Ursache in einer gewissen Scheu, die jedoch eben so wenig aus einem Gefühle des eigenen Unwerthes, als aus Verehrung für Magnolia stammte. Trotz seiner wohlgezählten fünfzig Jahre, seines hagern, verdorrten Ge-

sichtes und des bereits stark ergrauenden Kinnbartes, der als einziger Schmuck das Antlitz des würdigen Mr. Ward zierte, war sich der erste Aufseher seines eigenen Werthes zu vollkommen bewußt, als daß er einen Augenblick daran hätte zweifeln können, Magnolia werde sich hochgeehrt fühlen, wenn sie erfahre, sie habe Wohlgefallen gefunden vor seinen Augen. Seine Scheu galt vielmehr nur dem Preise, den er für das Mädchen zu zahlen haben würde. Er wußte, daß sie Mrs. Clairval unentbehrlich war. Viertausend Dollars durften als das Mindeste angenommen werden, was eine solche Sclavin werth war, die alle feineren Arbeiten für die Damen willig und mit Geschick besorgen, während der langweiligen Regenzeit Mrs. Clairval die neuesten Romane vorlesen und sogar Clavier spielen konnte. Das waren schwerwiegende Vorzüge, und Mr. Ward wußte sie zu schätzen. Allerdings standen ihm die Negerinnen auf der Plantage alle zur Verfügung. Aber Mr. Ward hatte das „schwarze Fleisch" bereits gründlich satt. Es kamen, besonders seitdem er die verhängnißvollen Fünfzig hinter sich liegen hatte, zuweilen Augenblicke, wo sein sanftfühlendes Herz sich nach etwas Besserem sehnte. Leider standen die fatalen „mindestens viertausend Dollars" zwischen ihm und diesem Besseren. Freilich hatte Mr. Ward sich bereits ein nettes Sümmchen erspart, denn Mr. Clairval zahlte gut und war auch

sonst freigebig; aber viertausend Dollars waren denn doch ein gar zu gewichtiger Posten. Daß Mr. Clairval ihm Magnolia, vielleicht als Lohn für langjährige, nützliche Dienste, billiger ablassen würde, fiel dem practischen Mr. Ward, der als echter Yankee in allem und jedem nur das Geschäft sah, auch nicht im Traume ein. Auf andere Weise in Besitz des Mädchens zu kommen, war aber factisch unmöglich, da dieses dem persönlichen Dienste der Herrschaft zugetheilt war und Mr. Ward's Allmacht sich eben nur auf das Loghaus am „Lane" beschränkte. Er mußte sich also damit begnügen, auf Magnolia süße Augen zu machen und sich mit dem schmerzlichen Bewußtsein trösten, daß diese Blume für ihn nicht blühe.

Es läßt sich leicht ermessen, welch freudigen Eindruck unter solchen Umständen Miß Lucy's unerwartete Mittheilung auf Mr. Ward's liebebedürftiges Herz machen mußte. Mit Sehnsucht erwartete er den Augenblick, wo er Miß Clairval's Aufforderung Folge leisten konnte, und ritt deshalb in sehr gehobener Stimmung von einem Loghaus zum andern, um seine vorschriftsmäßige Morgenrunde zu machen.

Auch nach außen hin gab sich Mr. Ward's Behagen kund. Unberührt hing heute die Peitsche auf seinem Rücken gleich einem Jagdgewehre. Den arbeitenden Negern rief er ein billigendes: „So ist's Recht,

Jungens, immer fleißig gearbeitet! Die Ernte wird heuer gut werden!" zu, eine Herablassung, worüber die Schwarzen in unbeschreibliches Erstaunen geriethen; den jungen Negerinnen kneipte er vom Pferde herab in die Backen und tätschelte ihre schwellenden Schultern, und als er beim Loghause vorbei ritt, wo ein Dutzend nackter Negerkinder, darunter einige, die mit Mr. Ward in gewissen verwandtschaftlichen Beziehungen standen, sich schreiend auf dem Grase herumbalgten, warf er der „schwarzen Brut" sogar eine Hand voll Centstücke zu, lauter Erscheinungen, die bei Mr. Ward geradezu unbegreiflich genannt werden mußten.

Der heutige Tag schien bestimmt, für Mr. Ward ein Glückstag zu werden. Als er sich dem Loghause näherte, wo wir ihn gleich zu Anfange unserer Erzählung in der Ausübung seiner Amtsobliegenheiten begriffen erblickt haben, und gerade die Taschenuhr hervorzog, um nachzusehen, ob es wohl bald an der Zeit sein dürfte, Miß Clairval seinen Besuch zu machen, trat ein Neger auf ihn zu und blieb, den breiten Strohhut vom Kopfe reißend und sich nach Niggerart verbeugend, einige Schritte vor ihm stehen.

„Nun, Pompey, was giebt's, Bursche?" — fragte Mr. Ward, sein Pferd anhaltend.

„Massa Ward Pompey schlagen, Pompey anbinden an Pfahl, Pompey peitschen" — sagte der Neger mit

der Miene tief gekränkter Unschuld. — „Massa glauben, Pompey Juppy fortgeholfen nach Teneſſee, und Pompey doch unſchuldig."

Bei der Erinnerung an den Vorfall, deſſen der Neger erwähnte, flog ein Schatten des Aergers über Mr. Ward's bisher ſo ſonniges Geſicht.

„Was kommſt Du, mich wieder an die Geſchichte zu erinnern, Burſche" — rief Mr. Ward — „ich denke, Du könnteſt wohl zufrieden ſein, wenn wir ſie vergeſſen."

„Pompey viel geweint, weil gute Maſſa glauben, Pompey ſchwarzer Spitzbub wie andere" — fuhr der Neger in ſeinem larmoyanten Tone fort. — „Pompey nicht Spitzbub! Pompey treu wie Hund!"

„Ich will Dir etwas ſagen, Hallunke!" — ſchrie Mr. Ward, bei dem das Handwerk wieder den Sieg über die momentane Stimmung davon trug. — „Du haſt dem Jupiter doch fort geholfen, verſtehſt Du, und wenn Du auch damals auf die Bitte des Fremden vom Pfahle loskamſt, ſo bin ich doch nicht ſo dumm, um Deinen ſchwarzen Lügen Glauben zu ſchenken."

„Nun, Maſſa" — ſagte Pompey mit dem Triumphe gekränkter Unſchuld — „Juppy gar nicht fort! Juppy nur verſteckt! Juppy nicht drei Meilen von hier!"

„Was ſagſt Du!" — rief Mr. Ward im höchſten Grade erſtaunt und kaum im Stande, ſeine Freude über

das Vernommene vor dem Schwarzen zu verbergen. — „Jupiter ist nicht fort? Er ist hier?"

Pompey nickte mehrmals mit großem Eifer.

„Und wo hat der Schlingel gesteckt?"

„In Wald, Massa! Wollte hinüber nach Tenessee, konnte nicht, hat Hunger, viel Hunger, ist wieder da!" sagte Pompey.

„Du bist ein braver Bursche, Pompey" — rief Mr. Ward — „und Du sollst auch von Mr. Clairval eine schöne Belohnung haben für Deine Ehrlichkeit, verlaß Dich darauf. Nun aber sage, kennst Du genau den Platz, wo Juppy sich aufhält? Bist Du im Stande, uns hinzuführen?"

„Juppy Pompey's Freund" — sagte der Schwarze in kläglichem Tone. — „Verspricht Massa, Juppy nicht viel zu schlagen, wenn Pompey hilft Juppy hereinbringen?"

In der Freude seines Herzens würde Mr. Ward alles Mögliche versprochen haben. Er machte also durchaus keine Schwierigkeiten, sondern sagte Pompey feierlich zu, sein Freund werde diesmal mit einem gelinden Durchpeitschen davon kommen, natürlich nur, weil Pompey damals unschuldig gepeitscht worden sei und jetzt sogar für den Urheber seiner Bestrafung Fürbitte einlege. — „Laß mich ihn nur erst haben" — dachte Mr. Ward — „und ich will ihn dann schon so gelinde

durchpeitschen, daß Euch schwarzen Teufeln für eine geraume Weile der Geschmack am Davonlaufen versalzen wird."

„Lauf hinüber nach der Old Lodge, mein braver Pompey" — sagte Mr. Ward mit wahrhaft väterlichem Tone zu dem Schwarzen — „und sage Mr. Smithson und Mr. Barley, sie sollten sogleich herüber kommen. Wir wollen uns dann gleich auf die Beine machen, um Juppy zu holen. Eile! Ich werde Dich hier erwarten!"

Damit stieg Mr. Ward vom Pferde, band es an den Thürpfosten des Loghauses und setzte sich auf die Bank im Schatten des Gebäudes. Pompey schoß wie ein Pfeil davon, um seinen Auftrag auszurichten.

Mr. Ward war sehr erfreut über den Eifer des Negers. Weit weniger erfreut würde er gewesen sein, hätte er die wahrhaft teuflischen Grimassen sehen können, die Pompey während des Laufens schnitt, desgleichen die Purzelbäume und das Radschlagen des Schwarzen, sobald dieser sich außerhalb des Gesichtskreises seines Obervogtes befand. Doch davon hatte Mr. Ward keine Ahnung.

Er zog seine Taschenuhr. — „Verwünscht!" — dachte er — „die Geschichte wird mich verhindern, heute Vormittag noch zu Miß Lucy zu gehen. Aber

was ist da zu machen? Vor allen Dingen das Geschäft. Das Andere muß warten."

Durch Pompey unterrichtet, um was es sich handle, hatten die Herren Smithson und Barley sogleich die nöthigen Vorbereitungen zur Expedition getroffen. Der Eine hängte sich einen derben Strick wie ein Collier um den Hals, der andere war in das Aufseherzimmer von Old Lodge, dem größten der Loghäuser, hinaufgeeilt und kehrte jetzt mit einem Paar wohlgeladener Revolver zurück. Pompey eilte ihnen voraus und traf fast zugleich mit den beiden Aufsehern, die ihm zu Pferde folgten, bei Mr. Ward ein.

Da man die Thiere bei der bevorstehenden Expedition nicht gebrauchen konnte, so ließ man sie beim Loghause zurück und machte sich dann unter Pompey's Führung sogleich auf den Weg, der nach demselben Hügel bei Meadow Bridge leitete, wo Andrew in der vergangenen Nacht den Indianer gesehen haben wollte.

„Jetzt haben wir auch unsere Rothhaut, die uns gestern so sehr in Athem hielt" — sagte Mr. Ward hell auflachend, als sie die Brücke über das Flüßchen passirten. — „Andrew, der Narr, hat den schwarzen entlaufenen Schuft gesehen und ihn in seiner Einfalt für einen Indianer gehalten. Höre, Bursche" — rief er dem voranschreitenden Pompey zu — „war Juppy nicht gestern Nacht da droben auf dem Berge?"

„Freilich, Massa" — antwortete der Neger — „dort droben haben wir gesprochen mit einander."

„Hab' ich's nicht gesagt?" — rief Mr. Ward triumphirend. — „Na, wart' nur! Er soll uns dafür büßen, daß er uns muthwillig herum gesprengt hat, der Schuft!"

Am Fuße des Hügels hörte der gebahnte Weg auf. Die Männer mußten nun selbst Bahn brechen durch das Gestrüpp. War der Wald auch kein Urwald, so bot er doch, besonders jetzt, wo die Sonne bereits hoch stand, der Unannehmlichkeiten mehr als genug. Aber die Leute waren an dergleichen gewöhnt und verloren kein Wort darüber. Höchstens hörte man einen kurzen Fluch, wenn einer oder der andere gelegentlich einmal über eine hohe Wurzel strauchelte oder mit dem Fuße in einer Schlingpflanze hängen blieb.

Nach einem beschwerlichen Marsche, während dessen nur wenig gesprochen worden war, gelangte man in ein kleines, von einer Quelle durchflossenes Thal. Pompey gab den Aufsehern durch Geberden zu verstehen, sie sollten hier zurückbleiben, ging dann einige Hundert Schritte voran und ahmte zum Täuschen den Ruf des Birkhuhns nach. Drei-, viermal hatte er den Vogelschrei wiederholt, als ihm endlich Antwort ward. Es dauerte nicht lange, so sahen die Aufseher den flüch-

tigen Sclaven scheinbar ohne alle Besorgniß aus dem Dickicht hervortreten und auf den bei der Quelle harrenden Pompey zuschreiten.

„Jetzt haben wir den schwarzen Spitzbuben" — sagte Mr. Ward. — „Vorwärts Leute. Bleibt er nicht stehen, wenn ich ihn anrufe, so schießt, aber wohlgemerkt, nur auf die Beine, denn man darf an dem Material nicht mehr ruiniren, als unbedingt nothwendig ist."

Die beiden Unteraufseher nickten zur Antwort.

Jupiter und Pompey setzten sich ins Gras und fingen zu plaudern an. Mr. Ward gab seinen Leuten einen Wink, schlich sich sachte bis zu den beiden Negern vor. Jupiter, der durchaus nichts zu merken schien, wandte erst, als der Aufseher dicht hinter ihm stand, den Kopf wie zufällig um. Er erblickte Mr. Ward, stieß einen gellen Schrei aus und wollte aufspringen. In demselben Augenblick hatte ihn aber auch schon Mr. Ward mit seiner Eisenfaust bei den wolligen Haaren gepackt und hielt den Sclaven gewaltsam in seiner sitzenden Stellung. Die beiden Unteraufseher, jeder den Revolver in der Hand, sprangen auf die Gruppe zu.

„Haben wir Dich, Hallunke!" — schrie Mr. Ward. — „Nun, diesmal sollst Du uns nicht entwischen."

Juppy versuchte keinen Widerstand. Einen Blick tödtlichen Hasses auf Pompey schleudernd, packte er den Verräther rasch mit beiden Händen bei der Kehle, warf ihn zu Boden, stürzte sich, obwohl Mr. Ward ihn noch immer fest bei den Haaren hielt, auf denselben und begann ihn zu würgen. Pompey stieß ein wüthendes Geschrei aus und versuchte sich mit Aufgebot aller Kraft seines rasenden Feindes zu erwehren.

„Das ist ja ein desparater Schurke!" — rief Mr. Ward, welcher Juppy während des Raufens einen ganzen Büschel Haare ausgerissen hatte. — „Faßt Leute! Reißt sie aus einander, sonst schnürt er dem anderen die Kehle zu. Wirst Du ihn gleich loslassen, Schuft!"

Die beiden Aufseher warfen die Revolver weg und stürzten sich mit Mr. Ward auf Juppy. Mit vereinten Kräften gelang es ihnen endlich, den Neger wegzureißen. Juppy schäumte vor Wuth, sprach aber kein Wort und ließ sich, als sehe er die Nutzlosigkeit ferneren Widerstandes ein, geduldig die Hände auf den Rücken binden. Pompey sprang jetzt auf und eilte zur Quelle, um sich die Spuren des Würgens mit Wasser zu benetzen.

„Fort, Leute" — sagte Mr. Ward — „zurück zum Loghause! Und was Dich betrifft, schwarzer Gauner" — setzte er, einen der Revolver aufraffend und Juppy

die Mündung der Waffe vor die Nase haltend, hinzu — „so wirst Du wohl daran thun, keinen Versuch zur Flucht zu machen, wenn Du nicht willst, daß ich Dir einige von diesen Kaffeebohnen nachschicken soll. Marsch!"

Juppy, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, schlug langsam die von dem Aufseher angedeutete Richtung ein. Einer der Aufseher ging voran, Mr. Ward und der andere folgten, während Pompey furchtsam an Juppy's Seite tretend, diesem mit einem Aufwande von casuistischer Negerlogik, die Mr. Ward zuweilen ein herzliches Lachen entlockte, zu beweisen suchte, er habe ihn ja nur zu seinem eigenen Besten verrathen, denn hier in der Wildniß hätte er elendig zu Grunde gehen müssen. Es sei doch immer besser im Loghause, als im wilden, wilden Walde. Das Bischen Peitschen werde er auch überstehen, um so mehr, als Mr. Ward ihm versprochen habe, er werde ihm nicht „sehr viel" wehe thun und was dergleichen Trostgründe mehr waren, die der starrköpfige Juppy indessen nicht einmal einer Antwort würdigte.

Bei dem Loghause angelangt, war Juppy zunächst in das für solche Fälle stets bereit gehaltene finstere Loch gesperrt und Mr. Barley in Gemeinschaft mit Pompey und einem andern Nigger beauftragt, den Gefangenen wohl zu bewachen, bis der Herr seine Ent-

scheidung über ihn treffen werde. Mr. Ward bestieg hierauf sein Pferd, um in Mills Manor persönlich Mittheilung von dem glücklich ausgeführten Fange zu machen. Pompey erhielt für seinen Judasdienst vorläufig zwei Dollars, ein Geschenk, das den Schwarzen zu lauten Aeußerungen der Freude fortriß.

Während der wackere Mr. Ward als treuer Diener seines Herrn die Interessen Mr. Clairval's so umsichtig und erfolgreich gewahrt hatte, war auf Mills Manor indessen eine andere Scene des kleinen Dramas vor sich gegangen.

Als Magnolia gegen zehn Uhr Morgens in Miß Lucy's Schlafzimmer trat, um ihrer jungen Herrin bei der Toilette behilflich zu sein, ward sie von der Dame mit den Worten empfangen: „Komm' her, Magnolia, ich habe Dir eine angenehme Ueberraschung bereitet. Rathe einmal, um was es sich handelt!"

Magnolia, seit geraumer Zeit eines so freundlichen Empfanges ungewohnt, blickte Miß Clairval mit mißtrauischer Erwartung an.

„Was sagst Du dazu, daß ich Dir einen Mann ausgesucht habe?" — fuhr Miß Lucy lächelnd fort. — „Nicht wahr, das hast Du nicht erwartet?"

Magnolia's bleiches Gesicht ward noch um einige Grade bleicher als vorher. — „Miß Clairval belieben

zu scherzen" — sagte sie, mühsam die wenigen Worte hervorbringend.

„Keineswegs, mein Kind" — versetzte Miß Lucy, das Auge scharf prüfend auf Magnolia's Antlitz heftend. — „Was sagst Du zu Mr. Ward, unserem ersten Aufseher? Gefällt er Dir?"

Von allen Menschen, mit denen die arme Magnolia jemals in Berührung gekommen, schien ihr gerade Mr. Ward, der hartherzige, grausame, allen niederen Lüsten fröhnende Aufseher Mr. Clairvals als der allerabscheulichste. Sie empfand gegen ihn einen instinctartigen Widerwillen, besonders seitdem sie bemerkt hatte, daß der alte Sünder sie mit so begehrlichen Augen verfolgte, als wolle er sie verschlingen. Welchen Eindruck Miß Lucy's Eröffnung auf sie machte, läßt sich also leicht ermessen.

„Nun, Du antwortest nicht, Magnolia" — fuhr Miß Clairval fort. — „Sag', ist er für seine Jahre nicht noch ein recht stattlicher Mann?"

„O gewiß!" — stammelte Magnolia, die bei ihrer immer steigenden Angst gar nicht wußte, was sie erwidern sollte.

„Nun" — sagte Miß Lucy — „stelle Dir vor, Mr. Ward sagte mir gerade, daß er Dich zu seiner Frau zu nehmen wünsche. Er hat mich gebeten, bei Papa Fürsprache einzulegen, damit er Dich ihm zu

einem billigen Preise überlasse. Papa ist mit Mr. Ward sehr zufrieden und wird, besonders wenn ich ihn darum ersuche, gewiß sein Möglichstes thun. Denke Dir also, Du wirst Frau und überdies frei, sobald Du Mr. Ward's Gattin bist! Ist das nicht ein großes, ein unerwartetes Glück?"

Magnolia war durch die Mittheilung förmlich niedergedonnert. Ihr weiblicher Instinct sagte ihr, daß Miß Lucy sich nur deshalb für Mr. Ward verwende, weil sie ahne, daß der Fremde Magnolia theuer sei, und weil sie ihn selbst liebe. Aber von dem allem durfte kein Wort über Magnolia's Lippen kommen. Sie war ja keine Person, sondern ein Ding, das seinen Eigenthümer hatte, welcher nach Gutdünken darüber verfügen konnte. Nach den Anschauungen der ganzen, sie umgebenden Welt war, was Miß Lucy ihr in Aussicht stellte, allerdings ein Glück, denn ihre Sclavenfesseln wurden durch eine Heirath mit dem Aufseher für immer gebrochen, und sie brauchte, von dem Augenblick an, wo der Priester über sie den Segen sprach, keinen Herrn mehr über sich zu erkennen, als ihren Gatten und das Gesetz des Landes. Aber was war ihr die Freiheit an der Seite eines Ungeheuers!

Magnolia vermochte kein Wort zu erwidern. Mit tief gesenktem Haupte, gleich einem Opferthiere, stand sie in starrem Schweigen da vor ihrer Gebieterin.

„Ich sehe, das Uebermaß der Freude macht Dich sprachlos, armes Kind“ — sagte Miß Lucy mit so tödtlich feinem Hohne, daß jedes Wort gleich einer vergifteten Pfeilspitze in Magnolia's Herz drang. — „Ich muß Dir Zeit lassen, Dein Glück zu fassen. Geh', schick' mir Ara herein! Sie mag mich ankleiden. Du aber sammle Dich und komm' dann, um mir Deinen Dank zu sagen!“

Der Rest afrikanischen Blutes, das noch in Magnolia's Adern rollte, fing an, sich, trotz der Herrschaft, welche die Sclavin jederzeit über sich ausüben mußte, geltend zu machen. Ein Blick so unermeßlichen Hasses zuckte aus Magnolia's dunklen Augen, während sie sich tief verbeugend entfernte, daß sogar Miß Lucy darüber erschrak. Aber das Gefühl des Triumphes verscheuchte bald die augenblickliche Regung der Furcht.

„Ich habe Dich getroffen, cuffee la beauty“ — dachte sie mit stolzem Lächeln — „getroffen ins innerste Lebensmark! Geh' hin, Cousine, und erhole Dich von dem Schlage, wenn Du es vermagst!“

Als Magnolia die Thür hinter sich geschlossen hatte, mußte sie sich an der Wand anhalten, um unter dem Sturme und der Wucht ihrer Empfindungen nicht zu Boden zu sinken. Einen Augenblick lang zuckte ein wilder Mordgedanke durch ihre Seele. Hineinstürzen, die Feindin erwürgen, mit ihren eigenen Händen er-

würgen und dann hinaus nach dem stillen See im Parke und dort Ruhe suchen für immer! Der Gedanke enthielt eine namenlose Wollust! Aber der stille See im Walde erinnerte sie mit einem Male daran, daß dort in diesem Augenblicke wahrscheinlich wie jeden Tag um diese Zeit Er weilte, der die unschuldige ahnungslose Ursache ihres Elends war, und den sie retten wollte, retten mußte um jeden Preis. Zu ihm trugen sie ihre flüchtigen Schritte.

Auf dem Wege nach dem Parke vermochte sie sich wenigstens einigermaßen zu sammeln. Sie begriff, daß sie ruhig sein müßte, wenn sie den Grafen bereden wollte, nicht nach Devilshill zu gehen. Sie mußte ihm ferner Gründe vorbringen, überzeugend genug, um ihn zu vermögen, wenigstens auf einige Tage Mills Manor zu verlassen, ohne daß sie ihm Mittheilungen über das von ihr im Walde Erlauschte zu machen brauchte, denn wenn sie sich auch nur ein einziges Wort hierüber entschlüpfen ließ, war der Racheplan nicht nur vereitelt, sondern der Graf, welcher seinen Gastfreund sicher nicht im Stiche lassen würde, war auf Mills Manor noch in weit höherem Grade bedroht, als draußen auf Devilshill im Kampfe mit Colonel Ellis.

Alle diese Gedanken schwirrten in wildem Durcheinander in ihrem armen Kopfe, als sie beim Teiche anlangte. Graf Worowski war noch nicht da. Sollte

er am Ende heute, gerade heute nicht kommen? Eine neue Angst befiel Magnolia. Wenn er nun nicht kam, wie sollte sie dann unbemerkt zu ihm gelangen? Ermattet von der übermäßigen Aufregung sank sie auf die Rasenbank unter der Cypresse und starrte in dumpfem Sinnen auf den Teich.

Ihre Freunde, die zahmen Rehe, kamen schüchtern herbei und beschnupperten sie, ihr tägliches Futter erwartend und nicht wenig verwundert, daß dieses heute so lange auf sich warten ließ. Magnolia bemerkte die Thiere nicht. Endlich ließen sich Schritte vernehmen. Die Rehe eilten scheu davon, Magnolia blickte auf und sah den Grafen, der sich langsam und wie es ihr schien, ungewöhnlich nachdenklich, ihrem Platze näherte.

Worowski hatte in Aussicht auf das ihm für den Abend bevorstehende Rencontre verschiedene Briefe nach Europa geschrieben. Diese Beschäftigung, welcher er seit acht Uhr früh oblag, hatte ihn unwillkürlich ernst gestimmt, denn wie tapfer ein Mann auch sein mag, und wie wenige feste Bande der Freundschaft oder Familie ihn auch an das Leben fesseln mögen, am Morgen vor einem Zweikampfe wird er stets geneigt sein, Einkehr bei sich selbst zu halten und Betrachtungen anzustellen, die ihm sonst wenig geläufig sind. Der Graf trug seine Briefe bei sich. Er wußte nicht, wem er dieselben für den Fall eines für ihn unglück-

lichen Ausganges des Duells anvertrauen sollte. Bei Mr. Clairval und seiner Familie hätte er damit Aufsehen gemacht und Verdacht erregt. Zuletzt entschied er sich dafür, sie Mr. Fulham-Green, den er als Mann von Ehre kannte, auf dem Kampfplatze selbst zur Aufbewahrung zu übergeben und hatte sie deshalb zu sich genommen.

Der Graf schlug die Augen erst auf, als er sich fast in Magnolia's nächster Nähe befand.

„Ah, guten Morgen, Miß Magnolia" — sagte er, das Mädchen gewahrend. — „Sie haben gewiß Ihren wilden Lieblingen im Walde das Frühstück gebracht."

Magnolia erhob langsam den Blick zu ihm. Der Graf bemerkte, daß ihre Augen in Thränen schwammen.

„Was fehlt Ihnen, mein Kind?" — sagte er mit dem Tone freundlicher Theilnahme. — „Ist Ihnen etwas Unangenehmes zugestoßen?"

Wie ein wohlthuender Balsam träufelten die milden Worte auf Magnolia's wundes Herz.

„Ach, Mr. Graf" — sagte das Mädchen — „ich bin sehr unglücklich!"

„Armes Geschöpf!" — dachte der Graf, mit mitleidigem Blick das schöne und doch so beklagenswerthe Wesen betrachtend — „ich glaube Dir's gerne! Sprechen

Sie, Magnolia" — fuhr er laut fort — „sagen Sie mir, was Sie betrübt, vielleicht bin ich im Stande, Ihnen zu helfen!"

Ein plötzlicher Gedanke durchzuckte bei diesen Worten gleich einer Offenbarung Magnolia's Gehirn.

„Sind Sie reich, Mr. Graf?" — fragte sie hastig.

„Wozu diese Frage, Magnolia?" — entgegnete Worowski erstaunt.

„Antworten Sie mir, Sir!" — fuhr das Mädchen mit schlecht verhaltener leidenschaftlicher Erregung fort — „sind Sie reich?"

„Ich bin es, Magnolia, das heißt nach unseren europäischen Begriffen. Freilich dürfen Sie dabei nicht an den Reichthum Mr. Clairval's denken!"

„So kaufen Sie mich, Sir!" — rief Magnolia, die Hände flehend zu ihm erhebend. — „Ich will Ihnen folgen, wie das junge Reh seiner Mutter! Ich will wachen vor Ihrer Thür, wie Ihr Hund. Wenn Sie eine Schwester oder eine Mutter haben, so will ich ihr eine treue, gehorsame Magd sein! Nie sollen Sie ein Wort der Klage über mich vernehmen. Nur kaufen Sie mich und erretten Sie mich vor Mr. Ward, diesem Scheusal!"

„Wie!" — rief der Graf. — „Mr. Ward, der Aufseher, will Sie von Mr. Clairval kaufen?"

„Ja, er will mich kaufen und zu seinem Weibe machen. Miß Lucy hat es mir vorhin angekündigt. Aber eher sollen die Fluthen dieses Sees mich bedecken, als daß ich diesem Bösewicht in sein Haus folge! Kaufen Sie mich, Sir! Kaufen Sie mich, wenn Sie eine Seele vor dem Verderben retten wollen!"

Ein Gefühl unbeschreiblichen Mitleids erfüllte bei diesen Worten das Herz des Grafen. Sein Blick ruhte sinnend auf dem schönen hilflosen Wesen, das ihn anflehte um seinen Beistand, wie eine Gottheit. Er fühlte sich zu Magnolia hingezogen, wie niemals zuvor zu einem Weibe. Die ganze Lage, in welcher er sich befand, war eine so absonderliche, eine noch niemals für ihn dagewesene, daß er sich mächtig ergriffen fühlte. Magnolia kam ihm vor, wie Leilah in Lord Byron's Don Juan.

„Hören Sie mich, Magnolia" — sagte er, die Hand des Mädchens ergreifend. — „Das Land, aus dem ich gekommen und wohin ich wieder zurückkehre, kennt nicht die gottlose Institution der Sclaverei. Sobald Sie Europas Küsten betreten, sind Sie frei, gleich mir. Sie können also nicht meine Sclavin sein. Ebenso wenig können Sie aber auch meine Dienerin werden, denn das verstieße gegen die Gesittung meiner Heimath. Ich bin ein in der Welt allein dastehender Mann. Ein schönes, junges Mädchen, gleich Ihnen, würde man

drüben bei uns nicht für meine Dienerin, man würde Sie für meine Geliebte halten."

Das Land vergessend, wo er sich befand, hatte der Graf erwartet, Magnolia werde bei seinen letzten Worten erröthen. Aber Magnolia erröthete nicht. Ein Ausdruck tiefer Trauer legte sich über ihr schönes Antlitz.

„Ach nein, Mr. Graf" — sagte sie wehmüthig — „wer sollte wohl jemals auf den Gedanken kommen, daß eine arme Sclavin eines solchen Glückes theilhaftig werden könnte! Nein, befreien Sie mich! Helfen Sie mir fort aus diesem fluchbeladenen Lande, von diesem Orte, über welchen vielleicht bald, sehr bald der Tag der Vergeltung und Rache hereinbrechen wird! Ich kann arbeiten! Man hat mich manches Schöne und Nützliche gelehrt, denn man wollte ja meine Qual noch steigern, indem man mich der Rohheit und Unwissenheit entriß. Ich werde mir Geld machen drüben, im Lande der Freiheit. Ich werde Ihnen zurückbezahlen bis auf den letzten Cent, was Sie für mich ausgeben. Nur retten Sie mich vor Mr. Ward oder — vor dem See!" — setzte sie mit einem Ausdruck finsterer, verzweiflungsvoller Entschlossenheit hinzu.

Graf Worowski vermochte sein Auge nicht abzuwenden von dem reizenden Geschöpf.

„Wohl, Magnolia!" — sagte er. — „Sie sind frei! Ich setze Ihnen das Wort eines Edelmannes zum Pfande

dafür. Seien Sie unbesorgt; ich weiß, daß ich Ihnen nicht zu viel verspreche! Nur gedulden Sie sich noch bis morgen! Heute vermag ich nichts zu thun!"

Mit einem wilden Jubelrufe stürzte Magnolia zu den Füßen des Grafen, erfaßte seine Hände und bedeckte sie mit einer Fluth von glühenden Thränen und Küssen. Worowski war aufs Tiefste erschüttert. Er beugte sich zu ihr nieder, hob sie sanft auf und drückte einen väterlichen Kuß auf ihre weiße Stirne. Magnolia schauerte bei der Berührung seiner Lippen in sich zusammen.

„Leben Sie wohl für jetzt, Magnolia", — sagte Worowski — „ich muß Sie verlassen, denn das Versprechen, welches ich Ihnen gegeben, macht es mir zur Pflicht, unverzüglich gewisse Schritte zu thun, wenn auch noch nicht bei Mr. Clairval. Es wäre möglich, daß ich heute Mills Manor verließe und vielleicht auch morgen noch nicht zurückkehrte. In diesem Falle wird Ihnen Mr. Fulham-Green das Weitere sagen. Bis dahin Adieu, Magnolia! Vertrauen Sie einem Manne, der noch niemals sein Wort gebrochen hat!"

Dabei drückte ihr der Graf die Hand und wandte sich zum Gehen.

Magnolia machte eine rasche, heftige Geberde, als wolle sie ihn zurückhalten. Sie hatte ihm ja noch so viel zu sagen! Aber ein neuer Gedanke durchfuhr ihren Kopf. Würden ihre Bitten, ihre Vorstellungen

mächtig genug sein, den Grafen von dem Zweikampfe mit Mr. Ellis zurück zu halten? Nein! Und wenn es ihr auch wirklich gelänge, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, war er dann nicht auf Mills Manor noch weit mehr bedroht, als in dem Kampfe mit dem Obersten? Daß die Schwarzen und ihre Verbündeten es auf mehr abgesehen hatten, als auf das einsame Loghaus, stand außer Zweifel. Nicht minder sicher war es, daß sie wohl schwerlich lange warten würden, um ihre Pläne, mochten diese sein, welche sie wollten, ins Werk zu setzen. War der Fremde alsdann in Mills Manor, so stand er auf alle Fälle Mr. Clairval und seinen Leuten zur Seite. — „Auf Devilshill hat er einen, hier hat er aber Hunderte von Gegnern, die den Fremden eben so wenig schonen werden, als die Yankees" — dachte sie. — „Es ist also besser, wenn er geht. Aber ich werde in der Nähe sein, um ihn zu schützen, wo es möglich ist, oder ihn zu rächen, wenn er fallen sollte!"

Magnolia war begeistert für die Aufgabe, welche sie sich selbst gestellt hatte. Das Wort „Freiheit", von Worowski's Lippen gesprochen, versetzte sie in einen wahren Rausch der Freude. Sie fühlte sich jetzt schon ihrer Fesseln entledigt, denn sie glaubte an sein Versprechen, wie an eine göttliche Offenbarung. Obgleich nur ein schwaches Weib, fühlte sie mit einem Male

die Kraft eines Riesen, den Muth eines Helden in sich. Sie war ja frei! O seliges Gefühl, dem kein anderes in der Welt, wie groß und herrlich es auch sei, sich vergleichen kann!

Rasch hatte sie einen neuen Plan entworfen. Ort und Zeit des Zusammentreffens der Gegner waren ihr bekannt. Es handelte sich jetzt nur darum, die Mittel ausfindig zu machen, um unbemerkt nach Devilshill zu gelangen. Ihr erfinderischer Kopf kam ihr bald zu Hilfe.

Devilshill war zu weit entfernt, als daß sie den Ort hätte zu Fuß erreichen können. Sie brauchte also ein Pferd. Dieses zu bekommen, war nicht allzu schwer. In den Ställen Mr. Clairval's war sie wohl bekannt und reiten konnte sie, wie ein Kentuckyneger. Wenn sie die Sache also nur halbwegs geschickt anfing, überließ ihr der alte Numa ohne Bedenken ein Pferd. Schwieriger war es, unbemerkt von Mills Manor fortzukommen. Dies war nur während des Diners der Herrschaft möglich, wo sich Alles in den vorderen Räumlichkeiten aufhielt. Ihre Abwesenheit konnte kaum auffallen. Man war es gewöhnt, daß sie oft halbe Tage lang allein im Parke oder auf der Plantage umherstrich. Die Obliegenheiten ihres Dienstes fesselten sie nur in den Morgenstunden, wo die Damen Toilette machten, und dann kurz vor dem Mittagsmahle, das

gewöhnlich gegen sechs Uhr stattfand, an das Haus. Mit dem Dienste bei Tische hatte sie nichts zu thun; diesen besorgten männliche Sclaven. Nur bei besonderen Gelegenheiten ward auch sie zugezogen, aber das geschah kaum zwanzigmal im Jahre. Die Barone des Südens haben einen solchen Ueberfluß an dienstbaren Geistern, daß auf den einzelnen unter diesen nur sehr wenig Arbeit entfällt. Während die Neger auf der Plantage draußen hart arbeiten müssen, führt die zahlreiche „Livery", das heißt die dem Dienste des Hauses attachirten Sclaven, ein faules Schlaraffenleben. Einer verläßt sich auf den anderen, und das Sprüchwort: „Je mehr Diener, desto schlechter bedient", hat nirgends mehr Geltung als im Süden der Union.

Noch ein anderer Umstand kam ihr zu statten. Bei den Sclaven im Herrenhause genoß Magnolia nicht nur eines besonderen Ansehens, weil sie ausschließlich für die Damen bestimmt war und besonders von Mrs. Clairval stets mit großer Güte behandelt wurde, sondern sie war auch sehr beliebt, da sie den Einfluß ihrer bevorzugten Stellung häufig dazu verwendete, um den einen oder den anderen von einer kleinen Strafe loszubitten. Die Neger sind wie die Kinder und Hunde. Einer empfangenen Wohlthat, und wäre sie auch noch so gering, vergessen sie nicht leicht, während sie für Strafen nur ein sehr schwaches Ge-

dächtniß besitzen. Magnolia durfte also hoffen, daß sie von Seiten des Hausgesindes eher Förderung, als eine absichtliche Störung ihres Planes zu erwarten habe.

Als sie in dem Hauptgebäude eintraf, begegnete ihr Mr. Ward, welcher gerade mit sehr vergnügtem Gesicht aus Mrs. Clairval's Zimmer kam. Die gute Dame hatte versprochen, Miß Lucy's Idee in Betreff Magnolia's und des ersten Aufsehers kräftigst zu fördern, denn auch sie war ja überzeugt, daß das Mädchen auf diese Weise ein unerhörtes Glück mache. Die glückliche Einfangung des entlaufenen Jupiter mußte Mr. Ward bei seinem Herrn zu einem wo möglich noch größeren Ansehen verhelfen. Mrs. Clairval beschloß in ihrer unschuldigen Schlauheit, diese günstige Gelegenheit auszubeuten und noch heute bei ihrem Gatten für Mr. Ward vorzusprechen; daß Miß Lucy bereits gestern Abend in dieser Hinsicht tüchtig vorgearbeitet hatte, war ihr von ihrer schlauen Tochter dabei wohlweislich verschwiegen worden.

„Nun, Magnolia" — sagte Mr. Ward, indem er auf das Mädchen zutrat und sie ohne Umstände unter dem Kinne faßte. — „Du wirst ja alle Tage schöner, Mädchen! Hast Du noch nicht daran gedacht, daß es bald an der Zeit sein dürfte, sich um etwas für Dein süßes kleines Herzchen umzusehen?"

Magnolia war es, als ob die kalte Haut einer

Schlange ihr Gesicht streifte. Widerwille, Ekel und beleidigter Stolz erfaßten ihr Herz. Aber sie begriff, daß sie Mr. Ward in diesem Augenblicke nichts von diesen Gefühlen zeigen dürfe.

„Ich verstehe Sie nicht, Mr. Ward" — sagte sie, sich nicht ohne Koketterie der Betastung des Aufsehers entziehend.

„Nun, Du wirst schon verstehen, mein Püppchen" — meinte Mr. Ward selbstgefällig lachend. — „Wart' nur! Der Tag ist nicht mehr so fern, wo die kleine Magnolia eine große Lady werden wird!"

„Sie scherzen, Mr. Ward" — versetzte Magnolia — „ich und eine Lady! Wie kämen die zusammen?"

„Nun, vielleicht früher als Du glaubst. Aber ich will Dir die Ueberraschung nicht verderben! Adieu, mein süßes Kätzchen! Bald werden wir weiter von der Sache sprechen!"

Damit schritt Mr. Ward, nicht mißzuverstehende Blicke auf den Gegenstand seines Wohlgefallens schießend, über die Veranda nach dem Garten. Zu einer längeren zärtlichen Unterhaltung hatte er jetzt nicht Zeit, denn er mußte noch alle Vorbereitungen zur exemplarischen Züchtigung des wieder eingefangenen Juppy treffen, und das nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

„Daß Dich Gott verdammen möge, elender Böse-wicht!“ — murmelte Magnolia, während sie die Treppe hinaufstieg. — „Lieber auf dem Grunde des Sees als in Deinen Armen!“

In der Einsamkeit ihres Zimmerchens sann Magnolia weiter nach über ihren Plan. In weiblicher Kleidung konnte sie dem Grafen nicht folgen, denn diese würde sie behindert, vielleicht auch verrathen haben. Wie aber sollte sie zu einem passenden männlichen Anzuge kommen? Die Kopfbedeckung hatte sie zwar, denn sie brauchte von ihrem breiten Strohhute nur das weiße Band abzunehmen und es durch ein schwarzes zu ersetzen, und Niemand erkannte alsdann in demselben einen Frauenhut. Wo aber die Beinkleider und die Blouse hernehmen?

Da fiel ihr ein, daß der junge Scipio, Mr. Clairval's Reitknecht, so ziemlich von gleichem Wuchse mit ihr war. Er hatte vor Kurzem erst einen neuen weißen Anzug erhalten. Es kam nun darauf an, ihm denselben geschickt zu entlocken.

Neger sind putzsüchtig, wie kaum ein anderer Menschenschlag. Für glänzendes Flitterwerk geben sie sogar das letzte Glas Whisky her, und das will bei ihnen viel besagen. Vielleicht gelang es, den Burschen bei dieser schwachen Seite zu packen.

Scipio klopfte gerade drunten im Hofe Mr.

Clairval's Gamaschen aus. Magnolia nahm ein Büschel buntfarbiger Seidenbänder, Scheere und Nadel und setzte sich zum Fenster. Bald hatte ihre geübte Hand daraus eine mächtige Kokarde geformt.

„Nun, Scipio" — rief sie in der Negersprache dem Burschen zu — „sieh einmal her, wie gefällt Dir diese Bandrose?"

Der Bursch blickte herauf.

„Shoomallih" (prächtig!) — war die Antwort.

„Das wäre so etwas für Deinen neuen Sonntagsstaat" — meinte Magnolia lächelnd. — „Auf jeder Achsel eine solche Rose, dazu zwei lange rothe Bänder bis zum Ellbogen. Wäre das ein Staat!"

„Shoomallih!" — rief Scipio mit vor Vergnügen und Begierde funkelnden Augen.

„Was giebst Du mir, wenn ich Dir die Kokarden auf Deine neue Jacke nähe?" — fragte Magnolia schäkernd.

„Meine beiden jungen Tauben drüben im Stalle!" — rief Scipio, kein Auge von dem Gegenstande seiner Sehnsucht verwendend.

„Nein, die Tauben liegen Dir zu sehr am Herzen, Scipio" — sagte Magnolia lachend — „die darf ich Dir nicht nehmen, sonst fängst Du nachher an, um sie zu weinen. Wenn Du mir aber einen Gefallen thun

willst, bekommst Du die Schleifen und Rosen umsonst."

Der Bursche machte bei dieser Verheißung einen Freudensprung.

„Morgen ist Sonntag" — fuhr Magnolia fort — „Du wirst aussehen wie ein Gentleman, wenn Du in dem Staate mit Mr. Clairval nach Lagrange zur Kirche fährst. Bring' mir hernach Deine Jacke und die Beinkleider, die auch eine Schleife bekommen sollen, herauf. Ich werde Dir dann auch sagen, was ich von Dir verlange."

In weniger als fünf Minuten lagen Mr. Clairval's Kleider wohl gereinigt in seinem Schlafzimmer und stand Scipio, seinen Sonntagsstaat auf dem Arme, vor Magnolia.

„Höre, Scipio" — sagte das Mädchen vertraulich — „ich möchte gern einmal den neuen Pony reiten. Begreifst Du?"

Der Neger grinste, kratzte sich aber bedenklich hinter dem Ohre.

„Kein Damensattel im Stalle" — sagte er.

„Das thut nichts" — meinte Magnolia — „ich kann auf jedem Sattel und auch ohne Sattel reiten. Willst Du mir den Pony heute Abend um sechs Uhr, während die Herrschaft speist, unbemerkt nach der alten

Scheune bringen, so nähe ich Dir noch heute Nacht den ganzen Staat auf!"

„Aber Magnolia darf den Pony nicht zu Schanden reiten, sonst bekomme ich die Peitsche" — sagte Scipio, mit nicht mißzuverstehender Geberde über seinen Rücken fahrend.

„Wo denkst Du hin. Ich will nur ein Stündchen durch den Wald reiten, wo mich Niemand sieht. Und dann brauchst Du ja den Pony nicht selbst nach der Scheune zu führen. Der alte Numa ist dumm. Sag' ihm nur, Mr. Clairval habe das Pferd dorthin befohlen. Er wird es hinführen, ohne weiter zu fragen. Im Hofe ist Niemand um diese Zeit und sollte auch Jemand dazu kommen, nun, so denkt er, der Pony werde in die Luft geführt."

Die Argumente schienen Scipio einzuleuchten.

„Gut!" — sagte er. — „Um sechs Uhr ist Numa mit dem Pony bei der alten Scheune. Und wann bekomme ich meinen Staat?"

„Morgen in aller Früh! Ich muß ihn heute aufnähen und das ist viel Arbeit. Also das Pferd um sechs Uhr an die Scheune."

„Und dann die Bänder an die Jacke!" — sagte Scipio vergnügt. — „Aber den Pony nicht krumm reiten, nicht abhetzen, Magnolia! Und nicht länger reiten als eine Stunde!"

„Sei ruhig, es wird ihm nichts geschehen. Du weißt ja, ich liebe die Pferde. Nun aber geh' und mache Deine Sache gescheidt!"

Der Bursche trollte sich höchst zufrieden. Magnolia versperrte hinter ihm die Thür. Dann probirte sie rasch die Kleider an. Sie paßten. Als sie sich in der ungewohnten Tracht in ihrem Stückchen Spiegelglase betrachtete, schwebte ein Lächeln befriedigter Eitelkeit über ihre Lippen, trotz der Gefährlichkeit des Unternehmens, das ihr bevorstand.

Nachdem sie den Hut geändert und an die Jacke noch einen breiten weißen Kragen genäht hatte, wie ihn die Schwarzen am Hemde tragen, packte sie Alles in ein kleines Bündel zusammen und verbarg es in ihrem Bette.

Noch eines, und zwar das Wichtigste, war noch zu thun. Magnolia mußte sich in Besitz einer Waffe setzen. An Waffen war auf Mills Manor kein Mangel, aber dieselben befanden sich in dem Zimmer Mr. Clairval's, wozu ihr freilich der Zutritt eben so offen stand, wie zu allen anderen Räumlichkeiten des Hauses. Es handelte sich aber darum, einen annehmbaren Vorwand zu finden, falls man sie zufällig dort antreffen sollte. Miß Lucy's Eröffnungen in Betreff Mr. Ward's konnten diesen Vorwand bieten, denn was war natürlicher, als wenn Magnolia in einer sie so nahe berührenden Angelegenheit den Herrn selbst zu sprechen

wünschte? Mr. Clairval's Zimmer lag weit von dem Salon weg am Ende des Corridors, welcher das Vordergebäude der ganzen Länge nach durchschnitt. Dicht neben der Thüre befand sich die Dienertreppe. Die Lokalität war somit günstig. Es handelte sich also darum, den Zeitpunkt abzupassen, wo Mr. Clairval sein Zimmer verließ, um sich nach dem Speisesalon zu begeben, denn nur dann war keine Störung zu besorgen.

Tödtlich langsam verschlichen die Stunden bis zu dem Augenblicke, wo der alte Cato mit der Glocke das Zeichen gab, daß der Koch aufgetragen habe. Endlich erschollen die lang ersehnten Töne. Magnolia schlich unhörbar aus ihrem Zimmerchen nach der Treppe und horchte hinab, bis sie Mr. Clairval's Tritt vernahm. Sie hörte, wie er den aus dem Hofe kommenden Grafen begrüßte, und dann mit seinem Gaste nach dem Salon ging, dessen Thüre er hinter sich schloß. Wie ein lauernder Tiger huschte das Mädchen die Treppe hinab. Die Thüre zu Mr. Clairval's Zimmer stand offen. Der reichgefüllte Waffenschrank war gleichfalls unverschlossen. Ein zierlicher Revolver mit weißem Elfenbeingriffe hing an der Wand. Magnolia überzeugte sich, daß die Waffe geladen und schußfertig war, nahm sie rasch herab, verbarg sie in der Tasche und huschte dann ebenso unbemerkt, als sie gekommen, wieder hinaus und die Treppe hinauf.

„Gelungen!“ — rief sie, tief aufathmend, als sie sich wieder in ihrem Kämmerchen befand. — „Unterpfand meiner Freiheit!“ — fuhr sie fort, die Waffe an ihr Herz drückend. — „Gestohlen habe ich Dich, wie ein Dieb, aber ich will Dich vertheidigen, wie ein Held! Du hilfst mir zur lang ersehnten Freiheit, so oder so. In die Ketten kehre ich nicht wieder zurück, möge geschehen, was da wolle! Du aber, Gott der Liebe und der Freiheit, verleihe der schwachen Hand die Kraft, die Mordwaffe zu führen, gegen den Feind, oder wenn es sein muß, gegen das eigene Herz!“

Bei diesen Worten sank Magnolia vor ihrem Bette auf die Knie, stützte das Haupt auf die gefalteten Hände und betete lange und brünstig zu dem „Gott der Freiheit und der Liebe.“

Sechstes Kapitel.

Ein Strafgericht.

Mrs. Clairval's Diner war heute etwas einsam. Niemand als die Familie und ihr Gast wohnten demselben bei. Da sämmtliche Nachbarn sich erst in der Frühe von Mills Manor entfernt hatten, so fand sich natürlich für keinen von ihnen Gelegenheit, Mr. Clairval's Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Bei den südlichen Grundbesitzern ereignet sich nur selten der Fall, daß die Familie einmal ohne Gäste aus der Nachbarschaft zu Tische geht. Die weite Ausdehnung des Landes, die großen Entfernungen der einzelnen Plantagen von einander, sowie der Mangel an Gasthöfen auf den Heerstraßen haben im Süden ein fast alttestamentarisches System der Gastfreundschaft ins Leben gerufen, auf welches sich die Baumwollenbarone nicht wenig zu Gute thun, und das sie mit fast religiös zu nennender Gewissenhaftigkeit gegen Jedermann beobachten.

Die Abwesenheit der Gäste war Ursache, daß das Diner heute früher als gewöhnlich zu Ende ging.

„Mr. Ward besteht darauf, daß ich der Durchpeitschung des wieder eingebrachten Jupiter in Person beiwohne" — sagte Mr. Clairval, als die Diener das Dessert auftrugen. — „Er meint, das würde der schwarzen Bande, die seit einiger Zeit nicht mehr recht pariren will, imponiren. Vielleicht hat er Recht. Aber ich weiß nicht, wie es kommt; ich mag diesen Executionen, die jetzt leider mehr als jemals nöthig sind, nicht gerne beiwohnen! Und gerade heute fühle ich mich weniger als je dazu aufgelegt!"

„Mir scheint, Papa, das moderne Abolitionsfieber beginnt auch Dich anzustecken!" — rief Miß Lucy lachend, indem sie eine saftige Ananas zerlegte. — „Am Ende sind Graf Worowski's humane Grundsätze bei Dir auf fruchtbaren Boden gefallen und fangen allmälig an zu keimen!"

Die letzten Worte wurden mit einem spöttischen Seitenblick auf den Grafen gesprochen. Dieser begnügte sich statt der Antwort mit einem leichten Achselzucken.

„Wo findet das Auspeitschen statt?" — fragte Mrs. Clairval so ruhig und gleichgültig, als erkundigte sie sich um die Anfangsstunde eines Schauspiels.

„Bei dem Loghause Nummer vier. Mr. Ward will damit warten, bis die Nigger von der Arbeit zurück kommen, damit recht viele von den Schlingeln einen heilsamen Schrecken bekommen."

„Wie ist's, Graf" — fragte Miß Lucy. — „Wollen Sie mich und Mama als Cavalier dahin begleiten?"

„Ich bedaure, Miß Clairval" — versetzte Worowski kalt, obwohl die höhnische Zumuthung ihn im Innersten empörte. — „Ich habe Mr. Fulham-Green versprochen, ihn gegen sechs Uhr bei Woodpoint zu erwarten, um mit ihm eine kleine Partie nach seiner Besitzung zu machen. Er wird von Devilshill herüber kommen und mich mitnehmen."

„Dann werden Sie wahrscheinlich auch die Nacht bei ihm auf Radfarn zubringen und uns des Vergnügens Ihrer Gesellschaft berauben?" — meinte Mrs. Clairval.

„Vielleicht entschließt er sich, heute Abend noch selbst mit herüber zu kommen, um sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen" — versetzte der Graf. — „Apropos, Mr. Clairval, darf ich Sie für die kleine Tour um Ihre Mary ersuchen?"

„Sie wissen, Graf, der ganze Stall steht Ihnen zur Verfügung" — versetzte Mr. Clairval. — „Und wann gedenken Sie wegzureiten?"

„Unmittelbar nach dem Diner" — sagte Worowski, seine Uhr ziehend. — „Es ist jetzt halb sechs Uhr, und um sechs Uhr haben wir unser Rendezvous auf Woodpoint."

„Versuchen Sie Mr. Fulham-Green mitzubringen" — sagte Mrs. Clairval, indem sie sich mit ihrer Tochter erhob. — „Der Abend ist gar zu langweilig, wenn wir allein sind."

„Ein schlechtes Compliment für den Familienpapa" — meinte Mr. Clairval lachend. — „Uebrigens hat Mrs. Clairval Recht. Sehen Sie zu, Graf, daß Sie ihn mitbringen."

„Ich werde es versuchen, vorausgesetzt, daß es nicht zu spät wird."

„Wir haben ja den schönsten Mondschein" — meinte Miß Lucy. — „Für einen Romantiker, wie Sie, Graf, hat ein Ritt im Mondscheine gewiß der Reize genug, um Sie noch heute nach Mills Manor zurückzuführen. Also au revoir!"

Damit entfernten sich die Damen.

Während Graf Worowski mit seinem Wirthe bei Tische saß, hatte Magnolia den zweiten und minder schwierigen Theil ihres Unternehmens glücklich ausgeführt. Der Ort, wohin sie Numa mit dem Pony bestellt hatte, die sogenannte alte Scheune, war sehr günstig gewählt. Das Holzgebäude lag weit draußen

auf dem Felde zunächst dem Walde. Da es blos zur Aufbewahrung des Hausgeräthes diente, so wurde es nur selten von der Dienerschaft besucht. Eine Ueberraschung stand hier am wenigsten zu befürchten.

Als Magnolia von ihrem Fenster aus sah, wie Numa den Pony gezäumt und gesattelt aus dem Stalle führte, raffte sie rasch das Wenige, was sie von Geld besaß, zusammen, ergriff das Bündel mit Scipio's Kleidern und verließ vorsichtig das Haus. Niemand begegnete ihr, denn wer von der Dienerschaft nicht bei Tische beschäftigt war, hielt nach alter Gewohnheit in Ställen oder Schuppen gemüthlich sein Mittagsschläfchen. Der Weg zur Scheune führte längs eines Baches, dessen hohes Weidengebüsch das Mädchen verbarg. Bald hatte sie Numa mit dem Pony erreicht, welche beide fein langsam nach ihrem Ziele hinschlenderten.

„Aha, Numa" — sagte sie in der vertraulichen Negersprache — „ich sehe, Du bist pünktlich. Das wird Miß Clairval freuen!"

„Kommt Massa bald nach?" — fragte Numa.

„Miß Lucy hat den Pony nach der alten Scheune bestellt, nicht der Herr" — versetzte Magnolia.

„Dann ist Scipio dumm!" meinte Numa grinsend. — „Er hat gesagt, der Herr wolle den Pony nach der alten Scheune haben."

„Er hat's unrecht ausgerichtet!" sagte Magnolia bestimmt. — „Aber das thut nichts! Komm!"

Der bornirteste Weiße würde aus dem Allen wahrscheinlich Verdacht geschöpft haben. Nicht so der Neger. An passiven, unbedingten Gehorsam gewöhnt, giebt er sich nicht die Mühe, über Etwas und wäre es noch so auffallend, nachzudenken. Er thut, was ihm geheißen wird, und das genügt.

Bei der Scheune angelangt, gebot Magnolia dem Schwarzen, hier mit dem Pferde zu warten, ging hinein, warf rasch die Kleider ab, legte Scipio's Anzug an, steckte den Revolver in den Gürtel, stülpte den Hut auf und trat dann festen Schrittes vor den Neger.

Numa riß bei ihrem Anblick Mund und Augen weit auf. — „Ah! Ah!" — rief er die Hände zusammenschlagend und in ein lautes Gelächter ausbrechend. — „Magnolia ist ein Mann geworden! Magnolia hat Hosen an und trägt einen Revolver im Gürtel, wie ein Aufseher!"

„Halte den Pony!" — sagte Magnolia, den Fuß in den Bügel setzend und sich gewandt in den Sattel schwingend. — „So, nun gieb mir die Zügel!"

„Hi! Hi!" — schrie der Neger, indem er die Zügel losließ und sich vor Lachen den Bauch hielt. —

„Magnolia reitet auf beiden Seiten, wie ein Mann! Das ist spaßig!"

„Hier" — sagte Magnolia, dem Schwarzen einige Dollarstücke reichend. — „Geh' jetzt spazieren, bis es dunkel wird. Den Pony werde ich Scipio selbst zurückbringen!"

„Und wo ist Miß Clairval?" — fragte Numa, sich umsehend.

„Sie wartet drunten bei der Fence mit dem fremden Gaste auf mich. Kauf' Dir Whisky drüben beim Loghaus, Numa, und unterhalte Dich gut!"

Die Aussicht auf den Whisky war viel zu süß, als daß Numa's Gehirn noch für andere Gedanken Raum gehabt hätte. Er nickte vergnügt, steckte die Hände in die Hosentaschen und ging, ohne sich weiter um den Pony und dessen Reiterin zu kümmern, ein lustiges Liedchen pfeifend davon. Magnolia wandte das Pferd um, schnalzte mit der Zunge, und wie der Wind sauste das junge feurige Thier mit seiner leichten Last in der Richtung nach Woodpoint dahin.

Erst jetzt fühlte sich Magnolia frei. Sie hätte aufjauchzen mögen vor Lust, als sie die einsame Straße, die bald in den kühleren Wald einbog, dahin jagte. Ihre Haare, welche sie aus Vorsicht abgeschnitten hatte, flogen im Winde um ihr leicht geröthetes Gesicht. Magnolia ritt, wie nur ein Kentucky- oder Tenessee-

Neger zu reiten vermag. Die zierliche Knabengestalt saß wie hingehaucht auf dem Rücken des Thieres, das keines Sporns bedürftig, mit stolzem Behagen seine Reiterin zu tragen schien. In weniger als anderthalb Stunden hatte Magnolia den Ort erreicht, wo die feindliche Begegnung stattfinden sollte.

Wie schon der Name*) besagt, lag der Weiler auf einer leichten Anhöhe, von welcher aus man ein großes Stück der Landstraße nach Dekatur übersehen konnte. Die ganze Gegend war waldig, nur einzelne allerdings sehr beträchtliche Strecken bekundeten einen regelmäßigen Anbau. Man sah, daß der Urwald hier vor nicht allzu langer Zeit nach amerikanischer Art, das heißt durch Feuer gelichtet worden war, um für die Cultur Raum zu gewinnen. Der Eigenthümer hatte jedoch seine Rechnung bei dem Unternehmen nicht gefunden. Mochte ihm vorzeitig das Betriebskapital ausgegangen sein, oder waren Gründe anderer Art maßgebend gewesen: genug, die projectirte Plantage war im ersten Stadium der Entwickelung stehen geblieben, die Loghäuser standen verlassen und auf Devilshill selbst hatte sich eine kleine Colonie Rovers etablirt, Leute, welche in primitivster Weise aus den Ueberresten des gerodeten Waldes Potasche fabricirten und den spärlichen

*) Devilshill = Teufelshügel.

Ertrag ihres freien Gewerbes nach Dekatur verhandelten. Niemand hinderte sie dabei, denn da der Wald im Süden nicht nur keinen Werth hat, sondern für den Plantagenbetrieb geradezu hinderlich ist, so sind die Rovers gern gesehene Gäste, denen man für ihre Gratisvorarbeiten sogar noch dankbar ist.

Das von John Reid erwähnte verlassene Loghaus lag einen guten Büchsenschuß weit von Devilshill gegen den Wald zu. Magnolia suchte schon von ferne einen Platz, von welchem aus sie, geschützt durch das Holz, alle Vorgänge genau beobachten konnte, führte den Pony auf einem Umwege in das Dickicht, band ihn an einem Baume fest und begab sich dann zu Fuße nach der ausgewählten Stelle. Am Fuße einer Riesenplatane ließ sie sich nieder, untersuchte ihren Revolver und wartete ruhig auf die Ankunft der streitenden Parteien. Ihr Entschluß stand fest. Wurde der Graf verwundet, so eilte sie zu seiner Pflege herbei. Fiel er, so war die erste Kugel ihres Revolvers für Mr. Harry Ellis bestimmt, die zweite für sie selbst.

Auf Meilenweite war keine Spur eines lebenden Wesens wahrzunehmen. Dichter schwarzer Rauch, der sich fern drunten gegen Norden erhob, bekundete, daß die Rovers von Devilshill dort mit der Ausübung ihres Gewerbes beschäftigt waren. Der Wald rauschte über Magnolia's Haupt wie ein fernes Meer. Ab und

zu huschte ein schwarzes Eichhorn durch die Wipfel der Bäume oder ließ sich der ferne dumpfe Schrei des Urubuh vernehmen. Sonst war hier alles öde und still, wie die Welt am fünften Schöpfungstage.

Endlich tauchten auf der Straße von Dekatur zwei Reiter auf, in denen Magnolia's scharfes Auge sofort Colonel Ellis und Mr. John Reid erkannte. Ihr Herz begann zu klopfen und ihre Hand fuhr unwillkürlich nach der Waffe in ihrem Gürtel. Die Herren kamen langsam näher, bogen oberhalb Devilshill von der Landstraße ab und ritten gemächlich den kaum noch sichtbaren Fußpfad hinauf, der in langem, sanft ansteigendem Bogen nach dem verlassenen Loghause leitete.

Magnolia konnte von ihrem Platze aus die nach Mills Manor führende Straße, auf welcher der Graf kommen mußte, nicht überblicken. Sie eilte deshalb in den Wald zurück bis zu einer Stelle, wo ein vorspringender Fels ihr, wie sie dachte, eine umfangreiche Fernsicht gewährte. Mit der Gewandtheit einer Katze erkletterte sie den Stein. Weit war die Aussicht auch hier nicht, da der Weg sich bald wieder im Walde verlor. Indessen kam sie doch gerade noch zurecht, um den Grafen und Mr. Fulham-Green aus dem Waldwege, den sie selbst gekommen, heraus reiten zu sehen. Sie folgte ihnen mit dem Blick, bis die Reiter

am Fuße von Devilshill angelangt waren. Dann kehrte sie zu ihrem Posten zurück und erwartete hochklopfenden Herzens den weiteren Verlauf der Dinge.

Der Graf und sein Begleiter schlugen denselben Weg ein, welchen Colonel Ellis und John Reid genommen hatten, das heißt, sie ritten den Wald vermeidend um den öden Weiler herum und dann über das gerodete Waldland hinauf nach dem Loghause.

„Sie haben keinen Begriff, wie unangenehm mir die Affaire mit Mr. Ellis ist!“ — sagte Worowski, als sie der Gegner ansichtig wurden, die unterdessen ihre Pferde bei dem Loghause angebunden hatten und mit großen Schritten vor demselben auf und abgingen. — „Wenn man sich schlägt, so hat man gewöhnlich doch irgend einen Grund dazu. Ich mag aber nachdenken, so viel ich will, mir bleibt das Benehmen des Obersten völlig unbegreiflich!“

„Vielleicht ist es jetzt noch möglich, ihn auf vernünftige Gedanken zu bringen“ — meinte der friedliebende Mr. Fulham-Green.

Der Graf zuckte die Achsel.

„Wenigstens will ich es versuchen. Doch da sind wir schon. Guten Abend, Gentlemen! Entschuldigen Sie, daß wir Sie haben warten lassen.“

Ellis und John Reid begrüßten ihre Gegner mit steifer kalter Höflichkeit. Während Worowski und

Mr. Fulham-Green ihre Pferde neben denen der anderen Herren anbanden, traten Ellis und John Reid etwas gegen den Wald zurück. Mr. Fulham-Green folgte ihnen, während der Graf bei dem Loghause blieb.

Die Wahrheit zu sagen, war Colonel Ellis heute bei weitem nicht mehr so kampflustig wie gestern. Die Dünste des Champagners hatten einer ruhigeren Auffassung Platz gemacht. Ohne Zweifel theilte er im Geheimen die Gefühle des Grafen, wenn auch aus anderen Ursachen. Falsche Scham hielt ihn jedoch ab, diese Gefühle zu bekennen. War er nicht in den Augen seiner Landsleute auf ewig blamirt, wenn er jetzt, im entscheidenden Augenblicke, zurück trat? Der Gedanke war mächtiger, als seine friedliebenden Empfindungen, und als Mr. Fulham-Green mit seinen wohlgemeinten Vermittelungsbestrebungen herausrückte, beging er den zweiten groben Fehler, darin einen Ausfluß der Furcht auf Seiten seines Gegners zu erkennen. Der alte Uebermuth kehrte zurück, und mit dem Tone eines Eisenfressers von Profession erklärte er dem Secundanten, eine Versöhnung sei nur dann möglich, wenn Graf Worowski ihn in Gegenwart der beiden Herren um Entschuldigung bitte.

„In diesem Falle ist es mir leid, daß ich aus eigenem Antriebe gesprochen habe" — sagte Mr. Ful-

ham-Green, zu dem Grafen zurückkehrend. — „So mögen also die Waffen sprechen!"

Zu spät sah Mr. Ellis nun ein, daß er sich aufs Neue verrechnet hatte. Jetzt war aber nichts mehr zu machen. Die Dinge mußten ihren Gang gehen.

John Reid lud die Pistolen, welche er der Verabredung gemäß mitgebracht hatte, in Gegenwart Mr. Fulham-Green's und ließ dann diesen wählen. Die Distance ward auf vierundzwanzig Schritte festgesetzt, welche Mr. Fulham-Green abmaß. Der wackere Mann griff dabei so energisch aus, daß seine vierundzwanzig Schritte unter anderen Umständen recht wohl hätten für dreißig gelten können.

Nachdem alle diese Vorbereitungen beendet waren, traten die Gegner auf die ihnen angewiesenen Plätze und zwar so, daß Colonel Ellis mit dem Rücken gegen den Wald zu stehen kam, wo Magnolia nicht dreißig Schritte von ihm mit stürmisch pochendem Herzen und fliegendem Athem der ganzen Vorbereitung als unsichtbare Zeugin beiwohnte. Hätte der tapfere Oberst ahnen können, daß ihm von dorther eine weit ernstere Gefahr drohte, als von Seiten seines Gegners, so würde er sich wahrscheinlich bestens für den Platz bedankt haben, auf den ihn sein Bundesgenosse John Reid stellte, dem es, die Wahrheit zu sagen, bei der

ganzen Procedur auch etwas eigenthümlich zu Muthe ward.

Graf Worowski mußte unwillkürlich lächeln, als er aus Mr. Fulham-Green's Hand seine Waffe empfing. Das Kaliber derselben war ein so kleines, daß man höchstens auf zwanzig Schritte damit einen sichern Schuß haben konnte. Ohne ein besonderes Malheur war ein gefährlicher Ausgang des Zweikampfes kaum denkbar.

Die Secundanten traten jetzt zurück und Mr. John Reid gab das Signal zum Feuern. Der Graf erhob mit eiserner Ruhe seine Waffe, Colonel Ellis dagegen fühlte, wie ein nervöses Zucken durch seinen ganzen Körper ging. Die Schüsse fielen fast zu gleicher Zeit. Während jedoch Graf Worowski eben so unbeweglich dastand als vorher, schleuderte Mr. Ellis mit einem lauten God dam! die Pistole von sich, fuhr mit der linken Hand nach der rechten Schulter und ward eben so blaß, als er vorher hochroth im Gesicht gewesen war.

„Bist Du verwundet, Harry?" — rief Mr. John Reid, auf seinen Freund zueilend.

„Die Kugel sitzt in der Schulter!" — stammelte Mr. Ellis, sich auf ihn und den gleichfalls herzutretenden Mr. Fulham-Green stützend.

„Kaum möglich" — sagte Graf Worowski. —

„Ich hätte niemals geglaubt, daß Ihre Pistolen auf eine solche Entfernung wirken könnten, Mr. Reid. Uebrigens werden mir die Herren, hoffe ich, das Zeugniß geben, daß die Affaire, die Niemand lebhafter beklagt, als ich selbst, so verlaufen ist, wie dies unter Gentlemen Brauch und Sitte ist."

„Ja" — sagte Colonel Ellis, den Schmerz der Wunde möglichst verbeißend — „es ist wahr, Graf, Sie haben sich benommen wie ein Gentleman. Werden Sie glücklich mit Miß Lucy! Ich trete zurück!"

„Was ist das?" — rief Worowski erstaunt. — „Wie, Mr. Ellis, Sie lieben Miß Lucy? Sie hielten mich für Ihren Nebenbuhler, Colonel! Nun ist es mir erst recht leid, daß dieses unglückliche Mißverständniß sich nicht früher löste! Ich achte Miß Clairval als die Tochter meines Freundes, aber sie zu lieben, ist mir niemals in den Sinn gekommen!"

„Ist das wahr, Graf?" — rief Mr. Ellis überglücklich, trotz seiner Schmerzen. — „O, dann bedaure auch ich es doppelt, Sie beleidigt zu haben. Wollen Sie mir verzeihen, Graf Worowski?"

„Von ganzem Herzen!" — war die Antwort. — Die beiden Gegner von vorhin schüttelten sich die Hände.

Wenn Oberst Ellis bei dem Geständnisse des Grafen innerlich jubelte, so war dies bei jemand An-

derem in der Nähe noch weit mehr der Fall. Magnolia, die während des Duells den gespannten Revolver fest in der Hand behalten hatte, bereit, auf Mr. Ellis loszustürzen, sobald der Fremde fallen würde, ließ jetzt die Waffe sinken und erhob mit einem Blicke unaussprechlichen Glückes und Dankes die gefalteten Hände zum Himmel. Dann raffte sie den Revolver auf, steckte ihn in den Gürtel, eilte, von Niemandem bemerkt, nach dem Orte, wo ihr Pony ruhig graste, führte das Thier bis an den Saum des Waldes, schwang sich in den Sattel und ritt langsam in der Richtung nach Mills Manor hin. Sie wollte den Grafen drunten im Waldesdickicht bei ihr vorüber lassen und ihm bis Woodpoint folgen, wo er sich wahrscheinlich von Mr. Fulham-Green trennen würde. Erst dann gedachte sie ihn anzusprechen und es um jeden Preis zu verhindern, daß er heute noch nach der Plantage zurückkehrte. Vorläufig machte sie am Eingange des Waldes auf der Straße Halt, um sich zu überzeugen, ob man nicht den Verwundeten am Ende gar nach Mills Manor bringen würde.

Doch daran dachte natürlich Niemand. Mr. Ellis' Wunde — die Kugel steckte ihm fest in der Schulter — brannte immer heftiger und hinderte ihn sogar, selbst sein Pferd zu lenken. Mr. Fulham-Green fand es daher für geeignet, den Oberst nach seiner etwa drei Meilen

entfernten Plantage in Gesellschaft Mr. John Reid's zu begleiten und dann noch von Creeksgrove den Wundarzt zu holen. Nach dem wiederholten Ausdrucke des Bedauerns und erneuerten Versicherung der Freundschaft schied Graf Worowski von den Herren und ritt allein in der Richtung nach Mills Manor hinweg.

* * *

Während wir ihn ruhig seines Weges, auf dem Magnolia ihn erwartete, ziehen lassen, wenden wir uns nunmehr nach Mills Manor zurück, wo sich unterdessen sehr unerwartete Dinge zugetragen hatten.

Mr. Ward hatte, wie wir bereits wissen, für gut gefunden, mit Rücksicht auf die seit einiger Zeit sich häufiger als sonst kund gebende Ungeberdigkeit seiner schwarzen Heerde, die Bestrafung des entlaufenen Jupiter diesmal zu einer besonders feierlichen zu machen. Schon seit gestern war es auf der Plantage ruchbar geworden, daß bei dem Loghause Nummer vier, zunächst Meadow-Bridge, eine großartige Execution stattfinden sollte. Für die Neugier der Schwarzen genügte dies, um sie, nachdem die Glocke das Zeichen zum Abbruch der Arbeiten gegeben, in Massen an dem erwähnten Orte zu versammeln. Ein Dutzend Aufseher und Unteraufseher, sämmtlich wohlbewaffnet, erschienen unter Anführung ihres würdigen Hauptes, das heute, wahrscheinlich zur Erhöhung des Effects, eine ganz neue

Peitsche führte. Als Alles hübsch beisammen und alle nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, gab Mr. Ward Befehl, den Schuldigen herbei zu führen.

Juppy erschien, begleitet von zwei Aufsehern. Ganz gegen die sonstige Gepflogenheit seiner Leidensgenossen, brach der Schuldige beim Anblicke des Marterapparates in kein ohrenzerreißendes Geschrei aus. Schweigend ließ er sich an den Pfahl binden. Die Zähne hielt er krampfhaft auf einander gepreßt und seine Blicke flogen mit einem Ausdrucke wilden Trotzes durch die Versammlung, welche den Pfahl in weitem Halbkreise umstand und kein Auge von dem Delinquenten verwandte.

Wäre Mr. Ward nicht allzu sehr mit seinem löblichen Vorhaben beschäftigt gewesen, so hätte es ihm nothwendig auffallen müssen, daß heute nur männliche Neger, und zwar lauter kräftige, handfeste Burschen, der Execution beiwohnten. Die Weiber und Kinder fehlten ganz und gar, desgleichen die Alten. Doch daran dachte Mr. Ward eben so wenig als seine Helfershelfer. Er war mit Leib und Seele bei der Sache. Mit dem Behagen eines Künstlers, der sein erprobtes Instrument vor der Production gleichsam nur der bloßen Form wegen noch einmal prüft, untersuchte er, während Jupiter an den Pfahl gebunden ward, seine Peitsche, im Stillen bedauernd, daß Mr. Clairval nicht

zugegen war, um zu sehen, wie eifrig Mr. Ward den Pflichten seines Amtes oblag.

Die Aufseher traten jetzt von dem Pfahle zurück, bestiegen ihre Pferde und stellten sich hinter demselben auf. Ein weiter Raum war frei. Mr. Ward trat mit seiner Peitsche in den Kreis.

„Nun, Juppy, mein wackerer Bursche" — sagte er, indem er die Peitsche zur Probe einen weiten Bogen durch die Luft beschreiben ließ — „es hat Dir also nicht gefallen drüben in Tenessee. Es ist brav, daß Du wieder zurück gekommen bist. Du siehst, wie zahlreich wir uns versammelt haben, um Deine Rückkehr zu feiern, Du schwarzer Lumpenhund!"

Der plötzliche Uebergang in Mr. Ward's Stil war von einem wuchtigen Peitschenhiebe begleitet, der pfeifend auf Juppy's nackte Schulter niedersauste. Mr. Ward war ein Meister in seiner Kunst. Die drahtgeflochtene Peitsche schlang sich rings um den Leib des Sünders, und als der Oberaufseher sie mit einer unnachahmlichen Bewegung wieder zurück zog, spritzte das helle Blut aus den Striemen.

Jupiter gab keinen Laut von sich, dafür schrie Pompey, welcher zuvorderst unter den Zuschauern etwa vier Schritte hinter Mr. Ward stand, plötzlich aus vollem Halse „Mullah!" sprang wie ein Tiger auf letzteren, packte ihn bei der Schulter und riß ihn, ehe der

Aufseher noch eine Bewegung der Ueberraschung oder der Vertheidigung machen konnte, zu Boden. Die übrigen Aufseher waren einen Augenblick starr vor Erstaunen. Im nächsten Augenblick hatten sie ihre Revolver aus den Gürteln gerissen, aber ehe sie noch die Waffen zum Zielen erheben konnten, stürzten die sämmtlichen übrigen Neger, ein wahrhaft höllisches Geheul ausstoßend, mit einem Male auf sie los. Eine Scene unbeschreiblicher Verwirrung folgte. Ein halbes Dutzend Schüsse krachten in dem Getümmel, hier und da sank ein Schwarzer getroffen zu Boden. Im nächsten Augenblick waren aber auch schon zehn von den zwölf Aufsehern von den Pferden herab gerissen. Die beiden hintersten, rasch erkennend, daß sie es hier mit einem wohl berechneten Plane zu thun hatten, gegen welchen jeder vereinzelte Widerstand Wahnsinn gewesen wäre, warfen mit Gedankenschnelle ihre Pferde herum und jagten mit verhängten Zügeln querfeldein dem Hauptgebäude zu.

Das Loos der in die Hände der rasenden Sclaven gefallenen Aufseher war ein entsetzliches. Zwanzig bis dreißig der entfesselten Cannibalen stürzten über jeden Einzelnen her. Sie wurden erwürgt, mit Fußtritten getödtet, oder es wurden ihnen mit Holzpfählen die Schädel zerschmettert, und ehe noch drei Minuten vorüber waren, hatten zehn von Mr. Clairval's getreuesten

Dienern die Plantage von Mills Manor mit dem besseren Jenseits vertauscht.

Trotz alledem war ihr Geschick noch ein verhältnißmäßig glückliches zu nennen im Vergleiche mit demjenigen, welches ihr Haupt, Mr. Ward, Magnolia's glücklichen Bräutigam, erwartete. Fünfzig Hände hatten sich beeilt, Jupiter vom Pfahle loszubinden. Wie ein wüthender Kaiman fiel nun der Schwarze über seinen Feind her, der sich gleich einem Wurme unter Pompey's nervigen Armen krümmte. Keine Phantasie vermag die Höllenscene zu schildern, die sich nun entwickelte. Unter wahnsinnigem Triumphgeheul wurden dem Aufseher die Kleider vom Leibe gerissen. Nackt, bis auf die Stiefeln, ward er dann an den Pfahl gebunden. Juppy ergriff die seinem Peiniger entfallene Peitsche und trat nun, das schwarze Gesicht zu einer wahren Teufelsfratze verzerrend, auf ihn zu.

„Hast Du Juppy gefangen, Hund!" — schrie er ihn an, während ein Haufe anderer Wilden dem Unglücklichen in das Gesicht spieen, Steine gegen ihn schleuderten und ihm jede nur erdenkliche Schmach und Gewalt anthaten. — „Hast Du geglaubt, Juppy ist dumm, daß er wiederkommt, wenn er frei ist? Du bist dumm, Hund! Ha, ha! Du bist dumm! Juppy ist klug!"

Ein Hagel von Peitschenhieben fiel auf den

Aufseher nieder. Mr. Ward brüllte wie ein schlecht getroffener Stier. Das höllische Freudengeheul der wüthenden Schwarzen bildete den Chor zu seinem Jammergeschrei.

Der Nigger ist unerbittlich in seiner Grausamkeit. Jupiter hieb auf den Aufseher los, bis der Leib desselben übergossen von dem aus hundert Wunden quellenden Blute nur noch aussah, wie eine unförmliche Masse Siegellack. Als der Gemarterte endlich sterbend in sich zusammenbrach, blos durch die Stricke, welche ihn an den Pfahl hefteten, empor gehalten, ergriff ein junger Neger, jedenfalls der wenigst Grausame von Allen, einen der den ermordeten Aufsehern entrissenen Revolver und zerschmetterte dem Gefolterten mit einer Kugel den Schädel.

So endete Mr. Ward, die Perle unter den Aufsehern Mr. Clairval's.

Die Neger waren in einem förmlichen Rausche der Wuth und Rache. Während die größere Hälfte derselben mit einem Jubelgebrüll davon lief, um nun auch die anderen Loghäuser in Aufruhr zu bringen, schleppten die anderen die Leichen der Weißen herbei, warfen sie zu einem unförmlichen Klumpen rings um den Pfahl, faßten einander bei den Händen und begannen um ihre Opfer herum einen scheußlich grotesken Ringeltanz zur Feier des Sieges.

Pompey, ohne Zweifel eines der Häupter der Verschwörung, hatte sich an den Gräuelscenen nicht betheiligt. Als er den Oberaufseher in Jupiter's Gewalt sah, raffte er einen Revolver auf, sprang in das Loghaus, trug einen mächtigen Haufen Stroh und Heu zusammen, steckte ihn in Brand und verließ, als die Flammen das Sparrenwerk des leeren Gebäudes ergriffen, unbemerkt das Haus auf der anderen Seite und begann aus Leibeskräften in der Richtung nach Woodpoint davon zu laufen.

Es dauerte nicht lange, so stand das Loghaus in hellen Flammen. Die Dämmerung, welche in diesen Breitegraden fast unmittelbar in Nacht übergeht, brach herein. Das brennende Haus beleuchtete mit seinem unheimlichen Feuerscheine die wüste Scene. Als die Neger die Flamme emporlodern sahen, begrüßten sie dieselbe mit einem neuen, wüthenden Geheule. Sie unterbrachen ihren Teufelstanz, ergriffen die Leichen und schleuderten sie, die Mr. Ward's voran, mit dem Gebrülle entfesselter Raubthiere in das brennende Gebäude.

Nicht lange dauerte es, so erschienen neue Schauspieler auf der blutigen Scene. Von der Landstraße sprengten Reiter heran, aus dem Walde tauchten verschiedene Trupps Bewaffneter auf. Zu gleicher Zeit erklangen drunten auf Mills Manor durch die weite

Entfernung gedämpft, die schrillen Töne der Alarmglocke, welche sämmtliche Weiße nach dem Hauptgebäude als ihrem Sammelplatze berief, ein Zeichen, daß die beiden Aufseher wohlbehalten dort angelangt waren und ihre Schreckensbotschaft überbracht hatten. In wenigen Minuten war „Colonel Harpers fliegendes Corps von der Armee General Mac Dowell's" auf der Brandstätte versammelt.

„Wie viele von den Aufsehern sind gefallen?" — rief Colonel Harper, welcher bei dem Feuerscheine des Loghauses noch weit zerlumpter aussah, als droben in Kentucky, Jupiter zu, der ihm entgegen eilte, während die anderen Sclaven sich in einem weiten Halbkreise um die Brandstätte aufstellten.

„Zehn und der Oberaufseher!"

„Gut. Sind die Straßen nach Lagrange und Dekatur von Euch besetzt?"

„Zwanzig stehen droben, dreißig unten" — antwortete der Schwarze.

„Wie weit stehen unsere Piquets draußen, Major O'Sullivan?" — fuhr Colonel Harper zu seinem Unterbefehlshaber gewendet fort.

„Auf beiden Seiten zu je zwei Meilen Distance. Den Weg nach Lagrange deckt Hauptmann Lopez, den nach Dekatur Lieutenant Wurzbach."

„Vortrefflich! Nun zu Euch, Ihr Niggers! Ihr

vertheilt Euch überall in den Wald und laßt keine lebende Seele durch! Wer sich widersetzt, wird niedergestochen. Verstanden? Bowiemesser bekommt Ihr von meinen Leuten. Merkt auf! Erfährt man etwas draußen von dem, was Ihr gethan, so werdet Ihr alle gehängt. Das ist sicher. Wir aber schlagen uns durch. Paßt Ihr jedoch gut auf, so seid Ihr morgen alle frei. Jetzt Marsch, an Eure Posten!"

„Hurrah!" — brüllten die Neger. — „General Harper soll leben, Hurrah!"

Dann stoben sie gleich einer Heerde wilder Gänse nach allen Richtungen aus einander.

Immer mehr füllte sich der Platz mit Bewaffneten. Auch der „schwarze Fuchs", mit seinem vollen Kriegsschmucke angethan, erschien jetzt in Mitten seiner wilden Bande, Kampf- und Raubgier blitzte aus jedem Auge. Die Indianer sowohl, als die Männer vom fliegenden Corps schienen den Augenblick nicht erwarten zu können, wo es zum Sturme auf Mills Manor gehen sollte.

Gleich den großen Feldherren aller Zeiten fühlte sich Oberst Harper jedoch verpflichtet, die bevorstehende Action vorerst mit einer gediegenen Anrede einzuleiten. Er sprang auf ein leeres Faß, das zwei Indianer herbeigerollt hatten, zog den Säbel, strich sich mit der Linken den martialischen Schnurrbart und begann:

„Waffengefährten! Der Augenblick ist gekommen, der unser kühnes Unternehmen krönen und uns für die zahllosen Entbehrungen eines langen gefährlichen Marsches mitten durch einen feindlichen Staat belohnen soll. Die Plantage hier ist die reichste in Ala. Alles, was darin und darauf ist, gehört uns nach Kriegsrecht und wir werden keinen Cent davon zurücklassen. Aber, Waffengefährten, vergeßt nicht, daß wir uns eine größere Aufgabe gestellt haben, als einen Plünderungszug. Mills Manor soll unser Stützpunkt für eine kriegerische Diversion im Rücken der Feinde werden. Ist der Platz in unserer Gewalt, dann bewaffnen wir die Niggers, reihen sie in Corps und werfen uns, Schrecken und Entsetzen über die Kupferköpfe verbreitend, auf die übrigen Ansiedelungen. Mitten in Ala wollen wir ein Negerheer schaffen, das von Stunde zu Stunde wachsen wird, sobald einmal ein fester Kern gebildet ist. Diesen Kern aber müssen wir erst bilden und dazu brauchen wir mindestens einige Tage der Ruhe, nachdem Mills Manor unser ist. Keine Seele, gleichviel ob schwarz oder weiß, darf hinaus. Hinein darf Jedermann, aber Niemand darf mehr zurück! Bedenkt, daß die geringste Unvorsichtigkeit unsere Absicht verrathen und den ganzen großen Plan zu nichte machen kann. Was Dich betrifft, tapferer Tomahitou, der Du uns die Ehre erweisest, an unserer Seite gegen

die Feinde der Freiheit zu kämpfen, so bitte ich Dich, den Eifer Deiner erprobten Krieger mit Weisheit zu zügeln. Die Scalps der Aufseher und des anderen Gesindels, das uns Widerstand zu leisten wagt, mögt Ihr immerhin an Eure Gürtel hängen. An diesen liegt nichts. Aber dem Herrn von Mills Manor, seinen Damen und dem fremden Gaste aus Europa, der, wie ich erfahren, auf der Plantage weilt, darf kein Haar gekrümmt werden. Das sind zu kostbare Geißeln, die uns, wenn die Sache, was ich nicht hoffe, doch schief gehen sollte, nur lebend von Nutzen sein können. Zugleich, Waffengefährten, haltet ein scharfes Auge auf das schwarze Gesindel, dem ich nicht weiter traue, als ich es sehe. Macht sich Einer verdächtig, sofort ihm eine Kugel vor den Kopf! Und nun vorwärts, Kameraden! Dem „schwarzen Fuchs" und seinen Leuten gebührt die Ehre des Angriffes! Vergeßt das nicht! Vorwärts zum Siege! Es lebe die Union!"

„Hip, Hip, Hurrah!" — tönte es donnernd aus den Kehlen der Weißen, während die Indianer ihren Kriegsgesang anstimmten. Der umsichtige Führer theilte den Vorschriften der Tactik gemäß seinen Trupp in drei Colonnen, deren Centrum der „schwarze Fuchs" mit seinen Leuten als Vortrab bildete. Major O'Sullivan führte den linken, der französische Hauptmann den rechten Flügel. Colonel Harper selbst commandirte

das Centrum, gefolgt von einem Schwarm Negerinnen und Negerkindern, die noch lauter heulten, als die Indianer mit ihrem Kriegsgesange. Der ganze Haufen, von dem aufgehenden Monde beschienen, wälzte sich auf drei Wegen gegen das Hauptgebäude der Plantage.

Dort war man unterdessen nicht müssig geblieben. Sämmtliche Aufseher, etwa dreißig an der Zahl, hatten sich auf den Ruf der Alarmglocke in das Hauptgebäude geworfen. Mr. Clairval war überzeugt, daß er es nur mit einer Negerrevolte zu thun habe und dieser konnte er hoffen die Spitze zu bieten, bis Succurs von Lagrange kam, wohin er sogleich nach Eintreffen der Schreckensnachricht Andrew auf seinem besten Pferde entsandt hatte. Auf Revolten sind die Sclavenhalter immer gefaßt, und auch der Bau ihrer Wohnungen ist darnach berechnet. Das Mittelgebäude, von den Flügeln stets durch einen ziemlichen Zwischenraum getrennt, bildet eine Art von Citadelle. Thüren und Fenster können mit festen Läden verschlossen werden. Waffen und Schießbedarf sind im Ueberflusse vorhanden. Die Vertheidiger ziehen sich in dem Falle einer Revolte in das obere Stockwerk zurück, wo sie von den Seitengebäuden nicht bestrichen werden können, da diese eben so wenig Fenster nach der Seite hin haben, als das Mittelgebäude, welches durchweg aus sehr solidem Material aufgeführt ist. Die Lage der Weißen

war somit, wenn auch eine sehr gefährliche, doch ihrer Ansicht wenigstens nach, keineswegs eine verzweifelte. Es kam nur darauf an, sich die Nacht über zu halten. Alle wußten, was ihnen im Falle einer Niederlage bevorstand, und dieses Bewußtsein war mehr als geeignet, ihre Tapferkeit auf das höchste Maß zu steigern.

Mr. Clairval hatte seine gänzlich fassungslose Gattin in ein Mittelzimmer bringen lassen, wo sie wenigstens vor dem ersten Angriffe sicher war. Miß Lucy wollte nichts davon hören, daß sie dort an der Seite ihrer Mutter bleiben solle. Sie hatte eine Revolverbüchse ergriffen und postirte sich entschlossen an die Seite ihres Vaters. Als man nach Magnolia suchte, um sie Mrs. Clairval zur Bedienung und Tröstung beizugeben, war das Mädchen nirgends zu finden. Die Abwesenheit des Grafen fiel schwer ins Gewicht, denn man vermißte in ihm einen tüchtigen Vertheidiger. Mr. Clairval tröstete sich jedoch mit der Hoffnung, derselbe werde abwesend ihnen vielleicht noch mehr nützen können, als wenn er gegenwärtig wäre. Die Nachricht von der Revolte mußte ihn schnell genug auf Radfarm erreichen. Sollte er jedoch mit Mr. Fulham-Green noch am Abende nach Mills Manor zurückkehren wollen, so sahen die Herren jedenfalls schon aus der Ferne, was vorging. Sie waren trefflich beritten, konnten also rasch umkehren und Succurs holen.

Mr. Clairval hatte alle Fenster mit seinen Leuten dicht besetzt. In athemloser Spannung erwartete man den Anprall des ersten Negerhaufens, dessen Geheul man schon aus der Ferne nur allzu deutlich vernahm. Der Mond schien so hell, daß man auf eine beträchtliche Distance hinaus Alles unterscheiden konnte. Wer beschreibt aber den Schrecken der Eingeschlossenen, als sie plötzlich, nicht wie sie erwartet, ein Rudel Schwarzer, bewaffnet mit Stangen oder höchstens mit Beilen, sondern einen Haufen Indianer, kenntlich an ihrem Federschmucke und bewaffnet mit Büchsen, aus der Plantage auftauchen sahen, dem ein anderer Haufen, und zwar Weißer, folgte, geführt von Berittenen.

„Allmächtiger Gott! Was ist das!“ — rief Mr. Clairval zu Tode erschrocken. — „Indianer hier in Ala! Und mit ihnen Weiße! Träume ich denn oder ist die ganze Hölle los!“

„Andrew ist also doch nicht der Narr, für den wir ihn gestern hielten“ — sagte Miß Lucy. — „O, hätten wir doch heute Morgen gleich nach Lagrange die Meldung gemacht!“

„Willst Du nicht zu Deiner Mutter hinein gehen, liebes Kind?“ — fragte Mr. Clairval ängstlich. — „Hier wird es für Dich zu gefährlich! Das sind keine rebellischen Neger mehr, sondern blutdürstige indianische

Krieger! Sie sind wohl bewaffnet, und wie man sieht, regelmäßig geführt."

„Nein!" — sagte Miß Lucy mit kalter Entschlossenheit. — „Mein Platz ist an Deiner Seite, Papa, an der Seite unserer Leute, deren Leben vielleicht noch mehr bedroht ist, als das unsrige und denen wir deshalb mit einem Beispiele des Muthes und der Todesverachtung vorangehen müssen. Und welchen Schutz gewährt mir das hintere Zimmer? Seid Ihr hier überwältigt, dann sind wir dort eben so sicher verloren, wie hier. Lieber möge mich im offenen Kampfe eine Kugel treffen, als daß ich lebendig in die Hände dieser Barbaren falle. Ich bleibe!"

Mr. Clairval grauste es bei dem Gedanken an die Möglichkeit, Frau und Kind in der Macht der Feinde zu sehen. Er vermochte nichts zu erwidern. Schweigend zog er das Mädchen an seine Brust. Seine Lippen bebten fieberhaft, als er Lucy auf die Stirne küßte.

„Dort drüben rechts taucht noch ein Haufen auf, Sir" — sagte einer der Aufseher.

„Und links auch einer" — rief ein anderer.

Es waren die beiden Flügel von Colonel Harper's Operationsarmee, welche sich mit ihrem Hauptcorps vereinigten.

„Aber um des Himmels Willen, Leute!" — rief

Mr. Clairval — „sagt mir nur, wie kommen die Weißen zu dem indianischen Gesindel? Was können sie von uns wollen?"

„Wahrscheinlich Abolitionisten aus dem Norden, die mit den Indianern gemeinschaftliche Sache gemacht haben, um uns zu überfallen!" — sagte Miß Lucy. — „Sie wollen die Sclaven insurgiren, um uns im Rücken zu packen!"

Mr. Clairval ließ wie vernichtet die Büchse sinken. Miß Lucy's Ansicht, an deren Richtigkeit nicht mehr zu zweifeln war, schmetterte seine letzte Hoffnung nieder.

Unterdessen hatte Colonel Harper seine Colonnen geordnet. Um allen Anforderungen des Kriegs- und Völkerrechtes gewissenhaft zu entsprechen, beschloß er, vor Beginn des Kampfes an die Vertheidiger von Mills Manor noch eine regelrechte Aufforderung zur Uebergabe ergehen zu lassen. Lieutenant Goswell ward mit der Mission beauftragt. Obwohl der Officier wenig Lust bezeugte, den Auftrag zu übernehmen, bestand der tapfere Oberst, welcher zäh an seinen militärischen Formen hing, darauf, daß zuerst ein Parlamentär abgeschickt werden müsse, ehe man zum Angriff übergehen dürfe.

„Ich weiß, was Brauch ist im Kriege!" — antwortete er kurz und bündig auf die Gegenvorstellungen

seiner Suite. — „Wenn Sie sich fürchten, Lieutenant Goswell, so treten Sie zurück. Ich werde schon den rechten Mann finden."

Brummend band der bei seiner militärischen Ehre gepackte Officier das Taschentuch an den Säbel und ging dann mit einem Neger, der eine alte Trompete führte, auf das Haus zu, während sich die Uebrigen außer Schußweite hielten.

Als Beide auf dem großen Rasenplatze vor der Veranda angelangt waren, schwenkte Lieutenant Goswell seine improvisirte Parlamentärfahne und der Schwarze entlockte seinem Instrument einige ohrzerreißende Töne.

„Was giebt's?" — fragte Mr. Clairval, an das Mittelfenster tretend.

„Sind Sie der Besitzer von Mills Manor?" — fragte der Officier zurück.

„Ich bin es. Was wollen Sie von mir?"

„Colonel Harper, der Commandeur des fliegenden Corps von der Armee General Mac Dowell's, läßt Sie durch mich, als unverletzlichen Parlamentär — Lieutenant Goswell betonte das Wort „unverletzlich" besonders nachdrücklich —, auffordern, sich nach Kriegsbrauch zu übergeben!"

„Mit welchem Rechte ist Ihr angeblicher Oberst, der mir weit eher ein Räuberhauptmann als ein Oberst

zu sein scheint, in mein Besitzthum eingebrochen, hat meine Sclaven revoltirt und bedroht mich an Gut und Leben?" — rief Mr. Clairval zurück.

„Nach dem Rechte des Krieges. Wir gehören zur Armee General Mac Dowell's, Sie gehören der Conföderation an."

„Unsinn!" — rief Mr. Clairval zurück. — „Das ist eine Plantage und keine Festung; und ich bin Pflanzer und kein Commandant. Der Krieg geht mich also nichts an!"

„Seien Sie vernünftig, Sir" — sagte Lieutenant Goswell, dem die vielen Gewehrläufe an den Fenstern droben immer unheimlicher vorkamen. — „Leisten Sie keinen nutzlosen Widerstand. Die ganze Plantage ist in unserer Gewalt. Retten Sie Ihr Leben und das der Ihrigen. Ich meine es gut mit Ihnen, Sir! Geben Sie nach!"

„Und welche Bedingungen stellt man mir?" — fragte Mr. Clairval.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Sir. Ich will zurückkehren und Oberst Harper darum fragen. Soll ich ihm sagen, daß Sie sich ergeben wollen?"

„Sagen Sie ihm, daß ich Gewalt mit Gewalt zurückweise" — antwortete Mr. Clairval, welcher in der ganzen Parlamentirerei nur eine Finte sah und den Feinden durch Entschlossenheit zu imponiren glaubte.

— „Sie sehen, daß wir nicht wehrlos sind und uns zu vertheidigen wissen!“

„Sehr wohl, Sir!“ — versetzte der Lieutenant, dem es vor allen Dingen darauf ankam, aus seiner gefährlichen Lage wegzukommen. — „Ich werde dem Obersten Ihre Antwort überbringen.“

Lieutenant Goswell salutirte höflicher als jemals zuvor und machte sich dann rasch mit seinem Trompeter auf die Beine, überglücklich, daß ihm kein Flintenschuß aus den Fenstern nachgeschickt wurde.

„Nun?“ — fragte Oberst Harper, als der Parlamentär zurückkehrte.

„Er sagt, er wolle Gewalt mit Gewalt zurückweisen und halte Sie für einen Räuberhauptmann!“ — — erwiderte Lieutenant Goswell kurz.

„Gut! Wir haben alle Vorschriften des Kriegsrechtes beobachtet“ — sagte Colonel Harper. — „Tomahitou, großer Krieger, eröffne den Angriff!“

Die Indianer stimmten ihr Kriegsgeheul aufs Neue an und stürzten, den „schwarzen Fuchs“ voran, auf das Gebäude los.

Sobald sie in Schußweite gelangt waren, feuerten sie ihre Büchsen gegen die Fenster ab, welche die Belagerten nach Lieutenant Goswell's Abgange sogleich mit allerlei Möbelstücken verbarrikadirt hatten. Eine derbe Salve antwortete. Tomahitou, der „schwarze

Fuchs", war der Erste, welcher tödtlich getroffen zu Boden sank. Ein halbes Dutzend anderer Indianer fielen, theils tödtlich, theils schwer verwundet, zu Boden, während von Mr. Clairval's Leuten nur zwei getroffen waren.

Die Ueberlegenheit der Waffen war augenscheinlich auf Seiten der Belagerten. Die Colt'schen Revolverbüchsen thaten ihre Schuldigkeit. Die Indianer prallten zurück. Bei dem Versuche, einige ihrer Verwundeten außer Schußweite zu bringen, wurden noch drei oder vier der Angreifer niedergestreckt. Die Anderen räumten das Schlachtfeld.

Als umsichtiger Führer hatte Oberst Harper jedoch einen Theil seiner beiden Flügel beordert, das Haus von der Rückseite anzugreifen. Nicht im Stande, das Hintergebäude zu decken, hatten die Vertheidiger sich auf das Hauptgebäude beschränken müssen. Bald hatten die Yankees sich in den Ställen und auf den Speichern des Hintergebäudes festgesetzt, wo sie, besser gesichert als die Indianer, ein lebhaftes Feuer gegen die Vertheidiger eröffneten und Mr. Clairval starken Abbruch thaten.

Colonel Harper hörte mit Behagen das ununterbrochene Feuern auf der Rückseite des Gebäudes. Er beschränkte sich darauf, seine indianischen Bundesgenossen von vorn plänkeln zu lassen, während er auf einem

weiten Umwege mit seinen eigenen Leuten gegen die beiden Seitengebäude vordrang, diese widerstandslos besetzte und von den Schwarzen die Seitenmauern durchbrechen ließ, um von hier aus ein Querfeuer auf die Belagerten eröffnen zu können, was indessen nur von den äußersten Punkten möglich war, da das Hauptgebäude fast in gleicher Linie neben den Nebengebäuden stand.

Indem der Oberst den Indianern den Angriff von der Front überließ, erreichte er einen doppelten Zweck. Erstlich schonte er seine eigenen Leute, und dann ward er auch mit guter Manier einen Theil seiner Bundesgenossen los, die ihm allmälig recht unbequem geworden waren. Das Klagegeheul, womit seine kupferfarbigen Alliirten den Fall Tomahitous, des „schwarzen Fuchses" bejammerten, fand deshalb in keiner Brust ein schwächeres Echo als in der des tapfern Obersten.

Der Kampf zog sich in die Länge, ohne zu einer Entscheidung zu führen. Belagerer und Belagerte thaten sich gegenseitig bedeutenden Abbruch. Der Zahl der Todten und Verwundeten nach, befanden sich die Angreifer in entschiedenem Nachtheile; aber sie hatten für sich die Masse der Kämpfer, während auf Seiten der Belagerten jeder Verlust doppelt schwer ins Gewicht fiel.

Miß Lucy schlug sich mit einer Kaltblütigkeit und Tapferkeit, die Niemand bei einem so jungen Mädchen er-

wartet hätte. Eine gewandte Jägerin, war sie mit der Führung der Waffe wohl vertraut. Manche Rothhaut schickte ihr sicheres Coltgewehr hinüber in die „Jagdgründe des großen Geistes" und auch von Colonel Harper's Leuten hatte bereits mehr als einer die Wirkungen der Revolverbüchse an sich selbst erproben müssen. In den Zwischenräumen des Kampfes ward die beherzte Kriegerin zur mitleidigen Samaritanerin, welche im Vereine mit Mrs. Clairval, die ihr Entsetzen endlich soweit bemeistert hatte, daß sie wenigstens einigermaßen mit Hand anlegen konnte, die Verwundeten pflegte und den Unverletzten Muth zusprach. Mr. Clairval bewunderte im Stillen seine Tochter, trotzdem die Gefährlichkeit der Lage kaum ein anderes Gefühl als das der Beängstigung bei ihm aufkommen ließ.

Obgleich Oberst Harper nur geringe Fortschritte machte, ward er dennoch nicht ungeduldig. Er wußte, daß ihm der Erfolg gewiß war. Von seinen Vorposten war die Nachricht eingelaufen, der von Mr. Clairval entsendete Eilbote befinde sich in ihrer Macht. Daß die Neger gut aufpassen würden, ließ sich mit Sicherheit erwarten. Um das Leben der Belagerten war es ihm nicht zu thun. Er wollte sie nur mürbe machen und dazu reichte die Zeit vollkommen aus.

Allerdings wäre es ihm ein Leichtes gewesen, Mr. Clairval zu sofortiger Uebergabe zu zwingen. Das

Mittel war unfehlbar: Feuer! Aber Colonel Harper hatte seinen Leuten die Anwendung dieses Mittels bei Todesstrafe verboten. Ihm war es vor allen Dingen um den werthvollen Inhalt von Mills Manor zu thun, der nicht den Flammen zum Raube fallen durfte, und dann besorgte er auch, und nicht mit Unrecht, ein großer Brand auf der Plantage könne von Weitem gesehen werden und am Ende sehr unwillkommene Hilfsleistung herbeilocken. Den Brand des Loghauses konnte er der Wuth der Niggers wohl erlauben, denn dieses war klein, lag weit ab von dem Hauptgebäude und war auf drei Seiten von viele Meilen langem Walde umgeben. Bei Mills Manor dagegen war dies anders. Es lag unfern der Straße nach Lagrange und gerade in der Richtung nach dieser Stadt befand sich kein Wald. Zudem war es Nacht, wo der Feuerschein weithin sichtbar werden mußte. Oberst Harper that somit wohl daran, das barbarische Mittel eines Brandes gar nicht in das Bereich seiner strategischen Pläne zu ziehen.

Während wir den Kampf in und um Mills Manor einstweilen seinen Gang weitergehen lassen, ist es nunmehr an der Zeit, uns nach dem Grafen und Magnolia umzusehen, welche wir bei Devilshill zurück gelassen haben.

Wie bereits erwähnt, liegt Devilshill gute zwölf Meilen von Mills Manor, somit in einer solchen Entfernung davon, daß die an jenem Orte Versammelten

von den geräuschvollen Vorgängen auf der Plantage auch in dem Falle nichts hätten wahrnehmen können, wenn kein Wald die Aussicht nach dem Besitzthume Mr. Clairval's versperrt hätte. Ueberdies hatten die empörten Schwarzen das Loghaus erst mit Einbruch der Dämmerung in Brand gesteckt und als Graf Worowski auf dem Wege von Devilshill zurückritt, neigte sich die Sonne gegen den Horizont. Der Graf hatte also nicht die entfernteste Ahnung davon, daß während seiner kurzen Abwesenheit von Mills Manor daselbst das Vorspiel zu einem so erschütternden Drama in Scene gesetzt worden war.

Höchst befriedigt über den verhältnißmäßig glücklichen Ausgang eines Handels, in den er so ganz wider seinen Willen verwickelt worden war und der ihn deshalb um so unangenehmer berührt hatte, ritt er langsam die Straße nach Woodpoint hinab. Die Sonne sandte ihre letzten Strahlen über das unermeßliche Waldgefilde. Ein Schweigen, so tief, wie nur die amerikanische Landschaft es zu bieten vermag, umgab ihn. Nichts als Mary's scharf markirter Hufschlag und der ferne Ruf des Urubuh im Walde unterbrach die Stille. Auf der Straße ließ sich, soweit das Auge reichte, keine Spur eines lebendigen Wesens erblicken. Nach den vielfachen Erregungen der letzten Stunden that diese Ruhe dem einsamen Reiter ungemein wohl. Während die blauen Wölkchen seiner Ci-

garre emporwirbelten, ließ er die Bilder des so bewegten Tages vor seiner Seele vorüber ziehen. Er mußte lachen, wenn er an das seltsame und am Ende doch so natürliche Mißverständniß dachte, das ihn Colonel Ellis gegenüber auf den Kampfplatz geführt hatte. Die Miene wehmüthiger Entsagung, womit der tapfere Oberst das Geständniß seiner Liebe zu Miß Lucy vorbrachte, erschien ihm, wenn er sich die Scene vergegenwärtigte, doppelt komisch. Dann tauchte Magnolia's leidendes und leidenschaftliches Bild vor seiner Seele auf. Der Graf mußte sich gestehen, daß ihn das Mädchen mit einem Zauber ganz eigener Art berückte. Viel schöne Frauen waren ihm im Leben begegnet, aber keine hatte einen Eindruck auf ihn gemacht, wie dieser reizende, hochsinnige Paria. War es ein Gefühl des Mitleids, und nur dieses, oder hatte die ganze absonderliche Situation in seinem ritterlichen, von keinerlei vorgefaßten Anschauungen und Meinungen befangenen Herzen bereits ein mächtigeres Gefühl wach gerufen?

Während Worowski über das Alles nachdachte, hatte ihn Mary bis zu dem Saume des Waldes getragen. Wohl eine Meile weit zog sich von da der Weg nach Woodpoint schnurgerade durch denselben hin. Als er zufällig die Blicke über die Straße vor ihm schweifen ließ, erblickte er kaum tausend Schritte entfernt mitten auf dem Wege einen einsamen Reiter, der hier zu warten schien.

Im Gehölze von Boulogne hätte dieser Anblick nichts Ungewöhnliches gehabt. Anders hier in der Einöde des Urwaldes. Daß der Reiter auf Jemanden wartete, unterlag keinem Zweifel. Wer aber konnte aller Wahrscheinlichkeit nach dieser Erwartete anders sein, als Worowski selbst? Dem Grafen fiel ein, daß er seine ganze verfügbare Baarschaft, im Betrage von vielleicht zehntausend Dollars, bei sich trug. Sollte der Reiter ein Räuber sein? Der Revolver in seinem Gürtel war deutlich sichtbar. Die Gestalt glich der eines jungen, dem Knabenalter kaum entwachsenen Mannes. Beinahe mechanisch langte der Graf nach dem Revolver, von dem er sich nach Landesart bei größeren Ausflügen niemals trennte. Er faßte die Waffe fester, als der Reiter plötzlich das Pferd umwandte und ihm langsam entgegen kam.

Der Unbekannte näherte sich bis auf dreißig Schritte, hielt das Pferd an und nahm den breiten Hut ab.

„Magnolia!" — rief der Graf, aufs Höchste erstaunt. — „Sie hier, Miß! Zu Pferde und in dieser Verkleidung! Was soll das bedeuten?"

„Zürnen Sie nicht, Sir!" — sagte das Mädchen mit dem Tone demüthiger Unterwürfigkeit. — „Ich bin Ihnen gefolgt, weil ich wußte, daß Sie sich mit Mr. Ellis schlagen würden. Ich danke Gott, der Sie aus der Gefahr errettet hat!"

„Wie, Magnolia?“ — rief der Graf — „Sie wußten um das Duell?“

„Ja! Ich habe gestern Ihre Unterredung mit den Herren am See belauscht. Ich war entschlossen, Sie zu schützen oder — zu rächen!“

„Meine süße Magnolia!“ — sagte Worowski gerührt, indem er die Hand des Mädchens ergriff und sie sanft drückte. — „Das haben Sie gethan um meinetwillen! Womit habe ich diese Liebe verdient?“

„Sind Sie nicht mein Herr, Sir?“ — antwortete Magnolia, die feuchtglänzenden Augen schüchtern zu Worowski erhebend. — „War es nicht meine Pflicht, Ihnen zur Seite zu stehen?“

„Ich bitte Sie, Magnolia, sprechen Sie das abscheuliche Wort „Herr“ nicht mir gegenüber aus“ — sagte der Graf. — „Wenn es mir gelingt, Ihre schändlichen Fesseln zu brechen, so sind Sie frei, wie ich. Aber sagen Sie mir, Sie muthiges Kind, wo waren Sie während des Duells?“

„Ich stand im Dickicht hinter Mr. Ellis!“

„Entsetzlich!“ — rief der Graf. — „Wie! Wenn nun meine Kugel den Obersten gefehlt und Sie dafür getroffen hätte!“

„Dann wäre ich von Ihrer Hand, für Sie und vielleicht mit Ihnen gestorben!“ — erwiderte Magnolia

ruhig. — „Mein Leben hätte doch wenigstens zu etwas genützt."

„Genützt?" — rief Worowski — „und wem?"

„Der Rache! Sie sehen, Sir, ich führe eine Waffe. Diese Kugeln waren für Mr. Ellis bestimmt, wenn Sie fallen sollten. An eine Gefahr für mich dachte ich nicht. Ich dachte nur an Sie! Und wenn mich auch Ihre Kugel getroffen hätte, so viel Kraft wäre mir wohl noch geblieben, um mein Vorhaben auszuführen!"

Worowski fühlte sich wunderbar bewegt. Das Mädchen sprach die Worte so einfach und natürlich, daß er keinen Augenblick an dem Ernste derselben zweifeln konnte. Sein Blick ruhte auf der schönen Gestalt an seiner Seite, die in der ungewohnten Tracht doppelt reizend erschien.

„Und wie gelang es Ihnen, von Mills Manor fort, zu dem Pferde und zu diesen Kleidern zu kommen?" — fragte er nach einer Pause.

Magnolia erzählte, während sie mit Worowski auf dem einsamen Waldwege hinritt, auf welche Weise sie ihren Plan ausgeführt hatte. Der Graf bewunderte dabei im Stillen die Schlauheit, mit der das Mädchen zu Werke gegangen war.

„Aber was wird Mr. Clairval zu dem allem sagen?" — meinte er, als Magnolia mit ihrem Bericht zu Ende war.

„Was liegt daran!“ — versetzte sie. — „Ich gehöre jetzt Ihnen, Sir! Alles andere ist mir einerlei!“

Worowski vermochte Magnolia's Sorglosigkeit nicht zu theilen, obwohl er sich wohl hütete, es ihr zu sagen. Er war überzeugt, daß Mr. Clairval und vor allen Miß Lucy den kühnen Streich der Sclavin nicht so gleichgültig hinnehmen würden und fürchtete, sein Wunsch, das Mädchen los zu kaufen, könne jetzt leicht auf bedeutendere Hindernisse stoßen, als er gedacht hatte.

Uebrigens war auch Magnolia bei weitem nicht so unbesorgt, als sie sich dem Grafen gegenüber den Anschein gab; aber ihre Befürchtungen hatten einen ganz anderen Grund als diejenigen Worowski's. Immer mehr näherten sie sich Woodpoint. Der Ort war von Mills Manor kaum sechs Meilen entfernt, und nach Mills Manor durfte der Graf heute um keinen Preis mehr zurückkehren. Wie aber ihn daran verhindern? Sie zerbrach sich ihr armes Gehirn, ohne zu einem bestimmten Entschlusse gelangen zu können. Plötzlich kam ihr die weibliche Verstellungsgabe zu Hülfe.

Sie waren zu einer Stelle gelangt, wo der Wald sich zu einem kleinen, von einer Quelle durchflossenen Thale lichtete. Von hier aus konnte man einen Theil

von Mr. Clairval's Besitzung übersehen, obwohl das Herrenhaus selbst durch den Wald verdeckt blieb. Die Dämmerung war hereingebrochen. Dunkelroth tauchte der Mond im fernen Osten auf. Noch eine halbe Stunde, und der vollste Mondschein beleuchtete die Straße.

„Mein Gott! Mir schwindelt!" — rief plötzlich Magnolia, die Zügel ihres Pferdes loslassend und sich mit beiden Händen an den Sattel anklammernd.

Im Nu war der Graf vom Pferde und im nächsten Augenblicke lag Magnolia ohnmächtig in seinen Armen.

„Armes Kind!" — sagte Worowski, das Mädchen sanft vom Pferde hebend und mit seiner leichten Last nach der Quelle schreitend. — „Die ungeheure Aufregung, die Angst und die ungewohnte Anstrengung waren zu viel für ihre schwache Kraft! Wie unbesonnen, daß ich ihr nicht wenigstens eine Stunde zur Erholung gegönnt habe!"

Worowski legte die Ohnmächtige einen Augenblick in das schwellende Gras am Rande des Quells nieder, band rasch die Pferde an den nächsten Baum und kehrte hierauf zu Magnolia zurück, die noch immer kein Lebenszeichen von sich gab. Als er sie sanft erhob, ihr Haupt an seine Brust lehnte und den linken Arm um ihre nur durch die leichte Blouse geschützte Hüfte

schlang, durchschauerte ihn ein wehmüthig-wollüstiges Gefühl. Hier mitten in der Einsamkeit des Urwaldes ruhte ein Wesen an seiner Brust, das an Schönheit des Leibes und der Seele sich getrost mit einem jeden anderen ihres Geschlechtes messen konnte. Und dieses reizende Geschöpf war eine Ausgestoßene, eine Paria, beladen mit dem gräßlichsten Fluche, der über ein Menschenhaupt gesprochen werden kann, mit dem Fluche der Sclaverei.

Einen Augenblick ließ er die Blicke an dem blassen, wunderbar schönen Gesichtchen haften, das mit seinen geschlossenen, von langen seidenen Wimpern beschatteten Augen, einen unaussprechlich melancholisch-süßen Ausdruck hatte. Dann nicht mehr im Stande, seine Empfindung länger zu beherrschen, preßte er das Mädchen an sein Herz und drückte einen langen, glühenden Kuß auf ihre Lippen.

„Nein, Magnolia, du schönste Blume der Wildniß!" — rief er in der Sprache der Heimath, — „Dich laß ich mir nicht entreißen! Mein mußt Du sein, und müßte ich Deine Freiheit mit meinem Herzblute erkaufen."

Seltsam schlugen die Laute der fremden, nie gehörten Sprache an das Ohr des Mädchens, das die Ohnmacht nur fingirt hatte, um den geliebten Mann von Mills Manor fern zu halten. Verstand sie auch

keine Silbe von dem, was der Graf sprach, so war sie doch keinen Augenblick im Zweifel um die Bedeutung der Worte. Sie fühlte, daß sie geliebt ward! Ein seliges Lächeln flog um ihre Lippen, ein Seufzer des Glückes und der Sehnsucht entrang sich ihrer jungfräulichen Brust und vergessend, daß es noch zu frühe sei, um wieder zum Bewußtsein zu erwachen, schmiegte sie sanft das Köpfchen an die Schulter des Mannes, der ihr einziger Freund, ihre einzige Hoffnung, der Abgott ihrer Seele war.

„Gott sei Dank! Sie erholt sich!" — rief Worowski. — „Magnolia, mein süßestes Kind! Wie ist Dir?"

„Wohl! sehr wohl!" — hauchte das Mädchen. Und schüchtern, verschämt die Arme um den Hals des Grafen schlingend, barg sie das Gesicht an seiner Brust.

Worowski fühlte jeden Schlag ihres hochklopfenden Herzens. Ohne Frage und ohne Antwort begriff er, daß Magnolia ihn liebe, so warm und wahr, wie nur jemals ein Mann geliebt ward. Sanft bog er das Haupt des Mädchens zurück. Der Mond, welcher sich unterdessen über den Horizont erhoben hatte, beleuchtete mit magischem Silberscheine das holde Gesichtchen. Magnolia's Augen schwammen in wunderbarem Glanze. Keines sprach ein Wort, aber die Lippen begegneten

sich in einem Kusse, der mehr sprach als Millionen Worte.

Die Einsamkeit des amerikanischen Urwaldes ist fürchterlich; doppelt fürchterlich bei Nacht. Aber für die beiden Glücklichen, deren Herzen sich in der Einsamkeit des Waldes gefunden, ward der Urwald zum Eden. Stunden hätten vergehen können, ohne daß sie es merkten. Erst das laute Wiehern eines der Pferde weckte sie aus ihrer süßen Vergessenheit.

„Komm, Magnolia, es wird spät!" — sagte der Graf sich erhebend und dem Mädchen die Hand zum Aufstehen bietend. — „Wir müssen nach Mills Manor zurück. Laß uns unterwegs . . . ."

Worowski vollendete nicht. Er hatte zufällig in der Richtung nach der Plantage geblickt und plötzlich den fernen Feuerschein des Loghauses gesehen. „Was ist das?" — rief er. — „Auf Mills Manor brennt es!"

Magnolia sah, daß der entscheidende Augenblick gekommen war.

„Das ist das Loghaus Nummer vier" — sagte sie mit bewegter Stimme.

„Laß uns eilen, Kind!" — rief Worowski. — „Wirst Du im Stande sein zu reiten, meine süße Magnolia?"

„Hunderte von Meilen, wenn Du willst" —

sagte das Mädchen — „aber nicht nach Mills Manor! Und auch Du, mein Geliebter, darfst nicht dahin zurück!"

„Wie?" — rief der Graf. — „Was soll das heißen?"

„Der Brand des Loghauses ist das Zeichen, daß die Stunde der Rache gekommen ist" — rief Magnolia mit leidenschaftlichem Pathos. — „Die Niggers und ihre Freunde sind in diesem Augenblick Herren der Plantage und wenn Du dahin zurückkehrst, wirst Du ihrer Rache eben so zum Opfer fallen, wie die anderen Weißen!"

„Entsetzlich!" — rief der Graf. — „O, meine Ahnung! Und Du wußtest darum, Magnolia?"

„Ich habe die Schwarzen gestern Nacht im Walde belauscht, wie sie mit den fremden Weißen den Plan verabredeten" — erwiderte das Mädchen ruhig.

„Und Du sagtest nichts, Magnolia?"

„Ich? Soll ich etwa meine Schicksalsgenossen an unsere Tyrannen verrathen? Ich wollte Dich retten! Dich allein! Das ist mir gelungen! Gott sei dafür gelobt!"

Und Magnolia faltete andächtig die Hände über der Brust.

„Aber das ist ja fürchterlich!" — rief der Graf. „Mr. Clairval und die Frauen in der Gewalt der

wüthenden Schwarzen? Gräßlich! Aber was sind das für Weiße, von denen Du sprichst?"

„Ich kenne sie nicht. Sie haben mit den Niggers den Plan verabredet. Wahrscheinlich sind sie aus dem Norden gekommen, denn Südliche verschwören sich nicht mit den Schwarzen!"

„Ha!" — rief der Graf, von einem schrecklichen Gedanken durchzuckt. — „Ein abolitionistisches Streifcorps! Aber wie um des Himmels Willen kommt ein solches bis hier herab nach Ala?"

„Das weiß ich nicht" — sagte Magnolia, die Frage beantwortend, welche Worowski eigentlich nur sich selbst gestellt hatte. — „Die Weißen sind zahlreich und gut bewaffnet, und der Mann, der sie führt, nennt sich Oberst!"

„Kein Zweifel mehr!" — rief der Graf. — „Es ist ein detachirtes Corps der Unionsarmee! Was aber soll ich jetzt thun?"

„Die Tyrannen ihrem gerechten Schicksale überlassen!" — sagte Magnolia. — „Der Weg nach Johnsborough ist offen. Von dort führt die Bahn nach Dekatur und weiter hinab nach dem Süden, zum freien Meere, zu Deiner freien Heimath! Dorthin laß uns eilen, ehe die Empörung auch uns, auch Dich erreicht und den Unschuldigen zugleich mit den Schuldigen trifft."

In Magnolia's Worten lag viel Wahres. Das

mußte Worowski sich gestehen. Dennoch sträubte sich sein ritterlicher Sinn dagegen, daß er seinen Gastfreund jetzt, in der Gefahr, verlassen sollte.

„Du magst Recht haben, Magnolia" — sagte er. — „Aber nichts destoweniger treibt mich meine Pflicht nach Mills Manor. Ich habe als Gast an Mr. Clairval's Herd geweilt. Nur ein Elender kann den Freund in einer solchen Lage im Stiche lassen!"

„Wohl" — sagte Magnolia mit eiserner Entschlossenheit — „thue, wozu Deine Pflicht, vielleicht auch" — fügte sie mit dumpfem Tone hinzu — „Dein Herz Dich treibt. Aber vergiß nicht, Graf, ehe noch Mary Dich hundert Schritte weit nach Woodpoint hin getragen hat, sinkt Magnolia hier mit zerschmettertem Haupte in das feuchte Gras!"

Das Mädchen riß bei diesen Worten den Revolver aus dem Gürtel und legte den Finger an den Drücker.

Sprachlos vor Erstaunen starrte Worowski die schöne Quadrone an.

„Nun" — rief das Mädchen — „entscheide Dich, Graf! Du hast die Wahl! Dort steht Mary, hier stehe ich. Wähle!"

„Um des Himmels Willen, weg mit der Waffe, Du wildes, böses Kind!" — rief Worowski.

„So willst Du also thun, was ich verlange?" —

sagte das Mädchen, den Revolver senkend. Keine Fiber der Hand, welche die Waffe hielt, zuckte.

Ehe noch Worowski antworten konnte, vernahm sein Ohr durch die Stille der Nacht eilig nahende Schritte. Er blickte auf und gewahrte einen Neger, der in vollem Laufe von Woodpoint herankam.

„Gott schütze uns!“ — rief Magnolia. — „Vielleicht haben wir zu lange schon gezaudert und es ist bereits zu spät!“

Und den linken Arm rasch um die Schulter des Geliebten schlingend, erhob sie mit der Rechten die schußfertige Waffe gegen den laufenden Neger. Worowski hatte gleichfalls seine Waffe ergriffen und wartete, was nun geschehen werde.

„Fort! fort, Massa!“ — rief, als er herbei gekommen, der Schwarze, mühsam nach Luft schnappend und heftig gesticulirend. — „Nicht zurück nach Mills Manor! Fort! Fort!“

„Wie?“ — rief Worowski, welcher jetzt den Neger erkannte. — „Du bist es, Pompey? Was ist geschehen?“

„Der Teufel ist los, Massa!“ — schrie der Schwarze. — „Mr. Ward ist todt! Juppy hat ihn zu Tode gepeitscht! Weiße Männer aus dem Norden, geführt von dem großen Krieger, und ein Haufe Rothhäute stürmen Mills Manor. Im Walde lagern die

Neger und lassen Niemand durch! Fort, Massa, fort mit Magnolia, ehe sie kommen!"

„Und Du, Pompey, bist Du nicht mit ihnen?" — sagte der Graf. — „Bist Du entflohen?"

„Pompey hat das Loghaus in Brand gesteckt!" — rief der Neger triumphirend. — „Pompey hat Mr. Ward gepackt, zu Boden geworfen und dem wüthenden Juppy übergeben. Pompey wird zurückkehren und helfen Mills Manor zerstören, bis alles glatt ist, wie die Straße hier. Aber Massa ist gut gewesen gegen Pompey! Massa hat ihn losgemacht von Pfahl! Massa soll nicht sterben mit den anderen schuftigen Weißen! Pompey hat gepaßt, bis Massa heute fortgeritten nach Woodpoint! Er hat gebetet, daß Massa nicht zurückkomme. Dann ist Pompey fortgelaufen, Massa entgegen um ihn zu warnen, daß er nicht zurückkehrt. Also fort, fort! Gott beschütze Massa!"

Der Graf war tief ergriffen.

„Braver Bursche!" sagte er, dem Schwarzen die Hand reichend, die dieser mit den Fingerspitzen ergriff und, sich tief bückend, auf seinen wolligen Kopf legte. — „Du wolltest mich retten, weil ich Mitleid mit Dir hatte! Gutes, treues Herz, wie soll ich Dir danken!"

„Fort, Massa, fort!" — rief Pompey dringend.

— „Die Nigger schwärmen bis Woodpoint! Leicht kann ihnen einfallen, auch hierher zu kommen!"

„Ja, Du hast Recht!" — rief der Graf. — „Ich muß fort. Auf Mills Manor kann ich heute nichts mehr nützen!"

„Gott sei Dank!" — rief Magnolia, tief aufathmend.

„Und willst Du nicht mit uns kommen, Pompey?" — sagte Worowski. — „Bedenke, was Dich erwartet, wenn die Yankees morgen oder übermorgen nach Mills Manor kommen, um Mr. Clairval zu helfen oder ihn zu rächen! Und sie werden kommen! Verlaß Dich darauf!"

„Pompey geht zu seinen Freunden!" — sagte der Schwarze entschlossen. — „Er wird mit ihnen siegen oder sterben. Gott schütze Massa! Gott schütze Magnolia!"

Worowski erkannte, daß es nutzlose Mühe wäre, Pompey auf andere Gedanken zu bringen.

„Gut" — sagte er. — „Geh nach Mills Manor zurück, Pompey. Suche zu verhindern, daß die Schwarzen und ihre Freunde Mr. Clairval und seine Familie tödten, hörst Du! Gelingt es Dir, so verspreche ich Dir, daß Du, Deine kleine Frau und Dein kleines Kind frei werden!"

„Wohl, wohl!" — rief Pompey, dessen Augen

bei dem Versprechen der Freiheit hell aufblitzten. — „Pompey wird thun, was er kann. Nun aber fort, Massa! Es ist die höchste Zeit!"

„Wirst Du reiten können bis Creeksgrove, Magnolia?" — fragte Worowski.

„Mit Dir bis ans Ende der Welt!" — antwortete das Mädchen, den einen Fuß bereits im Bügel.

„Dann vorwärts mit Gott!" — rief der Graf, sich auf seine Stute schwingend. — „Leb' wohl, Pompey! Vergiß nicht, was ich Dir versprochen habe!"

Damit trabten beide rasch in der Richtung nach Devilshill davon. Pompey blickte ihnen nach, so lange er sie sehen konnte und kehrte dann langsam nach Mills Manor zurück.

„Höre, Magnolia!" — sagte der Graf, nachdem er seinen Plan einigermaßen bei sich geordnet hatte. — „Wenn ich Dir verspreche, daß Du Dich von diesem Augenblicke an nicht mehr von mir trennen wirst, es wäre denn mit Deinem eigenen Willen, willst Du mir dann auch versprechen, Dich meinen Anordnungen unbedingt zu fügen, so lange wir noch in diesem Lande weilen?"

„Du bist mein Herr" — sagte das Mädchen mit dem Tone der vollkommensten Unterwürfigkeit. — „Du befiehlst und ich gehorche!"

„Nun wohl, so nehme ich vorläufig Deinen Gehorsam an“ — fuhr Worowski fort. — „Deine ehemalige Herrschaft muß um jeden Preis den Händen ihrer Feinde wieder entrissen werden. Wie dies zu geschehen hat, wird sich erst zeigen. Noch weiß ich es nicht. Ueberall aber, wo wir im Laufe der nächsten Zeit hinkommen, giltst Du als mein Diener, der von Europa herüber gekommen ist. Es war ein glücklicher Gedanke, der Dich diese Kleidung wählen ließ. Sie wird die Täuschung erleichtern. Niemand darf in Dir die entflohene Sclavin vermuthen, denn geschähe dies, so bin ich unvermögend, Dich den Gesetzen dieses Landes gegenüber zu schützen.“

„Sei unbesorgt“ — versetzte das Mädchen. — „Niemand soll Argwohn schöpfen. Verlaß Dich darauf! Ich weiß mich zu verstellen.“

„Du heißest von jetzt an Francis, bist ein Pole gleich mir. Meine Muttersprache versteht hier keine Seele, mithin ist auch in dieser Hinsicht nichts zu befürchten. Sprichst Du französisch?“

„Je l'ai appris en même temps et tout aussi bien que Mademoiselle Lucie“ — erwiderte Magnolia lächelnd.

„Vortrefflich!“ — rief Worowski — „das ist eine Sicherheit mehr! Nicht Francis, sondern François heißest Du . . . François Didier aus Boulogne sur

Meer. Ich habe Dich vor meiner Reise nach Amerika mit einem wichtigen Auftrage nach Berlin entsendet. Du hast ihn ausgerichtet, hast Dich dann in Hamburg eingeschifft, um mir zu folgen. Vor acht Tagen bist Du in St. Louis gelandet, bist heute Nachmittag auf Mills Manor eingetroffen, als ich schon weggeritten war und bist mir dann entgegen geritten. Auf dem Heimwege nach Mills Manor hat uns Pompey Nachricht von den Vorgängen auf der Plantage gebracht und wir sind entflohen. Wirst Du das Alles behalten können?"

„Sei unbesorgt, ich werde nicht fehlen" — sagte Magnolia bestimmt. — „Wie aber, wenn mich einer von Mr. Clairval's Freunden zufällig erkennen sollte?"

„Ich werde dafür sorgen, daß dies nicht geschehe. Wir reiten zunächst nach Bricklane, der Plantage des Mr. Ellis, machen hier Mittheilung von dem Vorgefallenen, borgen uns eine Volante und fahren damit heute noch nach Creeksgrove. Dort im Gasthofe kaufe ich Dir morgen einen neuen Anzug, da Deine ganze Kleidung in die Hände der rebellischen Schwarzen gefallen ist, und Du nichts gerettet hast, als was Du auf dem Leibe trägst. Das alles ist so natürlich, daß Niemand dabei etwas Auffallendes finden kann. Alles Uebrige ergiebt sich von selbst. Doch noch eins! Wenn Du zu mir sprichst, darfst Du nicht wie bisher Mr.

Graf, sondern Du mußt Graf Worowski, oder wenn wir französisch sprechen, Monsieur le Comte sagen. Yankees, welche gereist sind, kennen unser europäisches Titelwesen und ein Verstoß von Deiner Seite dagegen könnte leicht Verdacht erwecken."

„Très bien, Monsieur le Comte" — versetzte Magnolia mit dem fröhlichen Lachen eines Kindes. — „Ich werde auch dies nicht vergessen."

Worowski wunderte sich im Stillen über Magnolia's Sorglosigkeit. Er wußte nicht, wie weit das letzte Restchen Negerblut in den Adern eines Mischlings fortwirkt. Magnolia, wie weiß auch ihre Haut sein mochte, hatte von ihren schwarzen Ahnen doch eben so, wie die Energie plötzlich aufflammender Leidenschaft, auch die durch keinen Druck zu vertilgende Munterkeit als Erbtheil überkommen, die allein dem armen Nigger die Last seines bodenlosen Elends erträglich macht.

Es war nahezu zehn Uhr, als der Graf und seine Begleiterin auf Bricklane anlangten. Die Nachricht, welche er überbrachte, wirkte auf Alle wie ein Donnerschlag. Oberst Ellis, dem der Wundarzt kurz vorher glücklich die Kugel aus der Schulter geholt hatte, verlor fast den Kopf, und es bedurfte der ganzen Energie Mr. Fulham-Green's, um ihn und seinen Freund John Reid zu einem rasch auszuführenden Ent-

schlusse zu bringen. Ellis bestand darauf, trotz seiner Verwundung sofort nach Creeksgrove zu fahren, um die Behörden zu unterrichten. Da jedoch der Graf selbst diesen Auftrag zu übernehmen bereit war, so einigte man sich dahin, daß jeder der Herren nach einer andern der zunächst gelegenen Städte eilen sollte, um hier Alarm zu schlagen: Oberst Ellis nach Leighton, John Reid nach Avara, Mr. Fulham-Green nach Beechville und Graf Worowski nach Creeksgrove. Die Aufseher der Plantage wurden rasch dahin instruirt, sich beim ersten Zeichen von Gefahr nach Creeksgrove zurückzuziehen. Einige derselben mußten sogleich wegreiten, um die Eigenthümer der nächsten Plantagen zu benachrichtigen.

Durch die Schreckensbotschaft war Alles auf Bricklane so bestürzt, daß Niemand daran dachte, dem Diener des Grafen eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Auch beobachtete Magnolia die Vorsicht, wenn sie einmal angeredet wurde, ihr Englisch zu radebrechen und es mit allerlei Französisch zu durchspicken, so daß die Diener Mr. Ellis' es bald aufgaben, draußen in der Halle mit dem Fremden zu plaudern, während sein Herr bei dem Obersten war. Bald fuhr die Volante — ein leichter Wagen mit zwei riesigen Rädern — vor. Der Graf ergriff die Zügel, Magnolia schwang sich auf den Dienersitz, und wie der

Wind flog das leichte Fuhrwerk auf der Straße nach Creeksgrove dahin. Es war ein Uhr Morgens, als Worowski mit seiner Begleiterin dort anlangte und im Hotel zur weißen Rose abstieg.

Während Magnolia sich in ihrem Zimmer niederlegte, eilte der Graf zu dem Mayor des Städtchens. Seine Botschaft brachte hier dieselbe Bestürzung hervor, wie auf Bricklane. Aber der erste Beamte der Stadt war ein Mann von Energie. Im Nu hatte er die wichtigsten Persönlichkeiten Creeksgrove's um sich versammelt. Maßregeln wurden besprochen, der Telegraph nach allen Seiten in Bewegung gesetzt, und um vier Uhr des Morgens konnte der Graf mit dem befriedigenden Bewußtsein nach seinem Hotel zurückkehren, daß Alles geschehen war, was unter so unerwarteten Umständen überhaupt geschehen konnte.

Am anderen Morgen handelte es sich vor Allem darum, für Magnolia einen passenden Männeranzug herbei zu schaffen. Das Nöthige war bald gefunden, und als eine halbe Stunde später Magnolia in ihrem neuen Costüm schüchtern in das Zimmer ihres Beschützers und Geliebten trat, erschien sie als das reizendste Bürschchen, welches jemals an einem Hofe der alten Welt Pagendienste verrichtet hatte.

Während in Creeksgrove sowohl, als in allen anderen umliegenden Städten mit fieberhafter Thätig-

keit zum Kampfe gegen die Eindringlinge aus dem Norden gerüstet wurde, kehren wir nunmehr wieder nach Mills Manor zurück, um den würdigen Obersten Harper auf dem weiteren Verlaufe seiner kriegerischen Operationen im Süden zu begleiten.

Siebentes Kapitel.

Zu Wasser und zu Lande.

Welch einen Anblick gewährte Mills Manor um vier Uhr Morgens, als die Sonne des folgenden Tages über der gestern noch so wohl geordneten, so blühenden Plantage aufging! In den Kellern, auf den Treppen, sowie auf dem weiten Rasenplatze vor der Veranda lagen zu Dutzenden die betrunkenen Neger, oft neben und auf den Gefallenen von der verwichenen Nacht. Die schöne Veranda selbst war, eben so wie das Thor und das Holzwerk der Fenster furchtbar zerschossen, in Mr. Clairval's elegantem Parlour saß rauchend, schreiend, trinkend und fluchend ein Theil des Freicorps von General Mac Dovell's Armee. Der andere Theil hatte es sich im Salon bequem gemacht. Was von den Niggers nicht betrunken war, stellte sich auf dem freien Platze vor dem großen Gitterthore unter Aufsicht zweier Sergeanten zum Exerciren auf, anstatt der Gewehre

vorläufig mit langen Stangen bewaffnet. Der Rest der Indianer, etwa fünfzehn Mann stark, war drüben im Parke damit beschäftigt, für Tomahitou, den großen Krieger, und die anderen ihrer Gefallenen unter den Platanen zwei Gräber, ein kleineres und ein gemeinsames größeres zu graben. Die zahlreichen frischen Scalps an den Gürteln bezeugten, daß nur wenige von den weißen Bewohnern der Plantage die Schreckensnacht überlebt hatten.

In Mr. Clairval's Zimmer saßen Oberst Harper, Major O'Sullivan und Hauptmann Lopez bei verschiedenen Flaschen Champagner beisammen, rauchten von Mr. Clairval's vortrefflichen Cigarren und hielten Kriegsrath.

Und wo war die Familie Mr. Clairval's? Nachdem alle seine Leute bis auf vier oder fünf theils gefallen, theils schwer verwundet worden waren, hatte sich der Besitzer von Mills Manor endlich kurz vor Tagesanbruch dem Sieger auf Gnade und Ungnade ergeben müssen. Mr. Clairval, durch eine Kugel an der Hand gestreift, trug den Arm in der Binde. Miß Lucy war gänzlich unverletzt geblieben, desgleichen Mrs. Clairval. Nachdem Oberst Harper Mr. Clairval wegen seines „kopflosen, halsstarrigen Widerstandes einige derbe Vorwürfe gemacht und den Damen galant die Versicherung gegeben hatte, sie hätten jetzt durchaus

nichts mehr zu befürchten, waren sie, wie Oberst Harper sagte, „zu ihrem Schutze“ unter Bedeckung von drei Mann in das Hintergebäude gebracht worden. Eine wahre Ironie des Schicksals fügte es, daß ihnen gerade Magnolia's ehemaliges Zimmerchen zum Aufenthalt oder vielmehr zum Gefängnisse angewiesen ward. Was die überlebenden Aufseher betraf, so befanden sich dieselben nebst den verwundeten Weißen in einem Zimmer des Seitengebäudes gleichfalls unter guter Bedeckung. Die Neger, insoweit sie nicht betrunken waren und nicht exercirten — letztere sollten bekanntlich den Kern der projectirten Negerarmee bilden — schwärmten überall auf der Plantage umher, froh, daß es heute nicht an die Arbeit ging und eben so unbekümmert wegen des Vorgefallenen, als wegen der möglichen Folgen.

„Nun, womit werden wir jetzt zunächst beginnen, Major O'Sullivan?“ — fragte Oberst Harper seinen irischen Unterbefehlshaber, welcher bequem zurückgelehnt in Mr. Clairval's Schaukelstuhl, die Beine auf ein prachtvoll gesticktes Tabouret, die Arbeit Miß Lucy's, stützte, und mit wollüstigem Behagen den Rauch einer echten „Puro“ schlürfte.

„Ich denke, das Wichtigste ist, uns die Verbindung nach dem Tenessee offen zu halten, um für den schlimmsten Fall gedeckt zu sein.“

„Diese Verbindung wird uns Niemand abschneiden" — meinte Hauptmann Lopez. — „Die Hauptsache ist, daß wir jederzeit den Dampfer zur Verfügung haben, falls es etwa schlimm gehen sollte."

„Da seien Sie unbesorgt, Capitain" — versetzte Oberst Harper. — „Capitain Brown ist von den unsrigen, desgleichen der Steuermann und der Maschinist. In Belleville haben wir mit einander ausgemacht, daß er, unter dem Vorwande, es sei die Maschine gebrochen, einige Tage der Schildkröteninsel gegenüber liegen bleibt. Trifft ihn bis Sonnabend keine Nachricht, so ist es ein Zeichen, daß Alles gut geht, und er nimmt seine Fahrten ruhig wieder auf. Heute ist Mittwoch, und zwei Tagemärsche sind mehr als ausreichend, uns wieder an den Teneſſee zu bringen."

„Schade, daß wir nicht auch den Uebergang vermittelst Dampfers bewerkstelligen konnten" — meinte Major O'Sullivan. — „Es war eine nichtswürdige Arbeit auf der Furt nach der Schildkröteninsel und dann auf das andere Ufer überzusetzen."

„Der Dampfer hätte an uns zum Verräther werden können, Major" — meinte Oberst Harper mit dem Ausdrucke wissenschaftlicher Ueberlegenheit. — „Gut ist gut, aber besser ist besser! das ist mein Wahlspruch!"

„Wie hoch beläuft sich die Beute, die wir hier gemacht haben, Colonel?" frug Capitain Lopez.

„Sie ist beträchtlicher, als ich es erwartete" — sagte Oberst Harper schmunzelnd. — „Das baare Geld allein beträgt über 50,000 Dollars. Es scheint, daß die letzte Ernte auf Mills Manor recht ergiebig war!"

„Wir können's brauchen" — bemerkte Major O'Sullivan trocken. — „Desgleichen Waffen und Munition. Das Kupferkopfnest hier ist ein wahres Arsenal."

„Was meinen Sie, Major" — fragte nach kurzem Nachsinnen Oberst Harper — „halten Sie es für vortheilhafter, daß wir uns mit unsern schwarzen und rothhäutigen Alliirten vorerst der nächsten kleinen Stadt, entweder Creeksgroves oder Avaras bemächtigen, oder ist es besser, wenn wir zunächst die umliegenden Plantagen insurgiren?"

„Ich wäre für einen Handstreich auf Creeksgrove" — meinte der Major. — „Haben wir das Nest, so läuft uns das schwarze Gesindel von selbst zu."

„Der Meinung bin ich auch" — versetzte Capitain Lopez. — „Wir müssen die erste Ueberraschung ausbeuten und Schlag auf Schlag folgen lassen. Jedes Zögern ist verderblich. Vor allen Dingen, denke ich, kommt es jedoch darauf an, zu erfahren, ob wir denn auch sicher sind, daß sich zwischen gestern und heute Niemand von der Plantage entfernt hat."

„Sie haben Recht, Capitain!" — sagte Oberst Harper. — „Bei Gott, da fällt mir etwas ein! Wie Pom-

pey sagte, befindet sich auch ein Gast, ein europäischer Graf oder etwas dergleichen, auf Mills Manor. Ist er Ihnen nicht unter den Gefangenen oder Verwundeten begegnet, Major?"

„Ich habe die Schlingel zwar nur flüchtig angeschaut, als sie die Waffen streckten", — meinte O'Sullivan — „aber wie ein europäischer Aristokrat hat mir keiner ausgesehen."

„Ich hätte mich gleich nach ihm erkundigen sollen" — sagte Oberst Harper. — „Aber das alte Weib mit ihrem Gejammer ließ mir nicht Zeit dazu. Heda, Ordonnanz" — rief er die Thür öffnend. — „Man führe sogleich Mr. Clairval, den Besitzer der Plantage, hierher!"

Es dauerte nicht lange, so erschien Mr. Clairval, den rechten Arm in der Binde, vor dem versammelten Kriegsrathe.

„Sie haben mich holen lassen, Sir" — sagte er mit finsterem Blick zu dem Obersten. — „Was wünschen Sie?"

Oberst Harper, der wie alle großen Kriegshelden auf seinen militärischen Titel hielt, fand das einfache „Sir" sehr wenig respectvoll, vor allem aus dem Munde eines Besiegten seinem Sieger gegenüber.

„Wissen Sie nicht, daß ich Oberst heiße, Oberst

Harper von der Armee General Mac Dowell's?" — erwiderte er, die Brauen drohend zusammenziehend.

„Was geht mich Ihre Charge an!" — sagte Mr. Clairval unwirsch. — „Ich kenne in Ihnen nur den Mann, der an der Spitze eines Haufens mich räuberisch überfallen, meine Leute getödtet, meine Neger insurgirt hat."

„Himmel Donnerwetter!" — schrie Major O'Sullivan, mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß Gläser und Flaschen zu tanzen anfingen.

„Bitte, Major, bleiben Sie ruhig!" — sagte Oberst Harper mit der Majestät eines Alexander oder Napoleon. — „Wir müssen dem Herrn hier seine Aufgeregtheit schon zu gute halten. Wenn man Tags vorher noch einer der reichsten Pflanzer in Ala und Tags darauf im eigenen Hause Gefangener ist, so übersieht man leicht einen Paragraphen des Kriegsrechts. Ich habe Ihnen gestern schon sagen lassen, Sir" — fuhr er zu Mr. Clairval gewendet fort — „daß ich mich in ehrlichem, gutem Kriege mit Ihnen befinde. Sie wiesen meine Aufforderung zur Uebergabe zurück. Die Folgen haben Sie sich also selbst zuzuschreiben."

„Und ich habe Ihnen geantwortet, daß der Krieg mich nichts angeht!" — rief Mr. Clairval.

„O, bravo!" — lachte Colonel Harper — „das

ist wirklich naiv! Nun, und unsere friedlichen Kauffahrer, Sir, die Ihre Capersschiffe uns auf offenem Meere wegfangen, geht diese vielleicht der Krieg auch nichts an? Was?"

Mr. Clairval ward durch die unerwartete Anwendung des Seerechts auf seine Privatverhältnisse so verblüfft, daß er nicht gleich die passende Antwort fand.

„Aha, nicht wahr, jetzt schweigen Sie!" — rief Oberst Harper triumphirend. — „Vielleicht wollen Sie mir sagen, daß die Plantage hier kein Ocean und Mills Manor kein Kauffahrer ist! Doch darauf kommt es nicht an, Sir! Ich habe Sie nicht herholen lassen, um mit Ihnen über Völkerrecht zu disputiren, Sir, sondern um einige Fragen an Sie zu richten, die Sie mir, in Ihrem eigensten Interesse, aufrichtig beantworten werden. Sie haben einen fremden Herrn, einen europäischen Grafen zu Besuch auf Mills Manor. Ist dem so?"

„Allerdings, Sir" — versetzte Mr. Clairval — „Graf Worowski, ein Pole, den ich vor einigen Jahren in Paris kennen lernte."

„Wo ist der Graf?"

„Das weiß ich nicht."

„Sprechen Sie die Wahrheit, Sir. War der

Graf gestern Nacht bei Ihnen im Hause? Hat er sich am Kampfe betheiligt?"

„Nein, Sir" — sagte Mr. Clairval, hartnäckig den Titel „Oberst" vermeidend. — „Er ritt gestern nach Tische fort, um einen Besuch auf der Plantage Mr. Fulham-Green's zu machen. Ist er, wie ich wünsche und hoffe, während der Nacht nicht in Ihre Hände gefallen, so weiß ich nicht, was aus ihm geworden ist!"

„Und wann wollte der Graf zurückkehren?"

„Entweder noch gestern Abend oder spätestens heute früh."

Oberst Harper machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Es ist gut, Sir! Sie können gehen!" — sagte er nach kurzem Besinnen.

„Und was wird aus mir und meiner Familie?" — fragte Mr. Clairval mit schlecht verhehltem Zorne.

„Nun, Sie sind Kriegsgefangener und bleiben es natürlich bis auf Weiteres. Ich werde dafür Sorge tragen, daß man Sie und vor allem Ihre Damen stets mit der nöthigen Rücksicht behandele. Und nun gehen Sie, Sir. Das Uebrige werden Sie erfahren, wenn es Zeit ist. Adieu!"

Mr. Clairval kehrte sich barsch um und verließ, begleitet von seinen Wachen, das Zimmer.

„Wie keck der Kupferkopf noch ist!“ — sagte Hauptmann Lopez. — „Wir sollten ihn doch ein wenig Manier lehren!“

„Bah!“ — sagte der Oberst leichthin. — „Mag er schimpfen, das schadet nichts! Aber wissen Sie, meine Herren, daß mir die Abwesenheit des Grafen gar nicht gefallen will? Am Ende haben die schwarzen Schlingel doch nicht gut aufgepaßt, der Graf ist unbeachtet entkommen, hat aus der Ferne das Schießen gehört, ist umgekehrt und schlägt nun in der Umgegend Alarm. Das wäre ein verfluchter Streich!“

„Es ist ja noch sehr früh am Tage“ — meinte der Major. — „Vielleicht kommt er im Laufe des Vormittags.“

„Das ist möglich. Auf alle Fälle aber müssen wir unsere Maßregeln ergreifen“ — erwiderte der Oberst. — „Sie, Major, haben wohl die Güte und inspiciren genau unsere Vorposten, und Sie, Capitain, unternehmen gefälligst eine vorsichtige Recognoscirung bis nach Creeksgrove und Leighton. Ziehen Sie Erkundigungen ein, besonders auf der Eisenbahn. Ihrer Umsicht brauche ich keine Vorschriften zu ertheilen. Ich gedenke jetzt einige Stunden zu schlafen, um mir einen klaren Kopf zu holen. Trifft der Fremde unterdessen ein, so soll man mich sogleich wecken. Ist er aber bis Mittag nicht gekommen, dann ist das ein

schlechtes Zeichen und wir müssen unverzüglich handeln. Bis dahin auf Wiedersehen, meine Herren!"

Major O'Sullivan und Hauptmann Lopez gingen ihre Aufträge auszuführen, und Oberst Harper, nachdem er seinen Ordonnanzen noch einige Befehle ertheilt, streckte sich der Länge nach auf das Sopha und schlief bald den Schlaf des Gerechten.

Der Mittag kam, aber kein Graf. Dafür kamen jedoch Nachrichten sehr unerwünschter Art. Hauptmann Lopez hatte sich in die Kleidung eines der gefallenen Aufseher gesteckt und war, tollkühn genug, sogar nach Creeksgrove geritten, wo er sehr bald herausbrachte, daß die Nachricht von ihren Heldenthaten bereits dahin gelangt war. Ohne einen Augenblick zu verlieren, eilte er zurück und überbrachte die Meldung. Oberst Harper sah ein, daß der so hoffnungsvoll begonnene Plan unwiderruflich vereitelt war. Er begriff, daß es nunmehr einen schleunigen Rückzug galt. Rasch war sein Entschluß gefaßt. Vor allen Dingen mußten die Niggers, zu deren Befreiung er ja eigentlich seinen Argonautenzug unternommen hatte, unschädlich gemacht werden, denn merkten diese, daß ihre Befreier wieder unverrichteter Dinge abzogen, so konnte es leicht zu unangenehmen Scenen kommen. Colonel Harper's erfinderischer Kopf hatte jedoch bald das richtige Mittel gefunden — es befand sich in Mr. Clairval's reichen Rumvorräthen. Auf jeden Vorposten ließ er ein

Fäßchen Rum nebst den nöthigen Eßwaaren transportiren, mit der Aufforderung, die Schwarzen möchten die wieder erlangte Freiheit mit einem tüchtigen Schmause feiern. Dieselbe Aufforderung erging an die Niggers auf Mills Manor und in den Loghäusern. Daß sie aufs Pünktlichste befolgt ward, bedarf keiner Versicherung. Der Erfolg ließ nichts zu wünschen übrig. Um drei Uhr Nachmittag war die schwarze Bevölkerung der Plantage ohne Ausnahme im höchsten Stadium der Rum- und Freiheitsbegeisterung angelangt, und eine Stunde später schnarchte Alles auf Mills Manor, was eine schwarze Haut und einen wolligen Kopf hatte. Die Nigger waren also besorgt und aufgehoben.

Mr. Clairval, sowie dessen Frau und Tochter wurde bedeutet, sich zu sofortigem Aufbruche bereit zu halten. Alles Protestiren half nichts. Sie mußten sich der Gewalt fügen. Da an einen Transport der Damen zu Wagen nicht zu denken war, so wurden ihnen sowie Mr. Clairval Reitpferde gegeben. Oberst Harper war so galant, den Damen zu gestatten, daß sie von ihrer Toilette mitnehmen durften, was sie brauchen konnten. Zu Andeutungen, wohin der Marsch gehe, ließ er sich nicht herab. Die Sorge für die Beerdigung der Gefallenen überließ er den Kupferköpfen, von denen er mit Recht erwarten durfte, daß sie bald genug mit bewaffneter Hand auf der Plantage ein-

treffen würden. Die verwundeten und gefangenen Aufseher wurden in das Seitengebäude geschafft und sowohl mit Nahrung als auch mit Waffen versehen, letzteres für den Fall, daß die Nigger noch vor Ankunft der Kupferköpfe aus ihrem Generalrausche erwachen und sich dann in ihrer Wuth über die wehrlosen Weißen hermachen sollten. Obwohl Feind der Secessionisten, waren Oberst Harper und seine Schaar doch viel zu sehr Yankees, als daß sie nicht auch in den gegnerischen Weißen Leute gesehen hätten, die ihnen näher standen, als die Farbigen. Diese Rücksicht hielt ihn auch davon ab, Mills Manor vor seinem Abzuge in Brand zu stecken. Das Haus, seines werthvollen Inhaltes gründlich entleert, konnte ihm weder nützen noch schaden, und Oberst Harper war zu sehr Feldherr im „modernen Style", wie er zu sagen pflegte, als daß er nutzloses Zerstören oder überflüssige Grausamkeit gestattet hätte.

Von den Negern der Plantage nahm er keinen mit als Juppy, den er wohlweislich fern gehalten hatte von den Rumfäßchen. Um vier Uhr Nachmittags setzte sich der Zug, Mr. Clairval und seine Damen in der Mitte, in Bewegung. Mit welchen Empfindungen diese von dem Orte ihres langjährigen Glückes schieden, um einer nie geahnten Zukunft entgegen zu gehen, wird der Leser leicht errathen.

Trotz der nicht unbeträchtlichen Verluste, welche das „fliegende Corps von General Mac Dowell's Armee" beim Sturme auf Mills Manor erlitten hatte, zählte dasselbe beim Abzuge doch noch gut seine einhundertundfünfzig Köpfe. Hatte Oberst Harper auch nicht seine großen staatsmännischen Pläne ins Werk setzen können, so war doch das materielle Ergebniß des Streifzuges ein äußerst lohnendes gewesen. Mit dieser beruhigenden Ueberzeugung dirigirte der tapfere Führer seinen wohlgeordneten Rückzug in derselben Richtung, in der er gekommen war, nämlich nach dem Walde bei dem niedergebrannten Loghause Nummer vier vorbei und von hier nach dem Teneſſee.

Oberst Harper hatte wohl gethan, sich nach Möglichkeit zu beeilen, denn kurz vor Mitternacht noch an demselben Tage langte die Avantgarde der Seceſſioniſten, in der Stärke von mindestens zweihundert Mann, geführt von Graf Worowski, bei den Grenzen von Mr. Clairval's Gebiet an, während von Lagrange, desgleichen von Avara und Leighton bereits mindestens eben so viele sich auf dem Marsche nach Mills Manor befanden. Die Erbitterung der Conföderirten kannte keine Grenzen. Sie hatten hoch und theuer geschworen, die frechen Eindringlinge ohne Ausnahme an den Bäumen der Plantage aufzuknüpfen, und es stand außer Zweifel, daß sie Wort halten würden, falls sie

der Theilnehmer an dem genialen Streifzuge habhaft würden. Mit dem Grafen befanden sich Mr. John Reid, Mr. Fulham-Green und Magnolia, welche mit bewundernswerther Ausdauer die Strapazen der letzten zwei Tage ertrug. Sie wich nicht von der Seite des Grafen. Niemand schöpfte ihretwegen Verdacht, denn Alles war zu sehr mit den allgemeinen Angelegenheiten beschäftigt, als daß man sich um den Einzelnen bekümmert hätte.

Zwei Meilen oberhalb Mills Manor stieß man auf die schwarzen Vorposten, welche um das geleerte Rumfaß herum lagen und schnarchten. Rütteln, Stoßen und Treten, alles war umsonst. Man konnte sie nicht erwecken und mußte sich damit begnügen, sie wohl gefesselt liegen zu lassen und vorwärts zu gehen.

Ohne weiteren Aufenthalt oder Widerstand langte man bei Mills Manor an. Himmel, wie sah es da aus! Ueberall Todte und mitten unter ihnen todtrunkene Neger! Das sonst so wohnliche, mit allem Comfort ausgestattete Haus zeigte alle Gräuel der Verwüstung. Die Secessionisten waren sprachlos vor Wuth bei diesem Anblicke. Nur über Magnolia's Züge, die zur Seite des Grafen hielt, flog ein Lächeln des Triumphes. Mit vollen Zügen schlürfte das Mädchen das Gefühl befriedigter Rache.

Man durchsuchte die ganze Plantage nach Mr.

Clairval und seiner Familie. Keine Spur von ihnen war zu finden, ein Zeichen, daß die frechen Eindringlinge sie mit fortgeschleppt hatten. Dafür fand man bald die gefangenen und verwundeten Aufseher. Von ihnen erfuhr man alle Einzelheiten des furchtbaren, nächtlichen Kampfes.

Wären die Weißen nicht Sclavenhalter von echtem Schrot und Korn gewesen, so hätte es den betrunkenen Negern schlecht ergehen können. So aber sahen sie in der „schwarzen Heerde" nur das Eigenthum Mr. Clairval's, und das schützte die Nigger vor ihrer Rache. Man machte Ordnung, so gut es ging, brachte die betrunkenen Schwarzen nach ihren verschiedenen Loghäusern, stellte gute Wachen dabei auf und berieth dann über das zunächst zu Unternehmende.

Durch Pompey, welcher so ziemlich allein nüchtern geblieben war, und der sich bei Ankunft der Weißen, auf das Versprechen des Grafen bauend, von selbst eingestellt hatte, erfuhr man, in welcher Richtung Oberst Harper mit seinen Gefangenen abgezogen war. Graf Worowski unterließ nicht, den Schwarzen als den einzig Getreuen, der ihn mit Lebensgefahr gewarnt habe, zu bezeichnen. Pompey stieg hierdurch nicht wenig in der Gunst der Yankees. Die beiden Aufseher, die einzigen Zeugen seiner That beim Loghause, waren gefallen, Pompey konnte also getrost

seine Rolle weiter spielen. Mr. Reid und Mr. Fulham-Green wiederholten ihm, im Namen Mr. Clairval's, das Versprechen der Freiheit, und Pompey, eine echte Negernatur, stand von diesem Augenblicke an mit Leib und Seele auf Seiten seiner früheren Bedrücker.

Es war klar, daß die „Nördlichen" die Absicht hatten, sich durch Tenessee und zwar durch den nur wenig bewohnten Westen dieses Staates, nach Kentucky durchzuschlagen. Daß sie die Eisenbahn nicht benützen würden, lag auf der Hand. Dagegen bot ihnen der Tenessee selbst, falls sie eine Fahrgelegenheit zur Verfügung hatten, die bequemste Straße nach dem Norden. Mithin konnte nur der Wasserweg oder der Landweg durch die endlosen Urwälder in Betracht gezogen werden. Den Verfolgern stand allerdings der Telegraph zu Gebote. Allein was wollte dieses moderne Hilfsmittel bei der ungeheueren Ausdehnung eines fast noch unbewohnten Gebietes besagen? Sie waren somit fast gänzlich auf sich selbst angewiesen und nur rastlose Verfolgung vermochte ihnen die Möglichkeit zu bieten, die Räuber noch auf befreundetem Gebiete einzuholen.

Diese Verfolgung wurde sogleich ins Werk gesetzt. Leider hatten die Feinde einen Vorsprung von mindestens zwölf Stunden, und das wollte viel heißen. Ohne

Zweifel mußten sie die Memphis-Charlston-Eisenbahn passiren. Hier allein war es also möglich, Nachrichten von ihnen zu erhalten. Gegen Mittag des folgenden Tages langten die Verfolger, die in stillschweigender Uebereinkunft den Grafen zum Führer angenommen hatten, auf der Bahn zwischen Johnsborough und Leighton an. Von einem Bahnwächter mitten im Urwalde hörten sie, daß kurz vor Anbruch des Tages ein starker Trupp Bewaffneter die Bahn in der Richtung nach Belleville passirt habe. Sie waren es. Mit Feuereifer ward also die Verfolgung in dieser Richtung fortgesetzt.

Die Beschwerlichkeiten eines Marsches durch den Urwald, wo im glücklichsten Falle elende Pfade die Stellung der Straßen vertreten, sind furchtbar, aber der Eifer, die Wuth und der Rachedurst helfen sie überwinden. Unverkennbare Spuren, unter anderm ein weißer Lederhandschuh, den man mitten im Walde fand und der erst vor ganz Kurzem noch eine Damenhand geschützt haben mußte, deuteten darauf, daß man sich auf der richtigen Fährte befand.

Erst am Abende des nächsten Tages langte man am Ufer des Teneſſee, der Schildkröteninsel gegenüber, an. Von einigen Fischern erfuhr man hier, daß bereits seit mehreren Tagen ein Dampfer bei der Insel mitten in der Wildniß vor Anker gelegen habe. Heute kurz

vor Mittag sei ein starker, wohlbewaffneter Trupp, zwei Damen geleitend, aus dem Walde gebrochen, der Führer habe den Dampfer angerufen, dieser sei herüber gekommen, habe Alle aufgenommen und sei dann den Teneſſee abwärts davon gedampft.

Sogleich ließen sich der Graf und Mr. Reid auf dem Fischerboote nach Belleville hinabfahren, während die Anderen am diesseitigen Ufer zurückblieben. Der Telegraph hatte bereits das Ereigniß nach Belleville gemeldet, aber Niemand konnte vermuthen, daß der von Dekatur kommende Dampfer, welcher Morgens vorüber gefahren, die Räuber nach dem Norden entführen könne. Der Dampfer nach Maſonville und Florence lag zur Abfahrt bereit am Ufer. Unter Vermittelung der Behörde miethete ihn Graf Worowski für seine eigenen Zwecke, fuhr sogleich mit dem Schiffe stromaufwärts zurück nach der Schildkröteninſel, und nahm hier seine harrenden Begleiter auf. In weniger als einer Viertelstunde befand sich Alles an Bord, in Belleville wurden die Pferde ausgeſchifft und in Obhut gegeben und dann ging es stromabwärts, so schnell die Maſchine zu arbeiten vermochte.

Der „Jefferſon Davis“ war ein vortreffliches Schiff und nach Aussagen des Capitains jedem anderen Teneſſeedampfer weitaus überlegen. Man durfte also hoffen, die Flüchtigen noch auf dem Gebiete des Staates

Teneſſee einzuholen, obwohl ſie einen bedeutenden Vorſprung hatten und denſelben jedenfalls nach Kräften ausnützten. Auch auf die Mithilfe des Telegraphen konnte man wenigſtens einigermaßen rechnen. Nach den Uferſtädten war Meldung gemacht worden. Leider ſtanden jedoch nur wenige derſelben in directer Verbindung unter einander. Auch war es zweifelhaft, ob in den ſpärlichen Stationen längs des Teneſſee Dampfer zum etwaigen Angriffe auf die Flüchtigen bereit lagen. Bei Ausbruch des Krieges hatte man nämlich die Schiffe aus Vorſicht nach dem Innern des Landes gebracht, und dieſer Umſtand kam jedenfalls den Unioniſten ſehr zu ſtatten.

Während der Nacht fuhr der „Jefferſon Davis“ mit voller Dampfkraft an Florence und Newport vorbei bis an die Grenzen Alabamas. Als der Morgen dämmerte, befand er ſich bereits auf dem Gebiete des Staates Teneſſee. Wie ein Pfeil flog das prächtige Schiff über den Rücken des ſtolzen Stromes dahin, aber dennoch viel zu langſam für die Ungeduld der Verfolger. Gegen zehn Uhr Morgens begegnete ihnen der „John Franklin“, der Dampfer von Savannah. Sie erfuhren von dem Capitain, daß der „Milwaukee“, ſo hieß das Schiff, welches die Abenteurer dem Norden zuführte, etwa zehn Meilen oberhalb Savannah bei ihnen vorbei gekommen war. Mithin mußte er ſich

bereits unterhalb dieser Stadt befinden. Eine weitere sehr unangenehme Nachricht war die, daß der „John Franklin" zur Zeit allein den Dienst zwischen Reinoldsburg und Florence besorgte, da des Krieges wegen die Frequenz nach Kentucky fast gänzlich aufgehört hatte. Nach der Berechnung des Capitains mußte der „Milwaukee" in längstens vierundzwanzig Stunden die Grenze von Kentucky erreicht haben. Es hieß also, sich sputen, wenn man ihn noch einholen wollte.

Unterhalb Savannah bieten die Ufer des Teneſſee oft auf zwanzig und mehr Meilen Länge das Bild vollständiger Wildniß. Rechts und links Urwald mit seinem ewigen Schweigen, einzig unterbrochen durch das Ziſchen und Pfeifen des Dampfes, wenn er jäh dem Ventile entfährt, das Klappen und Rauſchen der Räder und den dumpfen Wellenſchlag, der ſich am öden Ufer bricht. Hier und da taucht vielleicht ein einſames Blockhaus auf, die wenigen Städte wie Shannonville, Brownsport und ſelbſt Dekaturville auf dem linken Ufer ſind kaum Dörfer zu nennen und das rechte Ufer ermangelt ſogar dieſer ſpärlichen Wohnſitze betriebſamer Menſchen auf Strecken von nahezu hundert Meilen. Nichts Eintönigeres als eine ſolche Fahrt auf dem Rieſenſtrome, der zugleich mit dem Schiffe Hunderte von Stämmen rieſigen Treibholzes führt, durch welche der Dampfer ſich oft genug mühſam Bahn brechen muß. Graf Worowski, für den die Scenerie

vollkommen neu war, weilte stundenlang auf dem Verdecke und ließ den Blick durch die ehrfurchtgebietende Einöde schweifen, während Magnolia, sich in bescheidener Entfernung haltend, kein Auge von dem Abgotte ihrer Seele verwandte. Die Secessionisten bereiteten sich ohne Unterlaß zum Kampfe vor, als hätten sie die Gewißheit, daß der „Milwaukee" ihnen unmöglich entgehen könne. Erst nachdem sie das Schiff in eine wahre Festung verwandelt hatten, überließen auch sie sich der Ruhe und warteten mit stoischem Gleichmuthe auf die weitere Entwickelung der Dinge.

Wieder brach die Nacht herein, ohne daß von dem „Milwaukee" eine Spur zu erblicken war. Zwar kamen fast auf allen Stationen des linken Ufers Kähne zu dem Dampfer und meldeten, man habe den Flüchtigen gesehen. Aus den Zeitangaben ging mit Sicherheit hervor, daß man ihm immer mehr seinen Vorsprung abgewann. Bei Occola ergab es sich, daß er höchstens noch drei bis vier Stunden voraus hatte. Uebrigens mußte der „Nördliche" seiner Sache sehr sicher sein, denn, wie der von Occola kommende Schiffer sagte, hatte er, als er bei dieser Station vorüber dampfte, sogar zum Hohne die Unionsflagge aufgehißt und ein dreimaliges spöttisches „Hurrah" ausgebracht.

Die Nacht verging eben so still wie die vorige. Schon bei Tagesanbruch war Alles auf Deck, um scharf

Lugaus zu halten. Das Treibholz war seltener geworden, so daß die Fahrt jetzt ziemlich unbehindert von Statten ging. Man befand sich oberhalb der Mündung des Bird-Song-Kreek. Als die Morgennebel sich langsam zertheilten, erhob sich mit einem Male ein wüthendes Triumphgeschrei auf dem Schiffe. In einer Entfernung von etwa drei Meilen hatte man den „Milwaukee" erblickt, der mit voller Dampfkraft auf dem hier fast schnurgerade nach Reinoldsburg fließenden Strome dahin steuerte.

Eine fieberhafte Erregtheit bemächtigte sich der Verfolger. Das Ziel lag da, sichtbar vor ihren Augen! Geschah kein Wunder, so mußten sie den „Milwaukee" in längstens einer bis anderthalb Stunden erreicht haben. Alles drängte sich nach dem Vorderdecke. Der Capitain donnerte seinen Heizern zu, drauf los zu schütten, soviel nur der Kessel vertrage. Ein dreimaliges, donnerndes Hurrah belohnte den energischen Befehl, der willige Folge fand. Wie ein Expreßtrain sauste der Dampfer über den Strom dahin. Donnernd griffen die Räder in die Fluth und spritzten ihren weißen Gischt in weitem Bogen hinaus auf die empörten Wellen.

Aber auch der „Milwaukee" blieb nicht müssig. Er hatte seine Verfolger erblickt. Er wußte, welches Loos ihm bevorstand, wenn sie ihn erreichten, und daß dies geschehen mußte, wenn er nicht alle Kräfte anspannte, war für den Capitain von dem Augenblicke an, als sein er-

fahrenes Auge in dem Schiffe hinter ihm den „Jefferson Davis", den besten Dampfer der ganzen Linie, erkannte, eine ausgemachte Sache. Bis zur Grenze von Kentucky war es noch viel zu weit, als daß der „Milwaukee" hoffen durfte, dieselbe vor dem „Jefferson" zu erreichen. Und selbst wenn dies möglich gewesen, was hätte es ihm genützt? Die Secessionisten würden die Grenze sehr wenig respectirt haben und wären ihm in ihrer Wuth ohne Zweifel bis zur Mündung des Tenessee in den Ohio gefolgt. Aber eine andere Möglichkeit der Rettung war vorhanden. In der fast gänzlich unbewohnten Grafschaft Stewart unterhalb Reinoldsburg stürzt sich ein Waldfluß um den andern in den Tenessee. Jeder führt Treibholz in Masse, und dieses Treibholz konnte dem „Milwaukee" zur Rettung werden, denn das kleinere Schiff wand sich leichter durch als der große „Jefferson." Je weiter es nach Norden gelangte, desto stärker wurde das Treibholz und desto günstiger die Chance des Entrinnens. Bis Reinoldsburg waren noch etwa zehn Meilen. Gelang es, diese glücklich zurückzulegen, so war viel gewonnen, und deshalb heizte der „Milwaukee" darauf los, als wolle er aus seinem Maschinenraum eine Hölle machen.

Der Capitain des „Jefferson", ein alter Tenesseefahrer, hatte den Plan des Gegners bald durchschaut. Ein richtiger Yankee, war er entschlossen, das Aeußerste

zu wagen, um die Absicht des „Milwaukee" zu vereiteln. Ohne ein Wort zu sagen, stieg er von der Brücke hinab in den Maschinenraum, untersuchte den Regulator und die Maschine aufs Genaueste, besprach sich mit den Heizern und dem Maschinisten, ertheilte seine Befehle und kehrte dann ebenso schweigsam, als er gegangen, wieder auf seinen Posten zurück.

Bald begann die Maschine zu stampfen und zu pusten, daß das ganze Schiff bis in seine Grundfesten erbebte. Wie eine Seemöve über die Wellen flog es auf dem Strome dahin. Eine wüthende Hetzjagd entwickelte sich, eines jener tollen Dampfschiffrennen, deren die amerikanischen Gewässer schon so manche und um weit geringerer Zwecke willen gesehen haben. Obgleich jeder auf dem „Jefferson Davis" wußte, daß sein Leben an der Breite eines Haares hing, dachte doch niemand an die eigene Gefahr. Rach- und Kampfbegier, und zugleich damit jenes, der anglo-amerikanischen Raçe so eigenthümliche Behagen an Allem, was einer Wette ähnlich sieht, erfüllte jedes Herz. Alles hatte sich auf dem Vorderdecke zusammengedrängt. Nur selten ward ein anderer Laut als der sonore Commandoruf des Capitains und die dumpfe Stimme des Maschinisten aus dem dunkeln Schiffsraume drunten vernommen, wenn er seinem Chef das Steigen der Spannkraft des Dampfes signalisirte.

Graf Worowski war fast allein mit Magnolia

auf dem Hinterdecke des Dampfers zurückgeblieben. Als das Mädchen sah, wie Alle nach dem Vorderdeck eilten, hatte sie sich langsam genähert und legte nur leicht ihre Hand auf seinen Arm.

„Nur kurze Zeit noch" — sagte sie in französischer Sprache — „und der entscheidende Kampf beginnt. Willst Du mir erlauben, dabei an Deiner Seite zu stehen?"

„Ein Hundert und vierzig!" — tönte der Signalruf des Maschinenmeisters aus dem Raume.

„Nein, meine süße Magnolia" — versetzte Worowski. — „Du darfst Dich der Gefahr nicht aussetzen. Ich weiß, daß Du muthig bist wie eine Löwin, aber dennoch bitte ich Dich, in die Cajüte hinab zu gehen, sobald Du siehst, daß wir uns dem „Milwaukee" auf Schußweite nähern. Versprichst Du mir dies, Magnolia?"

„Hundert ein und vierzig!" — signalisirte der Maschinist.

Magnolia antwortete nicht. Sie blickte nach dem Capitain, der die Hand auf seinem Sprachrohre, mit dem Ausdrucke eiserner Entschlossenheit nach dem Schiffe hinüber sah, dem der „Jefferson" bereits auf anderthalb Meilen nahe gekommen war. Schon erblickte man deutlich die weißen Häuser von Reinoldsburg. Die Jagd war auf ihrem Gipfelpunkte angelangt.

In diesem Augenblick erscholl von dem Vorderdecke her ein kurzes, aber hundertstimmiges Wuthgebrüll. Graf Worowski sprang auf einen Tisch, um zu sehen, was es gebe. An dem Maste des „Milwaukee", auf welchem man bereits die einzelnen Gestalten zu unterscheiden vermochte, klomm die Flagge der Union aufwärts und entfaltete stolz ihre „Streifen und Sterne" im Winde. Diese kühne Herausforderung war es, welche den Zorn der Verfolger bis zur Wuth gesteigert hatte.

„Hundert zwei und vierzig" — erscholl es aus der Tiefe des Zwischendecks.

„Nun, Magnolia, Du antwortest mir nicht?" — sagte der Graf, wieder zu dem Mädchen tretend. — „Willst Du meinen Wunsch erfüllen?"

„Hundert drei und vierzig!" — brüllte der Maschinist im Raume.

„Wenn das so fort geht" — versetzte das Mädchen nach der Luke deutend, aus der die Signalrufe kamen — „so wird die Gefahr des Kampfes sehr bald nicht mehr für uns vorhanden sein. Wir stehen auf einem Pulverfasse, das jeden Augenblick explodiren kann."

„Hundert vier und vierzig!" — dröhnte der Signalruf von unten.

Worowski antwortete nicht. Er schlang fast instinctmäßig seinen Arm um die Hüfte Magnolia's und zog das Mädchen an seine Brust.

„O, welch ein Glück, so mit Dir zu sterben, mein Geliebter!" — rief Magnolia, den Arm um Worowski's Hals schlingend.

„Hundert fünf und . . . ."

Der Rest des Rufes verhallte in einem furchtbaren Knalle, welcher vom Vorderdeck her kam. „Stop!" donnerte der Capitain durch sein Sprachrohr; ein wildes, convulsivisches Zucken durchflog den ganzen Leib des Schiffes, das einen Augenblick sich aufbäumen zu wollen schien, wie ein wüthendes Schlachtroß. Mit der einen Hand haschte der Graf die Brüstung des Hinterdecks, um sich vor jähem Sturze zu bewahren, mit dem anderen Arme preßte er Magnolia krampfhaft an sich. Mit einem Pfeifen wie von hundert wahnsinnig gewordenen Locomotiven entströmte der Dampf dem Ventile, jedes andere Geräusch tausendfach übertönend. Einige Augenblicke dauerte es, da ergoß sich plötzlich ein Regen von Trümmern jeder Art über den Strom, einzelne seiner fürchterlichen Tropfen sogar bis in die Nähe des „Jefferson Davis" schleudernd. Der „Milwaukee" war in die Luft gegangen! Nur wenige Minuten, vielleicht nur wenige Augenblicke noch, und den „Jefferson Davis" hätte dasselbe Schicksal getroffen.

Der Eindruck der Katastrophe war ein so entsetzlicher, daß es die Sieger sogar vergaßen, sie mit einem Rufe des Triumphes zu begrüßen. Alles starrte auf den mit schwimmenden Trümmern übersäeten Strom. Der Rumpf des „Milwaukee" wogte noch einigemal auf und ab, dann tauchte er langsam unter, um nicht wieder zu erscheinen.

„Armer Clairval! Arme Frauen!" — rief der Graf, aufs Tiefste erschüttert. — „So mußtet Ihr enden! Gott sei Euren Seelen gnädig! Jetzt, Magnolia, bist Du frei! —"

* * *

Ob sich von der Equipage des „Milwaukee" Jemand gerettet, war nicht zu ermitteln. Als der „Jefferson Davis" eine halbe Stunde später an dem Schauplatze der Katastrophe anlangte, hatte der Teneſſee bereits Alles in seinen unergründlichen Schoß gezogen. Auf den wenigen Trümmern, die noch umher schwammen, war keine Spur von lebenden Wesen zu entdecken. Die Verfolger hatten gesiegt, ohne jedoch das Ziel ihrer rastlosen Verfolgung erreicht zu haben.

Graf Worowski ließ sich in Reinoldsburg ans Land setzen und verabschiedete sich hier auf das Wärmste von seinen Freunden, die nach kurzem Aufenthalte sogleich wieder den Teneſſee aufwärts dampften, um die Nachricht von dem furchtbaren Ereigniſſe nach Ala zu

bringen. Von Reinoldsburg fuhr der Graf mit Magnolia über Sandy-Hill nach Paris, bestieg hier die Michigan-Ohiobahn, und begab sich, ohne sich irgendwo aufzuhalten, direct nach St. Louis, wo er sich mit seinem Schützlinge nach Europa einschiffte. Das furchtbare Ende seiner Gastfreunde hatte ihn derart erschüttert, daß er den Gleichmuth des Gemüthes nicht eher wieder fand, als bis der Ocean zwischen ihm und der neuen Welt lag.

Achtes Kapitel.

In Nizza.

Selten war eine Saison so belebt wie die des Jahres 1866 in Nizza, diesem reizenden Fleckchen europäischer Erde, das mit der üppigen Vegetation des Südens den milden, gemäßigten Himmel eines nördlicheren Landes vereinigt. Der Krieg zwischen zwei der mächtigsten Staaten der alten Welt, ein Krieg, an dessen Anfang man erst stand, und der leicht ungeahnte Dimensionen annehmen konnte, hatte dem ruhigen, friedlichen Orte mit seinem klaren Himmel, seiner weichen würzigen Luft und seiner wunderbar schönen Landschaft ungewöhnlich viele Besucher zugeführt, die hier ferne von dem Schauplatze kriegerischer Thätigkeit den Ausgang des blutigen Ringens abwarten wollten.

Gegen sechs Uhr Abends, wenn der Pariser Zug mit der Briefpost und den Zeitungen anlangte, pflegte

sich der Bahnhof außerordentlich zu beleben. Viele von den Kurgästen, welche in den Promenaden ihren alltäglichen Verdauungsspaziergang machten, konnten es nicht erwarten, bis ihnen die neuen Zeitungen durch die Post zugestellt wurden, und zogen es deshalb vor, die Blätter auf dem Bahnhofe selbst abzuholen. Zu diesen ungeduldigen Neugierigen gehörte auch ein junger, mit eleganter Einfachheit gekleideter Mann, welcher, als die Glocke die Ankunft des Zuges signalisirte, langsam die Stufen zum Perron hinaufschritt und gerade in die geräumige Vorhalle trat, als die mit dem Zuge angelangten Pariser Passagiere dem Ausgange zueilten.

Eine ziemlich behäbige Dame am Arme eines nicht minder behäbigen Herrn, gefolgt von einem jüngeren Paare, befand sich mit unter den ersten Ankömmlingen.

„Höre, Lucy" — sagte sie, sich zu der jüngeren, grünverschleierten Dame umwendend — „bist Du auch gewiß, daß wir im Coupé nichts haben liegen lassen?"

„Sei unbesorgt, Mama" — war die Antwort. — „Harry hat alles heraus genommen und dem Diener übergeben!"

Die Worte wurden im reinsten Amerikanisch-Englisch gesprochen.

Der Herr, welcher soeben in den Peristyl getreten war, blieb, als er diese Worte vernahm, plötzlich wie angewurzelt stehen, riß die Augen auf, als erblicke er Gespenster am hellen Tage, und stieß einen Schrei der Ueberraschung aus.

Die ältere Dame blieb gleichfalls stehen.

„Allmächtiger Gott!“ — rief sie, indem sie den Arm ihres Begleiters losließ und auf den jungen Mann zustürzte. — „Graf Worowski, Sie hier!“

„Mrs. Clairval! Mr. Clairval! Miß Lucy! Mr. Ellis!“ — rief der Graf, beide Hände, wie in jähem Schrecken vor sich hinstreckend. — „Sie leben! Sie sind hier in Europa!“

Eine Scene des Wiederfindens, wie sie wohl nur selten vorgekommen sein mag, spielte sich binnen einer halben Minute ab.

„Aber um des Himmels Willen!“ — rief der Graf, noch immer unfähig, sich von seinem Erstaunen zu erholen. — „Sind Sie denn nicht mit dem „Milwaukee“ in die Luft geflogen?“

„Danke bestens!“ — rief Mr. Clairval launig, indem er dem Grafen die Hand schüttelte, als wolle er sie ihm aus dem Gelenke reißen. — „Wie Sie sehen, haben wir uns die Himmelfahrt für später aufgehoben.“

„Aber so erklären Sie mir! . . . Ich habe doch selbst . . ."

„Den „Milwaukee" auffliegen sehen? Ganz recht, bester Graf! Aber zum Glücke befanden wir uns damals nicht mehr auf dem Schiffe. Der schuftige Räuberoberst, der zum Glücke doch noch etwas von einem Gentleman an sich hatte, gab, als er sich bereits in Sicherheit glaubte, endlich Arabella's und Lucy's Bitten nach und setzte uns zwanzig Meilen unterhalb Reinoldsburg ans Land. Er ging sogar so weit, uns unsere Pferde zu lassen. Natürlich machten wir uns so rasch als möglich aus dem Staube, überglücklich, den Händen der Banditen entronnen zu sein, gelangten nach Mühseligkeiten aller Art nach Hurricane und von hier über Vernon nach Mount Pleasant zur Alabamabahn. Erst in Ala erfuhren wir, was sich Alles ereignet hatte. Leider waren Sie fort. Wir konnten Ihnen nicht mehr danken, selbst nicht schriftlich. Ihre Adresse hatten Sie nicht zurückgelassen, und ein Brief an „Graf Worowski in Europa" würde schwerlich sein Ziel erreicht haben!"

„Wunderbar!" — rief der Graf. — „Es ist mir noch immer, als ob ich träumte!"

„Erlauben Sie mir, Ihnen in Mr. Ellis meinen Schwiegersohn vorzustellen, Graf!" — sagte Mrs. Clairval. — „Er hat, nachdem er für unsere gerechte,

aber unglückliche Sache gekämpft und geblutet, gleich uns seine Besitzungen in Ala verkauft und sich mit uns in Brasilien unfern Bahia angesiedelt. Wir begleiten unsere Kinder auf ihrer Hochzeitsreise, und so sind wir alle mit einander in Europa."

Graf Worowski brachte dem jungen Paare seine herzlichsten Glückwünsche dar. Mrs. Ellis senkte den Blick, als ihr Worowski die Hand drückte.

„Nun, und Sie, Graf, sind Sie noch immer Junggeselle?" — rief Mr. Clairval. — „Noch immer ein einsamer Wanderer auf dem Pfade des Lebens?"

„Nein" — erwiderte der Graf mit kaum merklichem Lächeln. — „Ich bin seit drei Jahren verheirathet und habe schon einen Sohn."

„Und wo befindet sich die Gräfin?" — fragte Mrs. Ellis lebhaft.

„Nicht hundert Schritte von hier. Sie erwartet mich draußen in den Anlagen."

„Stellen Sie uns ihr vor!" — rief Mrs. Clairval. — „Ich brenne vor Begierde, sie kennen zu lernen."

„Dann bitte ich mir zu folgen!"

Graf Worowski schritt voran über die Treppe des Perrons. Bei den Akazienbäumen rechts in der Anlage hielt ein niedlicher Kinderwagen unter Aufsicht einer

handfesten Schweizerin. Eine junge Dame saß auf der Bank daneben und las. Als die Gruppe sich näherte, blickte sie auf. Verwundert, ihren Gemahl in Gesellschaft von Fremden zu sehen, erhob sie sich, um ihm entgegen zu gehen. Plötzlich blieb sie stehen und starrte den Damen ins Gesicht.

„Magnolia!" — riefen Mrs. Clairval, Mrs. Ellis und Mr. Clairval wie aus einem Munde. Mr. Ellis sagte nichts, machte aber ein äußerst verdutztes Gesicht.

„Magnolia, Gräfin Worowska!" — sagte der Graf mit Nachdruck. — „Seit drei Jahren meine Gemahlin!"

Es bedürfte des Genies eines Hogarth, um die Gefühle zu zeichnen, welche sich bei diesem so plötzlichen Wiederfinden auf den Gesichtern der Betheiligten kund gaben. Die Gräfin, dem ersten, instinctartigen Eindrucke folgend, trat vor den Wagen, worin ihr Sohn schlief, gleichsam als wolle sie ihn gegen einen feindlichen Angriff schützen.

Mr. Clairval hatte den Sinn der Bewegung sofort begriffen. Die Situation, anfangs peinlich im höchsten Grade, erschien ihm jetzt mit einem Male so komisch, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Sei ruhig, Magnolia . . . bitte tausendmal um Verzeihung, Gräfin Worowska wollte ich sagen . . .

bitte, Gräfin, fürchten Sie nicht, daß wir gekommen sind, um Sie wieder nach Mills Manor zu holen!" — rief der gutmüthige alte Herr, indem er seiner ehemaligen Sclavin die Hand reichte. — „Mit Mills Manor und Mr. Ward ist es auf ewig vorbei. Armer Mr. Ward! Wenn er das hätte erleben müssen. Aber da fange ich schon wieder an, auf Abwege zu gerathen . . . Bitte tausendmal um Entschuldigung, Gräfin Worowska. Sie müssen mein confuses Gerede schon meiner Ueberraschung zu Gute halten."

Mrs. Clairval trat nun auch herzu und reichte Magnolia, einige unzusammenhängende Worte stotternd, die Hand. Lucy dagegen blieb steif und kalt, wie sie von Anfang gewesen, nachdem sie sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte.

„Komm, Harry" — sagte sie, den Arm ihres Mannes ergreifend. — „John wird nicht wissen, wo wir hingekommen sind. Ich habe ihm aufgetragen, uns einen Wagen zu besorgen."

Und ohne Magnolia eines weiteren Blickes zu würdigen, machte sie dem Grafen ein förmliches Compliment und verließ dann am Arme ihres Gemahls, der während der ganzen Scene kein Wort gesprochen hatte, den Ort. Die Eltern folgten dem jungen Paare, nachdem Mr. Clairval dem Grafen nochmals die Hand geschüttelt und seine Frau der Gräfin die wunderlichste

Verbeugung gemacht, die sie jemals zu Wege gebracht hatte. Von einer Aufforderung zu gegenseitigem Besuche war keine Rede.

„Starr wie Erz" — sagte der Graf lächelnd, indem er seiner Gemahlin den Arm reichte. — „Nicht umsonst nennt man sie Kupferköpfe! Komm, Magnolia, laß uns nach der Esplanade gehen. Die Musik wird schon begonnen haben. Ich glaube kaum, daß wir Deiner ehemaligen Herrschaft heute dort begegnen werden."

„Nein, Stanislaus" — versetzte die junge Frau mit Thränen in den Augen. — „Laß uns lieber nach Hause gehen. Nicht um die Welt möchte ich Denen wieder begegnen, die einst meinen Leib und meine Seele in ihrer Gewalt hatten. Gesegnet sei diese Erde, die ihn nicht kennt, den gräßlichen Fluch der Sclaverei!"

Monsu Max.

Novellen

von

Carl Marquard Sauer

Verfasser von „Die Spiritisten“, „Im blauen Ritter“, „Reclame“, „Aufwärts!“ ꝛc.

Zweiter Band.

Monsu Max.

Görlitz.

Ottomar Bierling.

1880.

Monsu Max.

Von

Carl Marquard Sauer.

Görlitz.
Ottomar Pierling.
1880.

Vierling'sche Buchdruckerei in Görlitz.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel: Im Giebelstübchen 1

Zweites Kapitel: Signor Ruggieri 23

Drittes Kapitel: Ein Mann der Wissenschaft 43

Viertes Kapitel: Am achtzehnten September 64

Fünftes Kapitel: Professor Braun macht einen Vorschlag 115

Sechstes Kapitel: In diplomatischen Diensten 141

Siebentes Kapitel: Fürstin Sidonie 161

Achtes Kapitel: Endlich gefunden 201

Neuntes Kapitel: Casa Geminiani 227

Erstes Kapitel.

Im Giebelstübchen.

Durch das offene Fenster blickte die Abendsonne. Frische Luft wehte drunten herauf vom Main, dessen stille Fluth geschmolzenem Golde glich, denn kein Wölkchen trübte den tiefblauen Sonnenhimmel, und voll und warm ergoß das sinkende Tagesgestirn seine Strahlenpracht über Stadt und Fluß. Es war ein bescheidenes Haus dort am Main, so bescheiden, daß man es kaum bemerkte unter den übrigen Häusern der langen Zeile längs des Flußes. Kein Balcon schmückte die Außenseite, kein breiter Thorweg lud zum Eintritt ein. Ja, es hatte sogar nicht einmal eine Thür auf dieser Seite, denn der Eingang befand sich in der schmalen Gasse drüben. Um in's Haus zu gelangen, mußte man durch Herrn Drusins Laden gehen. Vier Fenster im ersten Stocke, vier Fenster im zweiten Stocke, und darüber

ein Giebelfenster: das war die Fronte gegen das „Wasser," wie man in Frankfurt zu sagen pflegt. Vor dem Giebelfenster befand sich ein breites Blumenbrett. An Schnüren und Leisten wanden sich Capuziner, Blumenbohnen und Wicken aus dem künstlichen Beete hinauf zum Fenstergesims und bildeten so ein grünes, hier und da mit bunten Glöckchen und anderen Blumen gesprenkeltes Netz, welches selbst zur hellsten Mittagszeit angenehme, lichte Dämmerung in das kleine Gemach warf. In den Töpfen blühten Reseda, Balsaminen und Levkojen. Der Hauch des Abendwindes trug ihren Duft hinein in das Zimmer, so daß man darin sitzen konnte wie in einem Garten.

Die innere Einrichtung des behaglichen Raumes war ebenso bescheiden wie das Aeußere des Hauses. Hinten in der Wandecke stand ein einfaches Bett. Ueber dieser Lagerstätte hingen zwei gekreuzte Rapiere nebst Drahtmaske und Fechthandschuhen. Neben dem Bett erblickte man einen wohlgefüllten Bücherschrank. Ein kleines Sopha, drei Rohrstühle, einige Lithographien von geringem Werthe an den Wänden, ferner zum Fenster gerückt, ein Tisch, bedeckt mit Büchern und Schreibmaterialien, und vor dem Tische ein alterthümlicher niederer Lehnsessel, bildeten die bewegliche Habe des Eigenthümers dieses Gemachs. Von Eleganz ließ sich

nicht viel merken, ebenso wenig aber auch von Aermlichkeit und Entbehrung. Das Ganze machte vielmehr den Eindruck etwas steifer, kleinbürgerlicher Solidität. Die sorgsamste Reinlichkeit aller Einrichtungsstücke bekundete auf den ersten Blick, daß eine weibliche Hand in diesen Räumen waltete. Ohne Zweifel war diese weibliche Hand die einer aufmerksamen Schwester oder einer liebenden Mutter, denn daß der junge Mensch, welcher den Kopf in beide Hände gestützt, über einem Buche brütend, am Tische saß, noch zu den „freien" Männern zählte, stand außer Frage. Auch ohne daß er das Gesicht von dem Buche zu erheben brauchte, erkannte man ohne Mühe aus der ganzen Gestalt das jugendliche Alter des in seine Studien Vertieften. Die Hand, welche zuweilen mit nervösem Zucken in den dunkeln, leicht gelockten Haaren wühlte, war fein und zart, die Stirn breit und weiß, und wenn die Augen sich ab und zu von dem Buche erhoben, zeigten sie ein dunkles, an das Schwarze streifendes Braun.

„Hole der Henker die verwünschte Mathematik!" rief der junge Leser, das Buch ärgerlich von sich schiebend und rasch aufstehend. „Da brüte ich nun über den abgeschmackten Formeln, daß mir Hören und Sehen vergeht! Werfen wir lieber einen Blick hinaus in die frische, lebendige Welt. Das wird mir wohlthun!"

Und sich die Haare aus dem Gesicht streichend, trat der Studiosus an's Fenster und sah hinaus auf Fluß und Stadt.

Der Anblick, welcher sich ihm bot, war in der That weit anregender, als die algebraischen Gleichungen in dem Lehrbuche. Geschäftiges Treiben herrschte auf dem Mainquai. Hier wurde die Ladung eines Schiffes gelöscht, dort schleppten emsige Träger einem andern Fahrzeug frischen Inhalt zu. Schwere Frachtwagen verkehrten zwischen Stadt und Fluß. Dazwischen rollte ab und zu ein leichtes Fuhrwerk, theils Miethwagen, theils Equipagen, nach dem unteren Mainthor. Von der Mitte der Mainbrücke grüßte das Standbild Karls des Großen herüber; bunt bewimpelte Kähne durchschnitten die ruhige Fluth; schwer beladene Schiffe, von stämmigen Pferden gezogen, kamen langsam den Strom herauf, oder fuhren, von den Wellen getragen, bedächtig zu Thal. Sachsenhausen lag drüben, friedlich und stille, von der untergehenden Sonne mit Purpurgluth überhaucht, und über die Wälder von Niederrad wob der leichte Abendnebel seinen duftigen Schleier.

Der junge Mann blickte lange sinnend hinaus auf das schöne Bild.

„So mag dich wohl der Alte von Weimar einst gesehen haben, mein gutes, fleißiges Frankfurt, als er dich

in seinem „Faust“ verherrlichte!“ sagte er, sich auf die Brüstung des Fensters stützend. „Dort drüben über die Wiesen mögen die strammen Handwerksburschen hinüber gewandert sein nach dem „Wasserhofe,“ der sicherlich nichts anderes ist als der Sandhof da unten. Jenes Burgdorf, wo es „die schönsten Mädchen, das beste Bier und Händel von der ersten Sorte“ giebt, — was sollte es anders sein als Niederrad? Daß es noch Niemandem in den Sinn gekommen ist, die Oertlichkeiten des Spaziergangs im Faust festzustellen! Das wäre auf alle Fälle eine weit verdienstlichere und jedenfalls eine anziehendere Arbeit gewesen, als dieses entsetzliche $a^2+2ab+b^2$! Ich muß doch einmal wieder die Stelle nachlesen!“

Verächtlich klappte Göthe's junger Landsmann das mathematische Werk zu, öffnete den Bücherschrank, nahm andächtig den „Faust“ heraus und legte ihn auf den Tisch. Bald war er so ganz in's Lesen versunken, daß er nicht einmal merkte, wie sich hinter ihm die Thür öffnete und eine etwa vierzigjährige Frau, nach der unverkennbaren Aehnlichkeit zu schließen, seine Mutter, leisen Schritts hereintrat.

Mit mütterlichem Stolze ruhten die Augen der Frau auf dem jungen Mann. Sie nickte befriedigt, als sie ihn so ganz in sein Studium versunken sah. Sachte

schloß sie die Thür, trat zu dem Sohne und legte sanft den Arm um seinen Nacken. Der junge Mann fuhr fast erschrocken auf.

„Ah, Du bist es, liebe Mutter!“ rief er, die Hand der Frau ergreifend und sie zärtlich drückend. „Ich habe Dich nicht kommen hören!“

„Du liest schon wieder in der Dämmerung, Max! Willst Du Dir denn durchaus die Augen verderben!“ sagte Frau Drusin mit sanftem Vorwurfe.

„Warum nicht gar!“ erwiderte Max lachend — „meine Augen sind gut! Aber was führt Dich hierher in den Musentempel? Gewiß hast Du wieder etwas auf dem Herzen, Mutter!“

„So ist es, Max! Ich möchte ein paar Worte mit Dir sprechen!“

Max sprang auf, holte einen Stuhl herbei und setzte sich der Mutter gegenüber.

„So, chère maman! Nun kann es losgehen! Ich bin bereit!“ rief er munter, indem er ihre Hand mit beiden Händen faßte.

Frau Friederike Drusin war ohne Zweifel eine sehr schöne Frau gewesen. Sie konnte sogar, trotz ihrer wohlgezählten vierzig Jahre, noch immer für schön gelten. Das reiche Haar zeigte dasselbe dunkle Braun, wie das des Sohnes. Wie sie so Max gegenüber saß,

trat die Aehnlichkeit zwischen Beiden noch auffälliger als vorher zu Tage. Nur umspielte ihre Lippen ein milder, schwermüthiger Zug, während der von leichtem Flaum beschattete Mund des Sohnes sich zu fröhlichem Lächeln öffnete.

„Ich habe vorhin eine lange Unterredung mit dem Vater Deinetwegen gehabt, Max!“ begann Frau Drusin, indem sie dem Sohn voll in die Augen blickte. „Er verlangt durchaus, daß Du endlich einen festen Entschluß fassen sollst!“

Eine Wolke flog über Maxens Gesicht.

„Das heißt, Mutter, daß ich mich seinem Wunsche fügen und Kaufmann werden soll!“ rief er.

Frau Drusin nickte.

„Aber begreift denn der Vater nicht, daß man zu jedem Stand, den man sich wählt, auch den nöthigen Beruf fühlen muß? Ich habe, als geborener Frankfurter, allen gebührenden Respect vor dem Kaufmannsstande, aber Magazin und Hauptbuch sind nun einmal nicht mein Ideal! Siehst Du, Mutter, — ich weiß heute noch nicht, ob ich jemals ein tüchtiger Gelehrter werde. Aber das weiß ich bestimmt, daß ich ein spottschlechter Kaufmann würde, wenn der Vater auf seinem Verlangen beharren und mich zu diesem Berufe zwingen sollte!“

Frau Friederike ließ den Kopf sinken.

„Ich möchte Dir um Alles in der Welt nicht wehe thun, Mutter!“ rief Max hastig. „Ich weiß, daß der Vater mich nur auf Deine Bitten bisher studiren ließ, deshalb darf Dich kein Vorwurf treffen! Ehe ich zugäbe, daß Du Dich kränktest, würfe ich lieber heut noch die Bücher in's Feuer und setze mich morgen früh hinab in den Käfig zu Kladde und Journal!“

Frau Friederikens Augen wurden feucht.

„Du warst immer ein gutes Kind, Max, und bist es auch heute noch!“ sagte sie mit warmem Händedruck. „Das weiß der Vater so gut wie ich! Er will Dir ja auch keinen Zwang anthun, sondern er verlangt nur, daß Du einsehen möchtest, wie gut er es mit Dir meint. Du bist unser einziges Kind! Ist es da nicht natürlich, wenn der Vater meint, es wäre für Dich und für uns Alle das Beste, Du führtest einst das Geschäft, das auch er von seinem Vater übernommen und seit zwanzig Jahren mit Ehren und mit Nutzen geleitet hat, in derselben Weise fort? Wir ließen Dich bis jetzt studiren, weil, wie der Vater sagt, die neue Zeit auch von dem Kaufmann eine größere Bildung verlangt, als die frühere. Dein Vater mußte seiner Zeit damit anfangen, daß er Düten drehte und Dochte abmaß. Du aber trittst als gebildeter Mann in's Geschäft und hast da-

durch einen großen Vorsprung vor Anderen, die nicht so viel wissen, wie Du. Das Kaufmännische, meint der Vater, würdest Du spielend erlernen, denn daran sei nicht so viel. Die Hauptsache bleibe der richtige Blick und der nöthige Fleiß."

Max ließ den Kopf hängen.

„Was Du mir da sagst, Mutter, hat mir der Vater und habe ich mir selbst schon oft genug gesagt. Aber ich fühle nun einmal keine Lust zu dem Berufe. Siehst Du, Mutter, es geht mir damit gerade wie mit der Mathematik, an der ich auch keine Freude finden kann, mag uns Doctor Eschenmeyer noch so oft versichern, die Mathematik allein dürfe auf den Namen einer wirklichen Wissenschaft Anspruch erheben. Obwohl unser Maturitäts-Examen vor der Thür steht, habe ich vorhin doch das Buch dort weggeworfen und mir dafür den „Faust" genommen. Wie neugeboren fühlte ich mich, als diese wunderbare Dichtung zu meiner Seele sprach, obwohl ich sie noch lange nicht ganz verstehe, denn wer, Mutter, dürfte sich rühmen, daß er diese ewige Poesie verstehe?"

Die Augen des jungen Menschen flammten, als er diese Worte sprach. Frau Friederike blickte ihn mit Verwunderung an.

„Wenn kein Mensch Deinen Faust versteht," sagte sie lächelnd, „dann brauchen wir Damen uns wenigstens

nicht zu kränken, wenn uns der tiefere Sinn desselben verschlossen bleibt. Mir mit meinem beschränkten Frauenverstande wollte es jedoch scheinen, als verstünde ich den Faust, und als wir neulich das Stück im Theater sahen, glaubte ich es auch wieder zu verstehen. Nun, vielleicht habe ich mich geirrt!"

„Das war der erste Theil, Mutter. Den versteht man so im Allgemeinen —" antwortete etwas verlegen Max, welchem die gutmüthige Ironie in Frau Friederikens Worten nicht entging. „Ich meine aber den zweiten Theil!"

„Lassen wir den ersten und den zweiten Theil, lieber Max, und sprechen wir von unseren Angelegenheiten. Wenn Du nun nicht den Wunsch des Vaters erfüllen und Kaufmann werden willst, zu welchem anderen Berufe fühlst Du Dich denn hingezogen?"

„Die Wahrheit zu sagen, Mutter, weiß ich das eigentlich selbst nicht!" versetzte Max nachdenklich. „Jurist oder Mediziner möchte ich nicht werden. Ebenso wenig Theologe. Das ist Alles so trocken, wie das Geschäft des Vaters. Ich denke mir, ein höheres, ein edleres Gefühl könne in dem Secirsaale oder bei dem corpus juris ebenso wenig gedeihen, wie in dem engen Comptoir drunten!"

Frau Drusin sah den Sohn bedeutungsvoll an.

„Du meinst also, in dem engen Comptoir könne kein höheres, kein edleres Gefühl gedeihen? Willst Du damit sagen, daß Du auch den Vater keines solchen Gefühles fähig hältst?"

„Gott behüte, Mutter!" rief Max erschrocken. „Ich liebe und schätze gewiß den Vater von ganzem Herzen. Aber kannst Du es leugnen, daß in einem so beschränkten Berufskreise auch die geistigen Anschauungen enge bleiben müssen?"

Frau Drusin schwieg. Ihr Blick ruhte sinnend auf den Zügen des Sohnes.

„Du antwortest mir nicht, Mutter? Habe ich Dich verletzt?"

Frau Drusin schüttelte den Kopf.

„Höre mir zu, Max," sagte sie nach einer Pause, „ich will Dir eine Geschichte erzählen, aus der Du vielleicht doch einen anderen Begriff von den beschränkten Anschauungen Deines Vaters erhalten dürftest. Du stehst jetzt in Deinem neunzehnten Jahre, Du bist also fast ein Mann. Es ist somit an der Zeit, daß Du etwas erfährst, was sich für das Kind nicht gepaßt hätte."

Max sah seine Mutter mit gespannter Erwartung an.

„Du weißt, daß mein Familienname Mettenheim ist; was Du aber nicht weißt, Max, das ist, daß der-

selbe nicht Mettenheim schlechtweg, sondern von Mettenheim lautet!"

„Wie?" rief Max auf's Höchste erstaunt, „Du bist keine Bürgerliche, Mutter?"

„Nein, mein Sohn. Meine Familie gehört im Gegentheil zu den ältesten und besten Adelsfamilien der Rheinlande. Unfern von Bingen liegt das Dörfchen Mettenheim, einst der Besitz unseres Hauses, und oberhalb des Dorfes siehst Du noch heute die Trümmer unseres Stammschlosses.

„Aber Mutter, das ist ja das erste Wort, welches ich davon höre!" sagte Max mit immer steigender Verwunderung. „Und warum hast Du mir niemals etwas von dem Allen gesagt?"

„Weil Du damals noch ein Kind warst und weil es überflüssig gewesen wäre, Deinen Kopf mit nutzlosen Dingen anzufüllen. Ich verlor frühzeitig meine Eltern. Von unserem ehemaligen bedeutenden Besitz war ihnen nichts mehr geblieben, als der Name. Weshalb dies so kam, gehört nicht hierher. Genug, ich war, was man so nennt, ein blutarmes Fräulein, das froh sein mußte, im Hause einer Verwandten in Mainz ein Obdach zu finden. Das kleine Wörtchen „von", das für so viele Menschen einen so großen Zauber besitzt, wurde für mich die Quelle manches Leidens, mancher Demüthigung und

mancher bitteren Enttäuschung. Gnadenbrod, mein Sohn, ist das bitterste Brod auf dieser Welt. Behüte Gott Jeden davor, es jemals essen zu müssen!"

Frau Drusin senkte den Kopf. Max schien es, als feuchteten sich die Augen seiner Mutter. Er ergriff ihre Hand und drückte sie schweigend.

„Dein Vater, Max, war damals ein junger Mann," fuhr Frau Friederike fort. „Er arbeitete als Buchhalter in einer großen Mainzer Handlung, bei welcher die Familie seit Jahren zu kaufen pflegte. Ich bekleidete in dem Hause die Stelle einer Art von vornehmer Beschließerin. So kam es, daß ich zuweilen in dem Geschäft zu thun hatte und auf diese Weise Deinen Vater kennen lernte. Meine Verwandte, eine Wittwe, war vornehm und reich, dabei stolz, herrschsüchtig und ihren beiden Töchtern gegenüber von abgöttischer Liebe. Die Comtessen glichen der Mutter. Sie ließen mich meine Abhängigkeit bitter genug fühlen. Ich ertrug alles geduldig, weil ich es eben ertragen mußte. Die Gräfin machte ein großes Haus. Sie empfing bei sich die vornehmen Officiere der Garnison. Unter diesen befand sich ein junger Baron. Comtesse Mathilde, die ältere Tochter, verliebte sich in ihn. Der Baron, welcher mich bisher nur als Verwandte der Familie kannte, wandte jedoch seine Neigung mir zu. Ich wußte zu wohl, daß ich

niemals hoffen durfte, die seinige zu werden, und beobachtete deshalb ihm gegenüber die Grenzen der strengsten Zurückhaltung. Das Alles half mir jedoch zu nichts. Comtesse Mathilde verfolgte mich mit dem Hasse wüthender Eifersucht und hetzte Mutter und Schwester gegen mich auf. Ich verdoppelte meine Vorsicht, um ihnen nicht den geringsten Grund zur Klage zu geben. Damit war man jedoch nicht zufrieden. Es mußte eine Gelegenheit gefunden werden, mich aus dem Hause zu schaffen, und sie fand sich. Man richtete es so ein, daß mich der Baron eines Abends allein zu Hause traf. Er benutzte den scheinbar günstigen Umstand, um mir seine Liebe zu erklären. Ehe ich ihn noch zurückweisen konnte, öffnete sich die Seitenthür, und herein stürzte, gleich einer Furie, die Gräfin. Mit Schimpf und Schande bedeckt, mußte ich noch in derselben Stunde das Haus verlassen!"

„Nun, und der Baron?" rief Max hastig.

„Der Baron?" erwiderte Frau Friederike mit bitterem Lächeln, „der Baron erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß ich eine Bettlerin sei. Wie es scheint, wirkte diese Mittheilung sehr abkühlend auf seine Liebe. Er heirathete später die Comtesse Mathilde."

„Infam!" schrie der junge Mann. „Wie heißt der Baron? Wie heißt die ganze vornehme Sippschaft?"

„Du vergißt, lieber Max," sagte Frau Drusin begütigend, die Hand auf die Schulter ihres vor Zorn bebenden Sohnes legend, „daß seit jener Zeit volle zweiundzwanzig Jahre vergangen sind. Von der Familie leben heute nur noch Wenige. Eine meiner Cousinen, die unverheirathet blieb, ist Stiftsdame in Hildesheim."

„Nenne mir die Namen, Mutter!"

„Wozu? Denkst Du, ich erzähle Dir die alten Geschichten, um Dich zur Rache aufzufordern? Das wäre wohl höchst überflüssig. Die Namen sind für mich todt und begraben! Sie sollen auch für Dich todt und begraben bleiben! Höre weiter, Max! Was ich Dir jetzt zu sagen habe, fällt mir schwerer als alles Frühere. Du sollst jedoch auch dies erfahren!"

Frau Friederike athmete tief auf. Max rückte näher und blickte der Mutter mit fieberhafter Spannung in's Gesicht.

„Es war ein trüber, kalter Herbstabend, als ich, gleich einem verstoßenen Hunde, das Haus der Gräfin verließ. Wohin ich mich wenden, was ich beginnen sollte, wußte ich nicht. Nur fort, gleichviel, wohin, — das war mein einziger Gedanke. Von namenloser Verzweiflung erfaßt, irrte ich längs des Rheinufers hin. Meine Sinne wirbelten wild durcheinander. Ich vermochte nicht einmal die Gedanken zu einem Gebet zu

sammeln. Was ich in jener entsetzlichen Stunde empfunden, Max, das weiß nur Gott allein!"

„Meine arme, arme Mutter!" rief der junge Mann, indem er beide Hände der Erzählerin mit glühenden Küssen bedeckte.

„Wer weiß, ob nicht eine halbe, eine Viertelstunde später der Rhein der Verstoßenen eine Heimath geboten hätte," sagte Frau Friederike, bei der Erinnerung schaudernd, „wäre ihr nicht plötzlich Rettung gekommen. Dort, wo man jetzt in Mainz längs des Flusses die neuen großen Lagerhäuser sieht, standen zu jener Zeit Waarenmagazine, Holzlager und Schuppen, in denen die Schiffer ihre Geräthe aufhoben. Alte, grasbewachsene Strandbatterien, auf welchen sich jedoch schon längst keine Geschütze mehr befanden, trennten jene Lokalitäten von der Rheinstraße. Auf einer dieser Batterien stand ein altes Wachthaus, wahrscheinlich noch aus der Franzosenzeit. Bei unseren Spaziergängen hatte ich es öfter bemerkt. Schneidige Luft wehte vom Rheine her, und überdies begann es zu regnen. In dem leerstehenden Häuschen, wo sich um diese Zeit gewiß Niemand befand, wollte ich kurze Zeit rasten, um mich zu sammeln. In dem Augenblick jedoch, wo ich mich nach dem Aufgang zur Batterie wandte, trat mir ein Mann entgegen. Dieser Mann, Max, war — Dein Vater!"

„Weiter, weiter!“ sagte Max mit athemloser Spannung.

„Er kehrte gerade aus dem Magazin im Freihafen zurück, wo er noch spät zu thun gehabt hatte, und war natürlich auf's Höchste erstaunt, mich allein und an diesem Orte zu treffen. Aus meinen verwirrten Antworten auf seine Fragen errieth er leicht, daß mit mir etwas Ungewöhnliches vorgegangen sein mußte. Um mich vor dem stärker fallenden Regen zu schützen, geleitete er mich in das öde Wachthaus. Seine freundlichen, theilnahmvollen Worte lösten den Bann, der auf meinem Herzen lastete. Ich brach in einen Strom von Thränen aus und erzählte dem mir eigentlich wildfremden Manne, den ich bisher kaum beachtet hatte und der in diesem Augenblicke der einzige Mensch in der Welt war, welcher sich um mich kümmerte, was mit mir vorgegangen. Nun, Max, dieser Mann mit dem beschränkten Wirkungskreise, wie Du sagst, dessen geistige Anschauungen, wie Du meinst, deshalb auch eng geblieben sein müßten, nahm sich der Verstoßenen in der edelmüthigsten Weise an. Er brachte mich zunächst nach einem soliden Gasthofe, wo er mich unter dem Namen seiner Schwester einlogirte, und am folgenden Tage fuhr er mit mir hierher nach Frankfurt und führte mich in dieses Haus, in das Haus seiner Mutter, bei welcher ich zwei Jahre

lebte, bis Herr Peter Druſin, der unterdeſſen aus zarter Rückſicht für meinen Ruf nicht nur das väterliche Haus, ſogar die Vaterſtadt gemieden hatte, mich, ſondern die vornehme Bettlerin, aus dieſem Hauſe als ſeine Braut zum Altare führte. Das, mein Sohn, iſt die Geſchichte Deiner Mutter. Glaubſt Du jetzt noch, daß in einem engen Wirkungskreiſe keine edlen Gefühle, keine großen Gedanken gedeihen können?“

Max ſprang auf. Jede Fiber ſeines Geſichtes bebte. Mit einem Sprung ſtand er bei der Thür.

„Halt, mein Sohn! Wo willſt Du hin?“ rief Frau Friederike, gleichfalls aufſtehend.

„Hinab will ich, zum Vater! Auf den Knien will ich ihn um Verzeihung bitten wegen des Unrechts, das ich ihm in meinem Unverſtande gethan! Er ſoll über mich verfügen, wie er es für gut findet. Wenn er es will, ſetze ich mich morgen ſchon zu ihm in's Comptoir!“

Ueber Frau Druſins Züge glitt ein flüchtiges Lächeln.

„Langſam, langſam, Max!“ ſagte ſie begütigend. „Ich habe Dir meine traurige Jugendgeſchichte nicht erzählt, um Dich zu überrumpeln und einen Entſchluß gegen Deine Herzensneigungen zu erzwingen, ſondern nur um Dir zu beweiſen, daß Tiefe des Gefühls und Adel der Geſinnung keineswegs an einen beſtimmten

Stand gebunden sind. In der Bauernbrust schlägt zuweilen ein edleres Herz, als unter dem fürstlichen Hermelin! Erinnerst Du Dich noch an jene Strophe in Gray's Churyard, wo der Dichter von den unscheinbaren Gräbern des Dorfkirchhofs spricht, unter denen ungekannte Helden schlummern?"

„O, Mutter, welch ein gedankenloser Mensch bin ich doch!" rief Max, indem er vor Frau Friederike stehen blieb und sie bewundernd betrachtete. „Von Dir habe ich Französisch und Englisch gelernt; Du hast mich auf so manches Große und Schöne in der Poesie, in der Kunst, in dem Leben aufmerksam gemacht, und doch ist mir niemals der Gedanke gekommen, daß eine Bildung, wie Du sie besitzest, bei einer Frau unseres Standes doch etwas sehr Auffallendes sei! Sollte man es für möglich halten, daß Jemand das Alles so betrachten könne, als ob es sich ganz von selbst verstände?"

„Mein liebes Kind, Du vergißt die Macht der Gewohnheit," versetzte Frau Friederike. „Doch genug jetzt von diesen Dingen! Es ist fast dunkel geworden, und ich muß hinabgehen. Die Leute wollen ihr Abendessen haben! Das ist die Prosa des Lebens, Max! Aber sie ist auch nothwendig. Sage dem Vater nichts von unserer Unterredung! Geh' heute mit Dir zu Rathe. Prüfe Dich genau und fasse dann Deinen Entschluß.

Es hat ja damit keine Eile. Dein Maturitäts-Examen mußt Du ja doch unter allen Umständen machen. Bis dahin hat die Sache Zeit. Wie wäre es, wenn Du mit einem Deiner Lehrer darüber sprächest? Etwa mit Professor Braun? Du sagst, er wolle Dir wohl. Die Ansicht eines solchen Mannes würde gewiß auch bei dem Vater in's Gewicht fallen!"

„Das ist eine Idee!" rief Max freudig. „Wahrhaftig, nur einer so klugen und guten Mutter, wie Du, können solche Ideen kommen! Gleich morgen spreche ich mit Professor Braun. Er wird uns den besten Rath ertheilen!"

„Buona sera!" ließ sich mit einem Male eine fröhliche Kinderstimme draußen vor der Thür vernehmen. Im nächsten Augenblick flog die Thür weit auf, und herein sauste ein schwarzlockiges, schwarzäugiges Ding von etwa elf Jahren, das bei Frau Friederikes Anblick sogleich eine ernsthafte Miene annahm und ein zierliches Knixchen machte.

„Angelica, sagte Frau Drusin, sich freundlich zu dem Kinde wendend. „Was bringst Du?"

„Papa läßt fragen, ob Monsu Max Lust habe, vor dem Nachtessen noch ein paar Gänge mit ihm zu machen?"

„Gewiß, gewiß!" rief Max, rasch eines der Rapiere,

Fechthandschuh und Drahtmaske von der Wand herabnehmend. „Ein halbes Stündchen habe ich wohl noch Zeit bis zum Nachtessen, nicht wahr, Mutter?“

„Aber Du darfst Dich bei dem Fechten nicht zu sehr erhitzen, hörst Du?“ sagte Frau Friederike ermahnend. „Neulich bist Du auch wieder schweißtriefend heraufgekommen. Das ist ungesund, Max!“

„O, ich werde schon aufpassen, damit Monsu Max sich nicht echauffirt!“ rief Angelica mit komischer Gravität. „Ich muß ja auch auf Papa aufpassen! Der macht es gerade so, wie Monsu Max!“

„Wirklich?“ sagte Frau Drusin lächelnd. „Nun wohl, Angelica. Dann gieb also gut Acht auf die Herren! A propos, weißt Du auch, daß heute frische Datteln angekommen sind?“

„Datteln?“ rief die Kleine, und aus ihren schwarzen Augen blitzte bei diesen Worten die schlecht verhehlte Lüsternheit, „davvero? Wirklich?“

„Gewiß! Komm nur hernach mit Max herauf. Ich werde dafür sorgen, daß Du eine ganze Düte bei Tische findest!“

„Evviva!“ jubelte das Mädchen, den dunkeln Lockenkopf zurückwerfend und in die Hände klatschend. „Also vorwärts, Monsu Max! Papa wartet!“

„Nun, so komm, Du kleines Naschkätzchen!“ sagte Max, Rapier und Fechthandschuh unter den einen Arm nehmend und dem Kinde die andere Hand reichend. „Auf Wiedersehen, Mutter!“

„No, no!“ rief die Kleine, stehen bleibend. „Nicht die Hand! Der Cavalier reicht seiner Dame den Arm! Capito!“

„Nun, meinetwegen auch den Arm!“ erwiderte Max lachend.

Galant reichte er der kleinen Italienerin den Arm, welche sich kokett graciös einhängte, Frau Drusin einen feierlichen Knix machte und dann hochgehobenen Hauptes mit ihrem Cavalier das Giebelstübchen verließ.

Frau Drusin blickte lächelnd dem jugendlichen Paare nach.

Zweites Kapitel.

Signor Ruggieri.

Herrn Peter Druſins Haus hatte, wie wir bereits im vorigen Kapitel bemerkt, gegen die Mainſeite hin nur vier Fenſter Front. Es wäre jedoch voreilig, hieraus den Schluß zu ziehen, daß das unſcheinbare Gebäude in ſeinem Innern ebenſo beengt geweſen, als es von Außen den Anſchein hatte. Allerdings gehörte es nicht zu den eleganten, geräumigen Neubauten Frankfurts. Es war im Gegentheile eines jener ſeltſamen bürgerlichen Architekturproducte früherer Jahrhunderte, bei deren Anblick wir Menſchen von heute oft unwillkürlich den Kopf ſchütteln und uns fragen, weshalb der Baumeiſter ſeiner Zeit den, wenn auch etwas ſpärlich zubemeſſenen Raum nicht vortheilhafter ausgenützt, weshalb er ſtatt der niederen, ſchmalen Fenſter nicht höhere und breitere und namentlich lichtere eingeſetzt, weshalb

er an der Treppe Raum gespart und dafür den dunklen Vorplatz breiter gelassen habe, als dies nothwendig gewesen. Was dem Drusin'schen Hause an Breite mangelte, ersetzte es reichlich an Tiefe, denn sein schmaler Hofraum erstreckte sich von der Mainzeile bis zu der mit ihr parallel laufenden Färbergasse in der inneren Stadt. Oberhalb der Ladenthür prangte seit mehr als fünfzig Jahren die bescheidene Firma: „J. Drusin's Nachfolger." Hinter dem Schaufenster bemerkte man Proben der verschiedenen Artikel, womit das Haus handelte, Droguerien, Farbwaaren ꝛc. Unter dem breiten Thorweg standen jahraus jahrein allerlei Fässer und Kisten, durch die verschiedenartigen, über Dauben und Deckel zerstreuten Farbenreste den gegenwärtigen oder früheren Inhalt bekundend. Hinter dem Laden befand sich die Schreibstube. Der düstere Hof, in welchem ein verkümmerter Akazienbaum seit Jahren den mühsamen Kampf um's Dasein kämpfte, enthielt die Magazine. Den zweiten Stock des Hauses bewohnte Herr Peter Drusin mit seiner Familie. Den ersten Stock hatte Herr Andrea Ruggieri, ein italienischer Gesang- und Fechtmeister, der Vater der kleinen Angelica, inne. Im Giebelstübchen hauste, wie wir wissen, der Sohn des Hauses, Max, zur Zeit, wo unsere Erzählung begann, Primaner des Frankfurter Gymnasiums. In die noch

übrigen Räumlichkeiten des Gebäudes theilten sich Herrn Drusins Buchhalter, die beiden Commis und der Lehrling Franz.

Herr, oder vielmehr Signor Andrea Ruggieri war vor etwa zwei Jahren mit seinem Töchterchen Angelica, deren flüchtige Bekanntschaft wir in dem ersten Kapitel gemacht, nach Frankfurt gekommen, um hier als Fechtmeister seinen Unterhalt zu verdienen. In der damaligen freien Reichsstadt und Sitz des durchlauchtigen deutschen Bundes gehörte jedoch die Fechtkunst keineswegs zu den besonders gepflegten Künsten. Einige jüngere Gesandtschafts-Attaché's, der eine oder der andere von den Officieren des Linien-Bataillons, das heißt jener aus Söldnern bestehenden Truppe, welche der kleine Freistaat zum Bundesheere stellte, bildeten so ziemlich die ganze Kundschaft Signor Ruggieri's. Da der Italiener unter solchen Umständen von dem Ertrage seiner Fechtstunden allein nicht leben konnte, so sah er sich genöthigt, andere Erwerbsquellen aufzusuchen. Er fand sie in einer von den Künsten des Angriffs und der Selbstvertheidigung ziemlich weit abliegenden Sphäre, nämlich als Singlehrer. Von jeher hat das sonnige Land jenseit der Alpen nicht nur die besten Stimmen, sondern zugleich auch die besten Bildner der Stimmen erzeugt. Signor Ruggieri gehörte zu diesen. Seine Methode,

ohne Zweifel im Vereine mit seinem italienischen Namen, führte ihm viele Schüler und noch mehr Schülerinnen zu. Er verdiente so ein hübsches Stück Geld. Eigentlich hätte er seine Fechtstunden nunmehr ganz aufgeben können. Wenn er es nicht that, so geschah dies, wie er sagte, hauptsächlich deswegen, weil die körperlichen Uebungen seiner Gesundheit zuträglich waren. „Wenn man stundenlang falsche Töne hat hören müssen," pflegte er gelegentlich zu sagen, „dann thut es wohl, wieder ein wenig das Klirren des echten Stahles zu hören." Signor Ruggieri betrachtete somit das Fechten gewissermaßen als ein Gegengift gegen mehr oder minder schlechte Musik.

Der italienische Sing- und Fechtmeister war mit seinem Töchterchen vor zwei Jahren zu Anfang des Herbstes von Paris nach Frankfurt gekommen, und hatte die damals leerstehende Wohnung im ersten Stock des Hauses bezogen. Angelica hatte ihre Mutter nicht gekannt. Sie erinnerte sich nur, daß sie mit dem Vater früher in Venedig, dann in Paris gewohnt habe, wo Signor Ruggieri jedoch weder Gesang- noch Fechtstunden ertheilte. Eine alte Dienerin — la Bettina nannte sie Angelica — war ihnen dort gestorben. Kurz darauf übersiedelte Signor Ruggieri nach Frankfurt. Hier führte ihm eine bereits ziemlich übertragene Person aus

der Gegend von Fulda das kleine Hauswesen. Angelica, die in Frankfurt gut Deutsch gelernt hatte, besuchte ein Institut, in welchem ihr Vater Gesangunterricht ertheilte. Dies waren im Allgemeinen die häuslichen Verhältnisse des Fremden.

Daß Herr Ruggieri nicht immer Sing- und Fechtmeister gewesen, stand kaum zu bezweifeln. Der etwa achtundvierzigjährige Mann hatte das Aussehen eines ehemaligen Militärs. Sein Benehmen bekundete, daß er den besseren Ständen angehörte. Außer Italienisch sprach er sehr gut Französisch und — bei einem Italiener eine Seltenheit — er sprach es fast ganz accentfrei. Deutsch verstand er nur sehr wenig. Angelica mußte deshalb fortwährend Dolmetscherdienste für ihn thun. Sein Verkehr mit der Außenwelt beschränkte sich fast ausschließlich auf seinen Beruf. War er frei, dann machte er stundenlange einsame Spaziergänge in den Wäldern um Frankfurt. Bei aller Höflichkeit im Umgang gehörte Signor Ruggieri zu den wortkargsten Menschen. Dabei hatte er jedoch keineswegs das Aussehen, als laste auf ihm irgend ein geheimer Kummer. Sein Blick war offen und frei, seine Stirn zeigte keine Falte. Die Toilette, einfach aber gewählt, bekundete den Mann von gutem Geschmack. Ohne gewisse leichte Schattirungen in dem schwarzen vollen Haare und in dem Vollbart

von gleicher Farbe hätte man dem schlanken und dabei doch kräftigen Manne höchstens ein Alter von achtunddreißig bis vierzig Jahren gegeben.

Mit Max stand Signor Ruggieri auf dem besten Fuße. Er schien an dem jungen Manne Gefallen zu finden. Aus freien Stücken hatte er sich seiner Zeit erboten, ihn im Fechten zu unterrichten. Max war mit großem Eifer auf den Vorschlag eingegangen. Als Ersatz dafür unterrichtete er Angelica im Deutschen. Der junge Herr Drusin zeigte sich jedoch ungleich folgsamer gegen seinen Lehrer, als die schwarzäugige kleine Italienerin gegen den ihrigen. Die Wahrheit zu gestehen, machte Angelica mit Monsu Max, — so hatte sie ihn in ihrem italienisch-französischen Kauderwelsch genannt, ehe sie ordentlich Deutsch sprechen konnte und so nannte sie ihn auch jetzt noch — so ziemlich was sie wollte. Zwar bis zur offenen Rebellion gegen ihn trieb sie es nie. Sie wußte es aber so einzurichten, daß sie bei allen Differenzpunkten, an denen es bei ihrer Lebhaftigkeit niemals fehlte, schließlich doch den Sieg davon trug. Der wackere Max stand unter dem Pantoffel seines Zöglings, ohne es selbst zu wissen. An dem Vater hing das Kind mit schwärmerischer Liebe. Ein einziger Blick Signor Ruggieri's wirkte bei ihr mehr, als die längste Predigt, welche ihr Max gelegentlich

hielt. Und doch war der Italiener durchaus kein strenger Vater. Niemals entfuhr ein Scheltwort seinem Munde, noch viel weniger erhob er jemals die Hand gegen seine Tochter. Als eines Tages Max mit Angelica beim Fenster saß, entstand drunten auf der Straße zwischen einem Handwerker und dessen Tochter ein Streit, welcher damit endigte, daß der Mann dem Mädchen eine Ohrfeige gab. Angelica wurde blaß, und ihren bebenden Lippen entfuhr der Ausruf: „Barbaro!“ „Nun, sie wird es wohl verdient haben!“ meinte Max, „sonst würde der Vater sie nicht schlagen.“ „Wie kann ein Vater seine Tochter schlagen?“ rief Angelica entrüstet. „Nun, und wenn Dein Vater Dir einmal einen kleinen, wohlverdienten Denkzettel gäbe?“ sagte Max neckend, „was dann?“ „Dann würde ich mich tödten!“ rief das Kind mit flammenden Blicken. Max erschrak beinahe über die Energie, mit welcher das kleine Sprühfeuer dies herausstieß. Selbstverständlich setzte es eine Predigt über kindlichen Ungehorsam, aber die Worte des jungen Mahners fielen auf wenig fruchtbaren Boden. „Papa ist kein barbaro, wie der rohe Mensch dort drunten,“ lautete der Refrain, „er schlägt mich nicht! Also sprechen wir nicht mehr davon!“ Dabei blieb's, und Monsu Max hatte wieder einmal umsonst gepredigt.

In Signor Ruggieri's salle d'armes — so nannte

er das Zimmer im ersten Stocke gegen die Mainseite — wo der Fechtunterricht ertheilt wurde, war es noch ziemlich hell, als Max, seine Begleiterin am Arme, dort eintrat. Der Italiener stand am Fenster und blickte hinaus nach dem Flusse. Als die Thür sich öffnete, wandte er sich um.

„Eccolo!“ rief Angelica, den Arm des jungen Mannes loslassend.

„Bon soir, mon ami!“ sagte Signor Ruggieri, Max die Hand reichend. „Ich habe Sie lange nicht gesehen. Warum kommen Sie nicht öfter herab? Macht Ihnen das Fechten keine Freude mehr?“

„Ich habe jetzt viel mit meinem bevorstehenden Examen zu thun!“ erwiderte Max in französischer Sprache. „Man hat mir und noch drei Anderen gestattet, es bereits im Herbste zu machen, anstatt zu Ostern. Das ist eine Auszeichnung, Monsieur Ruggieri! Da heißt es fest arbeiten, wenn man die Prüfung mit Ehren bestehen will!“

Der Italiener begnügte sich anstatt der Antwort zu nicken, während er die Elasticität seines Fleurets prüfte.

„Hm!“ sagte er nach einer Pause, „wie kommt es, daß Sie nicht den Beruf Ihres Vaters ergreifen wollen?“

„Nun fängt der auch an!“ dachte Max, den Fechthandschuh ergreifend. „Ich habe mich noch nicht entschieden,“ erwiderte er laut, „vielleicht werde ich doch noch Kaufmann!“

Angelica, die sehr gut französisch verstand, begann bei diesen Worten zu kichern. Max wandte sich gegen sie um.

„Nun, was giebt es dabei zu lachen?“ fragte er.

„Monsu Max ein Dütendreher und Syrupverkäufer mit Ueberärmeln!“ rief die Kleine lachend, „das möchte ich wohl sehen!“

Der junge Mann erröthete.

„Was sagt sie?“ fragte Signor Ruggieri mit einem verweisenden Blick auf seine Tochter, die sofort das ernsthafteste Gesicht von der Welt machte.

„Nichts! Sie will mich ein wenig necken, das ist Alles!“ erwiderte Max auf Französisch.

Signor Ruggieri schien jedoch der Sinn der Bemerkung Angelicas nicht entgangen zu sein, wenn er auch die Worte nicht verstand.

„Erlauben Sie mir eine Frage, mein junger Freund,“ sagte er, das Fleuret unter den Arm nehmend. „Sie wollen nicht Kaufmann werden, nicht wahr?“

„Wenn ich meiner Neigung folgen dürfte, nein!“

entgegnete Max, „aber ich fürchte, die Verhältnisse werden stärker sein, als meine Neigungen!“

„Der Beruf Ihres Vaters scheint Ihnen zu einförmig, zu bescheiden, nicht wahr? Sie möchten gern eine Rolle spielen in der Welt, vielleicht gar Minister werden, wie Ihr berühmter Landsmann, Monsieur de Goethe?“

„Nun, so hoch versteigen sich meine Wünsche nicht!“ versetzte Max lachend. „Goethe ist unsterblich als Dichter, nicht als Minister!“

„Also Dichter möchten Sie werden?“

„Dichter?“ rief Max verdutzt, „dieser Gedanke ist mir bis jetzt noch niemals gekommen!“

„Und sollte er Ihnen jemals kommen, dann weisen Sie ihn von sich, wie man einen heimtückischen Verräther von sich weist!“ sagte Signor Ruggieri, die Brauen finster zusammen ziehend. „Es giebt kein unseligeres Loos, als das des Dichters!“

„Weshalb sollte denn das Loos des Dichters ein gar so unglückliches sein?“ fragte Max verwundert. „Ist der Lorbeerkranz, den die dankbare Welt um das Haupt des Dichters flicht, nicht auch eine Krone, die Krone eines Geistesfürsten?“

„Eine Dornenkrone ist es!“ rief der Italiener bitter, und seine Rechte faßte krampfhaft den Griff des

Fleurets, auf das er sich stützte. „Torquato Tasso hat man sie auf den Sarg gelegt, Ovid trug sie in die Verbannung nach Tomi, Dante wußte nicht, wo er sein lorbeergekröntes Haupt zur Ruhe legen sollte! So war es zu jeder Zeit und so wird es immer sein!"

Max hörte mit steigender Verwunderung dem sonst so wortkargen Manne zu.

„Wissen Sie, was ein Dichter ist?" fuhr der Italiener fort. „Es ist ein Mensch, der jeden Schlag des Schicksals doppelt empfindet, dem jede Hoffnung zerrinnt, sobald er sich ihrer Erfüllung nahe glaubt! In seiner Brust erwecken die Worte Liebe, Freiheit, Vaterland ein ganz anderes Echo, als im Herzen des gewöhnlichen Menschen! Mit seinem Herzblute schreibt er, wenn er ein echter Dichter ist, die Gedanken, die vielleicht bestimmt sind, spätere Jahrhunderte zu entzücken. Seine Zeit aber hat nur selten ein Verständniß dafür, und unter den Wenigen, die sie doch verstehen, gönnen ihm die Allerwenigsten jenes Flittergold, welches man mit dem pomphaften Namen Ruhm bezeichnet!"

Signor Ruggieri hatte mit unverkennbarer innerer Erregung gesprochen. Angelica, obwohl sie nicht verstand, was das alles bedeuten sollte, fühlte gewissermaßen instinctartig die Aufregung ihres Vaters mit.

Sie sprang auf, trat zu ihm und blickte ihn halb ängstlich, halb neugierig aus den großen schwarzen Augen an.

Max überkam in diesem Augenblicke etwas wie eine plötzliche Offenbarung. Mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu blickte er den Italiener an.

„Monsieur Ruggieri!“ rief er, „Sie selbst sind Dichter, sonst könnten Sie unmöglich so sprechen!“

Um die Lippen des Italieners zuckte ein schmerzliches Lächeln.

„Und Sie, mein junger Freund,“ sagte er, zu Max tretend und ihm tief in die Augen blickend, „Sie scheinen mir auf dem besten Wege, Poet zu werden, denn sonst würden Sie mich nicht so rasch verstanden haben! Bannen Sie den Dämon, der in Ihnen schlummert, ehe er ganz zum Bewußtsein erwacht! Werfen Sie alle hochfliegenden Gedanken von sich! Denken Sie an den Ikarus der griechischen Fabel, welcher der Sonne zustrebt, aber mit gebrochenen Gliedern auf der platten Erde sein Leben aushaucht. Er ist das richtige Sinnbild des Poeten!“

Max fühlte sich seltsam ergriffen. Nach der so unerwarteten Mittheilung der Mutter, welche ihm einen ganz neuen und tiefen Einblick in ihr Wesen gewährte, diese mahnende Warnung und zwar von einer Seite, von der er sie niemals erwartet hätte! Es schien ihm,

als ob Alles, was bisher dumpf in seiner Brust gährte, mit einem Male Gestalt und Farbe gewinne. Seit den letzten Stunden kam er sich um Jahre älter vor. Mit mächtiger Sympathie fühlte er sich zu dem Fremden hingezogen. Bisher hatte er den verschlossenen Mann im Grunde nur wenig beachtet. Jetzt erschien er ihm auf einmal in einem ganz neuen und geheimnißvollen Lichte. Was mochte dieser Signor Ruggieri alles erlebt und erlitten haben, ehe er in dem friedlichen Frankfurt seinen bescheidenen Wirkungskreis fand!

Max empfand ein brennendes Verlangen, Näheres über die Vergangenheit Signor Ruggieri's zu erfahren. Aber wie? Das war die Frage. Von ihm selbst war schwerlich eine Mittheilung zu erlangen. Es schien sogar, als bereute er bereits, was er vorhin gesprochen, denn als ob er eine Fortsetzung des Gesprächs unmöglich machen wollte, erhob er das Rapier, stellte sich in Positur und rief:

„Allons! En garde! Ueber dem Geplauder vergaßen wir ja ganz, weshalb Sie gekommen sind!"

Max hatte alle Hände voll zu thun, um sich der Angriffe seines Meisters zu erwehren. Obwohl sonst kein übler Fechter, war er heute allzu zerstreut, als daß er ganz bei der Sache hätte sein können. Nach einigen Gängen senkte Signor Ruggieri das Fleuret.

„Lassen wir's gut sein für heute! Es ist zu warm und überdies auch schon zu dunkel!" sagte er. „Kommen Sie morgen wieder, oder wenn Sie sonst Zeit haben. Die Wärme macht müde! Ich will einen Spaziergang um die Promenaden machen."

„Und ich gehe mit Monsu Max!" rief Angelica rasch. „Seine Mama hat mir frische Datteln versprochen!"

„Von der Kleinen werde ich vielleicht etwas erfahren, wenn ich es geschickt anfange" dachte Max. „Sie erlauben doch, daß Angelica heute mit uns zu Nacht ißt, Signor Ruggieri?" sagte er. „Meine Mutter hat sie eingeladen."

Der Italiener nickte, wechselte mit dem Kinde einige italienische Worte, zog dann den Rock an, setzte den Hut auf und verließ seine salle d'armes, nachdem er Max die Hand gedrückt und Angelica freundlich die vollen, runden, leicht gebräunten Wangen geklopft hatte. Die Kleine faßte ihren cavaliere wieder unter den Arm und stieg mit ihm die Treppe zu Herrn Drusins Wohnung hinauf.

Der Tisch war bereits gedeckt, aber Herr Drusin hatte mit seinen Leuten noch in dem Comptoir zu thun und Frau Friederike war in der Küche beschäftigt. Max setzte sich mit dem Mädchen an das Fenster.

„A propos, Angelica," begann er mit dem gleichgültigsten Tone von der Welt, „wie alt warst Du wohl, als Du mit dem Vater Venedig verließest? Dort habt Ihr ja gewohnt, ehe Ihr nach Paris ginget, nicht wahr?"

Angelica bejahete.

„Erinnerst Du Dich noch der Stadt?"

„Gewiß! Ich war ja bereits sechs Jahre alt, als wir von Venedig fortgingen."

„Ich möchte wohl einmal Venedig sehen. Man erzählt Wunderdinge davon!"

„Dort sind die Straßen Wasser, und anstatt in Wagen fahren die Leute in Kähnen!" sagte Angelica.

„Da bist Du wohl auch oft im Kahne gefahren?"

„Alle Tage! Battista, der Sohn der alten Bettina, war unser Gondelier. Wie ein Pfeil schoß seine Barke unter den Brücken weg durch die Canali und Rii, und wenn er an der Wassertreppe des Palazzo anlegte, hob er mich immer heraus und schwenkte mich in der Luft wie einen Ball. Das war lustig!"

„Und wem gehörte der Palazzo, in dem Ihr wohntet?" fragte Max ganz obenhin.

Das Mädchen sah ihn verwundert an.

„Wem sonst als Papa? Battista nannte ihn stets Sior paron, und dasselbe thaten die Anderen."

„Welche Anderen?“

„Nun, die anderen Leute im Hause, Giangiorgio, der Koch, Michele, der Portier, die alte Bettina und noch zwei oder drei, deren Namen ich vergessen habe.“

„Hattet Ihr denn so viele Leute im Hause?“

Angelica schwieg. Sie blickte sinnend vor sich hin.

„Du antwortest mir nicht?“ fragte Max, nachdem er eine Weile gewartet.

„Das ist seltsam!“

„Was ist seltsam?“

„Ich meine, es ist seltsam, daß ich das Alles so vergessen konnte. Die ganze Zeit her habe ich nicht mehr daran gedacht! Da war ja auch noch meine Aja, die gute Mademoiselle Rosina, mit der ich immer französisch plauderte!“

„Wer war Aja? Eine Verwandte von Dir?“

„O nein, Aja heißt soviel wie Gouvernante!“ meinte Angelica zerstreut. „Ich habe nie wieder etwas von ihr gehört!“

„Und weshalb hat Papa Venedig verlassen?“

„Das weiß ich nicht. Ich war damals noch zu klein, und später habe ich ihn niemals deshalb gefragt!“

„Erinnerst Du Dich denn noch, wie Ihr von dort fortgezogen seid?“

Angelica fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie Jemand, der aus dem Schlafe erwacht und seine Gedanken zu sammeln sucht.

„Auch das hatte ich vergessen, und jetzt fällt es mir auf einmal wieder ein!“ rief sie. „Es war Nachts. Ich schlief in meinem Bettchen. Da kam Bettina, weckte mich, kleidete mich weinend an und trug mich hinab zum Wasserthor, wo Papa und noch ein anderer Herr, in schwarze Mäntel gewickelt, bereits mit der Gondel auf uns warteten. Ich wollte weinen, aber Bettina hielt mir den Mund zu. Ich wunderte mich, daß Battista die Laterne an der Gondel nicht angezündet hatte, obwohl es stockfinstere Nacht war. Bettina gab mir ein Bonbon, schlug den Mantel um mich, denn es wehte ein kalter Wind und es regnete. Papa und der andere Herr sprachen kein Wort. Bei dem Schaukeln des Schiffs schlief ich wieder ein. Als ich erwachte, dämmerte es. Wir befanden uns mitten auf der Lagune. Drüben lag eine kleine Stadt. Ich kannte sie wohl, denn ich war schon öfter mit Bettina und Mademoiselle, zuweilen auch mit Papa dahin gefahren. Sie heißt Chioggia!“

„Und dort stiegt Ihr aus?“ fragte Max.

„O nein! Wir fuhren noch lange, lange auf der Lagune. Zuletzt ging es zwischen hohem Schilf hin.

Endlich landeten wir an einem öden Platze, wo weder ein Haus, noch ein Baum, noch eine Straße zu sehen war. Nichts als Schilf und niederes Gesträuch. Bettina trug mich. Was dann folgte, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur noch, daß wir bei einem einsam stehenden Häuschen eine Kutsche fanden. Wir stiegen ein, und dann ging es fort, zwei, drei Tage lang. Nur selten stiegen wir aus. Wir aßen sogar im Wagen. Zuletzt tauchten in der Ferne hohe Berge auf, wie ich niemals welche gesehen. Die Berge kamen näher und näher. Papa und der andere Herr hatten unterwegs nur wenig mit einander gesprochen. Da rief auf einmal der Herr: Ecco la frontiera!"

„Das heißt: hier ist die Grenze!" — unterbrach sie Max.

Angelica nickte.

„Ich konnte mich nicht genug wundern über die himmelhohen Berge, welche uns auf allen Seiten umgaben."

„Ihr waret also in der Schweiz?"

„La Svizzera! Richtig, so nannte der andere Herr das Land!" rief Angelika.

„Und seid Ihr lange in der Schweiz geblieben?"

„Ich denke, ziemlich lange. Wir wohnten in einer kleinen Stadt an einem großen See. Die Namen konnte

ich mir nicht merken, denn ich sprach damals noch kein Wort deutsch. Später gingen wir nach Frankreich. Ich erinnere mich noch recht gut, wie sehr ich erstaunte, als wir das erste Mal auf der Eisenbahn fuhren. So kamen wir nach Paris. — Ei, da ist Madame Drusin! Guten Abend, Madame Drusin!"

Der plötzliche Uebergang in Angelica's Erzählung wurde durch das Erscheinen Frau Friederikens hervorgerufen, welche, gefolgt von ihrer eine große Schüssel tragenden Magd, in's Zimmer trat. Angelica sprang auf und eilte ihr entgegen, um sie zu begrüßen und zugleich auch ein wenig nach den versprochenen Datteln Umschau zu halten.

Max war durch die Erzählung des Kindes nachdenklich geworden.

„Signor Ruggieri ist also ein Flüchtling, ein aus der Heimath Verbannter, der das bittere Brod der Fremde essen muß! Ja, nun erklärt sich auch sein ernstes, verschlossenes Wesen. Ohne Zweifel ist er ein politischer Verbrecher! Ob sein wahrer Name Ruggieri ist? Schwerlich! Eigentlich war es unzart von mir, daß ich die Kleine zum Plaudern brachte. Welches Recht habe ich, mich in Signor Ruggieri's Geheimnisse zu drängen? Soll ich Angelica sagen, sie möge mit ihrem Vater nicht davon sprechen, daß sie mir Allerlei

erzählt habe? Nein, das wäre ein zweites Unrecht. Ein Kind soll vor den Eltern keine Geheimnisse haben. Uebrigens wird sie wahrscheinlich morgen bereits Alles wieder vergessen haben, was sie mir heute erzählte!"

Von diesem Tage an betrachtete Max sowohl die kleine Venezianerin, als ihren stillen, schweigsamen Vater mit ungleich lebhafterem Interesse als vorher, und über Beide so wie über ihre ferne Heimath im Süden, aus welcher verbannt sie in der Fremde weilen mußten, wob seine jugendliche Phantasie, ihm selbst unbewußt, den duftigen Schleier der Romantik.

Drittes Kapitel.

Ein Mann der Wissenschaft.

Professor Braun wohnte in Klapperfelde. Mit diesem etwas absonderlichen Namen bezeichnet der Frankfurter eine Straße unfern dem Eschenheimer Thore. Die Gegend liegt ziemlich abseit von dem Verkehrsleben der Handelsstadt. Sie gehört zu jenem stillen Straßenzuge, welcher sich in weitem Bogen vom Untermainthor parallel mit den Promenaden nach dem Obermainthore hinzieht, und in seinen unteren Theilen die Paläste der Geldaristokratie umschließt. Zu den aristokratischen Vierteln gehörte das Klapperfeld allerdings nicht, oder, besser gesagt, es gehörte zur Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, das heißt, um die zweite Hälfte der vierziger Jahre, nicht dazu. Seitdem ist jedoch auch in Frankfurt Manches anders geworden, und es wäre wohl möglich, daß auch das Klapperfeld im Range gestiegen ist.

Die Wohnung des Professors befand sich im zweiten Stocke eines hübschen neuen Hauses. Aus den Fenstern der vorderen Zimmer bot sich eine prächtige Fernsicht über die Promenaden, die eleganten Villen und dahinter über die fruchtbare Ebene, welche mit dem bewaldeten Taunusgebirge und dem höchsten Punkte desselben, dem Feldberge, ihren Abschluß findet. Die „gute Stube," oder, wie man heute sagen würde, der „Salon," bildete das Eckzimmer gegen eine schmale Seitengasse. Neben derselben, und durch die „gute Stube" von der ganzen übrigen Wohnung getrennt, hatte der Gelehrte seine Geisteswerkstatt aufgeschlagen. Es war ein ziemlich beengter Raum mit nur einem Fenster. Aber dieses Fenster ging hinaus nach den Promenaden, und Professor Braun brauchte nur die Augen von seinem Studirtische zu erheben, um mit einem Blicke so und so viele Quadratmeilen der schönsten Erde Deutschlands zu umfassen.

In dem Studirzimmer sah es aus, wie in jedem Studirzimmer eines deutschen Gelehrten. Wir brauchen uns also mit einer Beschreibung desselben nicht aufzuhalten. Indessen hatte es vor ähnlichen Räumen doch etwas voraus, nämlich die musterhafteste Ordnung. Die Einbände der Bücher in dem großen Bücherschranke waren blank und rein. Obwohl der breite Schreibtisch

von Papieren, Broschüren, dicken Folianten und anderen Rüstzeugen der Gelehrsamkeit strotzte, lag doch Alles an seinem gehörigen Platze. Sogar die Kielfedern, — Professor Braun schrieb nur mit solchen — wurden nach dem Gebrauch sorgsam ausgeputzt, und das Dintenfaß aus weißem Porzellan zeigte auch nicht einen schwarzen Flecken. Zur Seite der Fenster bemerkte man einen großen Käfig mit einem Staar. Der gelehrige Vogel war der Liebling des Herrn Professors und der ständige Gefährte seiner wissenschaftlichen Forschungen.

Professor Braun, ein schmächtiger Mann von einigen fünfzig Jahren, unterrichtete am Gymnasium in den oberen Klassen deutsche Sprache und Literatur. Das war sein Hauptfach. Als „Nebengegenstand," wie er zu sagen pflegte, docirte er französisch und englisch. Seine Lieblingsbeschäftigung aber bildete die vergleichende Sprachforschung und Etymologie, damals noch eine der jüngsten unter den modernen Wissenschaften, welche durch deutschen Geist und deutschen Fleiß in's Leben gerufen, unter Bopp, Diez und Anderen ihre ersten Triumphe feierte. Diesem Studium widmete Professor Braun fast die ganze Zeit, welche er von seinen Berufsarbeiten erübrigte. Sein Gehalt, verbunden mit den Zinsen des Vermögens seiner Gattin, Frau Regina, mit welcher er seit nahezu fünfundzwanzig Jahren in kinderloser Ehe

lebte, machte es ihm möglich, seiner Privatneigung folgen zu können, ohne sich, gleich so manchem seiner Collegen, mit dem erwerbsmäßigen, geistlähmenden Stundengeben abmühen zu müssen. Professor Braun befand sich somit in der glücklichen Lage, seine schriftstellerischen Bestrebungen ausschließlich im Interesse der Wissenschaft zu verwerthen.

Die äußere Erscheinung des Mannes bekundete ebenso wenig die bei deutschen Gelehrten sprüchwörtliche Unordnung und Mißachtung des Aeußerlichen, als das Aussehen seines Studirzimmers. Schlafrock und Pantoffeln waren für Professor Braun unbekannte Dinge. Auch die sacramentale lange Pfeife mit dem für gewöhnlich halb verstopften Rohre fehlte bei ihm. Er rauchte nur wenig, dafür aber trug das Cigarrenkistchen auf dem Studirtische eine gewählte Marke. Das Hemd zeigte sich jederzeit blüthenweiß, desgleichen die Manschetten, deren feine Falten eine ungemein weiße, fast weiblich zarte Hand mit schmalen Fingern umschlossen. Böse Zungen behaupteten, Herr Professor Braun kokettire zuweilen ein wenig mit dieser aristokratischen Hand, aber jedenfalls war dies nur Verleumdung, denn wie durfte man einem Gelehrten, dessen ganzer Sinn auf keltische, griechische, lateinische und gothische Wurzeln ging, eine solche Schwachheit gewöhnlicher Menschenkinder zutrauen?

Die Züge des feingeschnittenen Gesichts, die stahlblauen, etwas tiefliegenden Augen unter der breiten, gewölbten Stirn verriethen den Forscher. Trotz seiner wohlgezählten vierundfünfzig Jahre war das noch immer volle, leicht gekrauste Haar nur sehr wenig gebleicht, und auch die Augen, obwohl sie weit mehr auf engedruckten Buchzeilen als auf den grünen Matten und Wäldern draußen vor den Fenstern weilten, bedurften noch immer nicht der unterstützenden Gläser. Stets vollkommen glatt rasirt, stets sorgfältig, wenn auch nicht gerade modern elegant gekleidet, glich Professor Braun mehr irgend einem wohlaccreditirten Kauf- und Handelsherrn der freien Reichsstadt, als einem Gymnasiallehrer. Was das Verhältniß zu seinen Schülern betrifft, so erfreute sich der Professor der allgemeinen Verehrung, ohne daß er sich auch nur im Entferntesten bemüht hätte, sich solche durch die gewöhnlichen Mittel zu erwerben. Er konnte sogar eher für etwas zugeknöpft, als für besonders zugänglich gelten. Vielleicht mochte bei ihm die gänzliche Abwesenheit jener kleinen Sonderbarkeiten und Schrullen, welche nur allzuleicht die übermüthige Laune der jungen Leute heraus fordern, die Ursache sein, daß er niemals mit dem leichtsinnigen Gymnasiastenvölkchen in unangenehme Weiterungen gerieth. Auch dürfte der ganz äußerliche Umstand, daß Professor

Braun im Gegensatze zu seinen Collegen seine größeren Schüler nicht nach der altpatriarchalischen Weise mit „Du," sondern stets mit dem höflichen „Sie" anredete, dazu beigetragen haben, ihm die Sympathien der für solche Dinge ungemein empfänglichen Jugend zu gewinnen. Uebrigens gebrauchte Professor Braun zuweilen doch das Wörtchen „Du" einem Schüler gegenüber, aber in diesem Falle galt es als die allerhöchste Auszeichnung, und der auf solche Weise Bevorzugte war stolzer auf sein „Du," als mancher Diplomat auf das Großkreuz irgend eines hohen fremdländischen Ordens.

Max Drusin war zu wiederholten Malen dieser seltenen Auszeichnung theilhaftig geworden, und konnte somit als Professor Brauns erklärter Liebling gelten. Er verdankte solches weniger seinen tüchtigen Leistungen in den vorgeschriebenen Lehrfächern, als vielmehr seiner Vorliebe für das Steckenpferd des Professors, das heißt für vergleichende Sprachwissenschaft und Wortforschung. Von seinem Lehrer mit der Reinschrift eines hochgelehrten Programmaufsatzes „über keltische Wurzeln in deutschen Ortsnamen" betraut, besorgte er die Arbeit zu voller Zufriedenheit des Meisters. Bei dieser Gelegenheit bemerkte Professor Braun, daß Max sich für den Gegenstand weit mehr interessirte, als man dies von einem so jungen Manne erwarten durfte. Seit jener Zeit ent-

wickelte sich zwischen Lehrer und Schüler ein innigeres Verhältniß. Max wurde die Ehre zu Theil, für den Gelehrten einzelne Vorarbeiten machen zu dürfen. Hierdurch kam es zu häufigem Meinungsaustausche über diesen oder jenen Punkt, und der Schüler gewann ein stets wachsendes Interesse für die Sache.

Der Tag nach den bereits erzählten Vorgängen war ein Sonntag. Professor Braun hatte somit keine Vorträge im Gymnasium, und Max durfte mit Sicherheit darauf rechnen, ihn zu Hause zu treffen. Gegen elf Uhr Morgens machte er sich auf den Weg nach dem Klapperfelde. Als er die Treppe zur Wohnung des Professors hinaufstieg, klopfte ihm doch das Herz ein wenig. Er fühlte, daß dieser Schritt zu einem Wendepunkte in seinem Lebenslaufe führen konnte. Auch war er keineswegs sicher, wie Professor Braun die Bitte um einen Rath aufnehmen würde. Es schien ihm beinahe allzukühn, den Gelehrten mit einer persönlichen Angelegenheit zu belästigen.

Auf sein Läuten öffnete ihm, da die Köchin gerade ausgegangen war, Frau Regina in eigener Person. Die Professorin, eine etwas formreiche Dame, mochte ungefähr um zehn Jahre jünger sein als ihr Gemahl. Sie trug eine schneeweiße Küchenschürze und hielt den Koch-

löffel in der einen Hand, während die andere die Thürklinke faßte.

„Ist der Herr Professor zu sprechen?“ fragte Max, die Lebensgefährtin des Gelehrten hochachtungsvoll begrüßend.

Frau Regina kannte Max von früher und war ihm, seiner Höflichkeit halber, wohl gewogen.

„Seit dem Frühstück sitzt er drüben in seinem Zimmer und sucht nach Wurzeln!“ sagte sie, mit dem Kochlöffel nach der Thür zur „guten Stube“ deutend. „Heute muß er besonders tief graben, denn er hat sich seitdem nicht wieder blicken lassen. Sogar nach seiner Bouillon hat er noch nicht gefragt! Bitte, junger Herr, erkundigen Sie sich doch ein wenig, ob heute vielleicht bei den alten Kelten oder Vandalen oder einer anderen gelehrten Nation ein Fasttag im Kalender steht! Wenn dies der Fall ist, würde ich mich mit dem Mittagessen danach richten!“

„Ich werde es bestens besorgen, Frau Professorin!“ erwiderte Max, seine Heiterkeit unter einer tiefen Verbeugung verbergend.

Er fand, wie er dies erwartet hatte, den Gelehrten in einer ganzen Rüstkammer des Wissens verschanzt. Vor ihm lagen aufgeschlagen drei dicke Folianten, auf den vierten stützte er den Ellbogen, und der fünfte ruhte

auf seinem Knie. Der Staar begrüßte den Eintretenden mit einem langen Pfiff und krächzte dann, auf dem einen Beine stehend und das andere zum Bauche hinaufziehend, zweimal „Jakob!“ Professor Braun machte gegen den Käfig eine ungeduldig abwehrende Geberde, nickte Max zu, ohne seinen höflichen Gruß mit Worten zu erwidern und blätterte weiter in seinen Büchern.

Max blieb bescheiden in der Nähe der Thür stehen und wartete geduldig, bis der Gelehrte sich zu ihm wenden würde.

„Dieser Duchat ist wirklich köstlich mit seinem jambage!“ murmelte der Professor, die Blattseite unwillig umschlagend, „als ob man ein Faß mit den Beinen ausmäße! Und dieser Grandgagnage ist wo möglich noch köstlicher! Laß doch sehen, was Monsieur Menage weiß!“

Und zu einem anderen Buche langend, blätterte er eine Weile darin.

„Da haben wir's! Galba soll die Wurzel sein!“ rief er höhnisch. „Bei Sueton soll sich das gallische Wort finden! Als ob die alten Gallier ihre Humpen geaicht hätten! Das ist einfach abgeschmackt! Da gefiele mir das altfranzösische jalaie, Niederlatein galo, doch besser! Wenigstens giebt es einen Sinn! Aber wo, um's Himmels Willen, nehmen wir das g her?“

Professor Braun warf bei den letzten Worten einen verzweiflungsvollen Blick zum Himmel, als erwartete er von dort her die mangelnde Erleuchtung. Der Himmel schien jedoch auch nicht über den Ursprung des verhängnißvollen g Aufschluß geben zu können, denn Professor Braun stieß einen schweren Seufzer aus, stützte den Kopf in die Hand und versank in tiefes Nachdenken.

Max wurde neugierig. Er vergaß für den Augenblick ganz, weshalb er gekommen war. Leise nähertretend schielte er von der Seite auf das Papier, und las dort das ihm unbekannte Wort jauger.

„Bitte, Herr Professor, was heißt jauger?“ fragte er schüchtern.

„Jauger, mein Sohn, heißt „aichen,“ das heißt den Inhalt eines Flüssigkeitsmaßes gesetzlich feststellen,“ versetzte Professor Braun ohne aufzublicken. „Seit einer Stunde zermalme ich mir das Gehirn um die Etymologie dieser nichtswürdigen Form! Aber ich kann es zu nichts Vernünftigem bringen!“

„Haben Herr Professor bereits bei Diez nachgesehen?“

„Das ist es ja eben!“ rief der Professor unmuthig. „Dieser große Mann, dieser Heros der Wissenschaft, wird ohne Zweifel die richtige Erklärung wissen! Aber

ist es nicht schimpflich, wenn man, um etwas zu erfahren, erst immer sich hinter ihn stecken muß wie ein Kind, das sich hinter den Rock der Großmutter flüchtet? Der echte Forscher muß allein seine Wege wandeln, so lange es geht. Merke Dir das, mein Sohn!"

Professor Braun hatte „Du" zu ihm gesagt! Eine flüchtige Röthe überzog das hübsche Gesicht des jungen Mannes. Ermuthigt trat er noch einen Schritt näher.

„Wenn wir das u in l verwandeln, dann hätten wir alger, Herr Professor," sagte er mit unsicherer Stimme. „Es ergäbe sich also ein lateinischer Typus algare oder alcare, vielleicht auch alicare."

Professor Braun blickte auf. Seine dunklen Augen hefteten sich mit durchdringender Kraft auf die des Schülers.

„Sehr gut, mein Sohn!" rief er, „aber was heißt alicare? Da hängt's!"

„Die Frau Professorin läßt fragen, ob der Herr Professor nicht seine Bouillon wünschten?" unterbrach die Köchin, die Thür öffnend.

„Gleich, gleich! Jetzt nicht!" erwiderte heftig abwehrend der Gelehrte, „alicare, alicare! Der Typus ist richtig. Aber was ist alicare?"

Die stämmige Köchin schloß kopfschüttelnd die Thür.

„Wenn an eine Form qualicare zu denken wäre," meinte Max etwas kühner als vorher, „dann kämen wir dem Sinne wohl ein wenig näher. Ich bitte um Entschuldigung, Herr Professor, wegen meines kecken Dareinredens! Aber die Sache interessirt mich!"

„Das glaube ich!" rief der Professor eifrig. „Wen sollte auch so etwas nicht interessiren? Das müßte ja gar kein Mensch sein! Also qualicare meinen Sie? Aber leider giebt es kein qualicare, sondern nur ein qualificare. Doch nein! Ist nicht aus nidificare auch nidficare, nidcare, nicare, altfranzösisch niger, neufranzösisch nicher, nisten, entstanden? Weshalb sollte also nicht auch aus qualificare eine Form qualficare, qualfcare, qualcare entstehen können? Ich frage warum? Mich genirt das ausgefallene f nicht im Geringsten!"

„Mich auch nicht, Herr Professor!" rief der Schüler ebenso eifrig.

„Wir sind auf der Spur!" sagte Professor Braun triumphirend: „Passen Sie auf, wir sind auf der Spur! Mir sagt es meine innere Ahnung! Was meinen Sie zu . . ."

Er vermochte den Satz nicht zu enden, denn in demselben Augenblick ging die Thür auf, und in der

Oeffnung zeigte sich Frau Regina in ernster Majestät, den Unterteller mit der Bouillontasse in der Hand.

„Nein, das ist denn doch schon zu arg!“ rief sie. „Jetzt ist es bereits halb zwölf Uhr vorbei, und noch immer hat der Mann seine Bouillon nicht getrunken! Da hört ja Alles auf!“

„Liebe Regina!“ entgegnete der Professor bittend, „wenn Du wüßtest, mit welch ernsten Dingen wir im Augenblicke beschäftigt sind!“

„Ich weiß schon! Wurzeln, Wurzeln und nichts als Wurzeln! Wenn es noch Suppenkräuter wären, dann wollte ich nichts sagen, die brächten wenigstens einen Nutzen! Aber über seinen ewigen Wurzeln vergißt der Mann Essen und Trinken, und schließlich ist das Alles doch für die Katz!“

„Suppenkräuter! Für die Katze!“ — rief Professor Braun entsetzt. „Nun, Drusin, sprechen Sie selbst! Was soll man zu solchen Reden sagen?“

Max machte ein verlegenes Gesicht.

„Da steht die Bouillon!“ sagte die energische Frau Regina, Tasse und Brödchen ohne alle Rücksicht auf einen der Folianten setzend. „In zehn Minuten komme ich wieder. Dann wollen wir sehen, wer recht behält, Deine Frau, oder Deine Wurzeln!“

„Ja, ja, liebe Regina, gleich werde ich trinken!“

erwiderte der Professor kleinlaut. „Du hast ganz recht!“ Und die Tasse behend von dem Buche auf den Tisch setzend, langte er eiligst zum Löffel.

Frau Regina entfernte sich siegesbewußt.

„Wie lange sind Sie schon verheirathet?“ begann der Professor nach einer Pause, indem er verlegen das Brödchen brach.

„Ich, Herr Professor?“ — fragte Max höchlichst verwundert.

„Sehen Sie, nun rede ich Unsinn!“ sagte Professor Braun noch mehr verlegen. „Meine Frau hat mich mit der unglücklichen Bouillon, welche auch richtiger das oder der Bouillon, — le bouillon, — heißen sollte, ganz aus dem Concept gebracht. Ich meine, ein Mann, dem es wirklich Ernst ist um die Wissenschaft, sollte gar nicht heirathen! Merken Sie sich das für die Zukunft! Wir waren auf dem besten Wege, und nun können wir wieder von vorn anfangen!“

„Damen haben kein Verständniß für solche Dinge“ — meinte Max begütigend, während der Professor mit beschleunigtem Eifer seine Tasse auslöffelte. „Man darf ihnen das nicht übel nehmen!“

„Wohl wahr!“ erwiderte der Gelehrte, den Kopf bedeutungsvoll wiegend. „Und doch, was giebt es Wichtigeres für die Menschheit, als die Sprache? Lebt

in der Sprache nicht die Seele eines Volks? Erkennen wir nicht aus der Sprache weit besser als aus Hunderten von Chroniken und Geschichtswerken das innerste Wesen eines Jahrhunderts? Und welch ein Wunderwerk ist die Sprache, oder vielmehr sind die Sprachen? Sie sind des Menschen eigenstes, sie sind sein stolzestes Werk! Aus der Sprache heraus wächst das Höchste auf Erden, die Poesie! Der ist kein Dichter, der nicht die Sprache bis in ihre letzten, feinsten Geäder kennt!"

Professor Braun hatte mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Wärme gesprochen. Seine Worte fanden in der Brust des jungen Mannes ein begeistertes Echo.

„Glücklich, wer sein Leben einem Studium gleich diesem widmen könnte!" — rief er.

„Und wer hindert Sie es zu thun? Sie haben Talent, viel Talent dafür, und bei gehörigem Fleiße können Sie es weit bringen!"

Ueber die Stirn des jungen Mannes legte sich eine Wolke.

„Der Herr Professor berühren hier den Gegenstand, um dessen willen ich mir heute die Freiheit nahm, Sie zu besuchen und Sie um einen guten Rath zu bitten," — sagte er langsam.

„Richtig! Ich habe ganz vergessen Sie zu fragen, was Sie heute eigentlich zu mir geführt hat!" — rief

Professor Braun, rasch die Tasse leerend und sie dann auf ein Seitentischchen setzend. „Also, sprechen Sie!"

Max erzählte kurz und bündig, was er gestern mit der Mutter über die Wahl seines künftigen Standes gesprochen.

Professor Braun hörte ihm zu, ohne ihn mit einem Wort zu unterbrechen. Als der junge Mann zu Ende war, stand der Professor auf und nahm Hut und Stock und Handschuhe.

„Treffe ich Ihren Vater jetzt zu Hause?" — fragte er.

„Ohne Zweifel. Er ist um diese Zeit in seinem Comptoir!" — erwiderte Max, überrascht durch das summarische Verfahren seines Lehrers.

„Dann kommen Sie!"

Und ohne sich weiter um Frau Regina's angedrohte Wiederkehr zu kümmern, setzte er den Hut auf, faßte Max beim Arme und verließ mit ihm die Wohnung.

Unterwegs sprach er kein Wort. Tief versunken in Gedanken ging er so raschen Schrittes, daß Max Mühe hatte, an seiner Seite zu bleiben. Bei der Constabler-Wache angelangt, blieb er plötzlich stehen, tippte seinem Begleiter auf die Schulter und rief:

„Qualificare ist nichts! Aber äqualificare! Das ist's! Jetzt haben wir's! Gott sei Dank!"

Und über seine Züge flog das verklärte Lächeln herzinniger Befriedigung.

Max blickte den Mann verwundert an. Professor Braun hatte also den ganzen Weg über an nichts Anderes als an die gesuchte lateinische Urform des problematischen französischen Zeitworts jauger gedacht!

Wie von einem Alpdruck befreit, athmete der Professor tief auf. In ununterbrochenem Redestrom entwickelte er nun während des Gehens eine Fülle der scharfsinnigsten etymologischen Conjecturen, und als sie bei Herrn Drusin's sen. Ladenthür anlangten, erfuhr Max noch zum Schlusse, daß das ordinäre französische Wort mauvais, welches so viele leichtsinnige Menschenkinder jahraus jahrein gedankenlos gebrauchen, keineswegs, wie Ignoranten meinen, vom Lateinischen malum, sondern von dem Gothischen Calva-ves-is herstammt.

„Gebe Gott, daß er mit dem Vater nicht auch auf Etymologie kommt!“ — dachte er, indem er dem Professor die Ladenthür öffnete — „sonst geht die Sache schief!“

„Es ist nicht schicklich, daß Sie meiner Besprechung mit Ihrem Herrn Vater beiwohnen,“ — sagte der Professor. „Gehen Sie hinauf zu Ihrer Mama! Sie werden das Weitere schon erfahren!“

Damit trat er in das Comptoir, wo Herr Drusin

sen., nicht weniger verwundert über den unerwarteten Besuch, von seinem hohen Schreibstuhle sprang, um den Gelehrten zu begrüßen.

Max eilte hinauf und machte Frau Friederiken rasch von dem Geschehenen Mittheilung. Beide harrten mit nicht geringer Spannung des Erfolgs.

Nach einer halben Stunde etwa erschien Franz, der Lehrling, mit der Meldung, Herr Max möge hinabkommen in's Comptoir.

„Gott gebe, daß Alles gut gehe!" — sagte Frau Friederike halblaut, während sie dem Sohne die Hand reichte.

Max fand die beiden Herren in dem kleinen Seitenstübchen neben dem Comptoir. Herr Druſin sen. sah sehr ernst drein. Professor Braun saß kerzengerade auf dem schwarzledernen Sopha. Er nickte Max zu, als dieser eintrat.

„Höre, Max," begann der Kaufmann, sich zu dem Sohn wendend — „der heutige Tag entscheidet über Dein ganzes künftiges Leben. Ich habe mit Herrn Professor Braun lange über Dich gesprochen. Er versichert mir, daß Dir eine schöne Zukunft in Aussicht stehe, wenn Du mit dem gleichen Eifer wie bisher Deinen Studien obliegest. Sage mir aufrichtig: Fühlst Du keinen Beruf zum Kaufmannsstande?"

„Wenn Du es wünschest, lieber Vater, werde ich Kaufmann!“ — sagte Max so ruhig, als ihm dies im Augenblicke möglich war — „ich habe dies bereits gestern der Mutter gesagt!“

„Es handelt sich nicht um meine Wünsche, sondern um Deine Neigung“ — erwiderte Herr Drusin nachdrücklich.

„Dann, lieber Vater, bitte ich Dich, mich weiter studiren zu lassen!“

Man sah es Herrn Drusin an, daß ihm der Entschluß nicht leicht wurde. Aber er hatte Professor Braun versprochen, er wolle dem Sohn freie Wahl lassen, und als ehrenfester Kaufmann stand er zu seinem Wort.

„Nun wohl, Max, es sei!“ sagte er langsam. — „Ich verhehle Dir nicht, daß damit mein Lieblingswunsch zu nichte wird! Du bist mein einziges Kind! All meine Arbeit, mein einziges Streben gilt Deiner Zukunft. Ich dachte es mir als selbstverständlich, daß Du einst an meine Stelle treten und meine ehrenhaft geführte Firma in der gleichen Weise weiter führen würdest. Das ist aber nur möglich, wenn Du aus eigenem, freien Willen die kaufmännische Laufbahn betrittst. Wo dieser Wille mangelt, ist nichts zu machen! Vielleicht ist es Dir beschieden, in anderer Weise den

Namen Druſin zu Ehren zu bringen. Verſprichſt Du mir, dies thun zu wollen, ſoviel in Deinen Kräften ſteht?"

„Ja, lieber Vater, ich verſpreche es Dir aus vollem Herzen!"

Max ſchlug in die dargereichte Hand ſeines Vaters. Dieſer blickte ihm lange prüfend in die Augen.

„Gedenke dieſer Stunde, mein Sohn!" — ſagte Herr Druſin mit weicherm Tone, als vorher — „ſie möge Dir beweiſen, daß einem Vaterherzen kein Opfer zu ſchwer iſt! Und nun danke dem Herrn Profeſſor für ſeine gütige Fürſprache!"

Max wandte ſich zu dem Gelehrten, der während der ganzen Scene weder ein Wort geſprochen, noch eine Bewegung gemacht hatte.

„Wie ſoll ich Ihnen danken, Herr Profeſſor?" — rief er mit überſtrömendem Gefühle.

„Mir perſönlich haben Sie gar nicht zu danken!" — erwiderte Profeſſor Braun ſehr kühl. „Nicht in Ihrem Intereſſe habe ich gehandelt, ſondern in dem der Wiſſenſchaft. Man hat Sinn für das Studium der Sprachen, wie man Sinn hat für Muſik oder für Malerei, nur daß der Sinn für unſere Wiſſenſchaft weit ſeltener iſt, als der für die ſchönen Künſte. Beſitzt ein Menſch dieſe koſtbare Naturgabe, dann iſt es ſeine

Pflicht und Schuldigkeit, sie auszubilden, soviel er kann, und wer ihm dabei behilflich ist, thut auch nur seine Pflicht und Schuldigkeit. So stehen die Sachen! Haben Sie mich verstanden? Die Wissenschaft ist ein Heiligthum! Wen sie zu ihrem Dienste beruft, der muß dem Rufe Folge leisten, sonst ist er ein Taugenichts! So, mein Lieber! Das merken Sie sich! Und nun können Sie gehen. Ich habe mit Ihrem Vater noch etwas zu sprechen!"

Max war ganz verblüfft durch die Standrede. Auf seinen Enthusiasmus wirkte sie merkwürdig abkühlend. Er machte dem Professor, der in diesem Augenblick zugeknöpfter als jemals erschien, eine tiefe Verbeugung, dankte nochmals seinem Vater und eilte dann hinauf zu Frau Friederiken, um ihr das Ergebniß der Besprechung mitzutheilen.

Frau Drusin schloß den Sohn stumm in die Arme. Max fühlte, wie eine Thräne voll und warm auf seine Wange tropfte.

Viertes Kapitel.

Am achtzehnten September.

Zu den mannigfachen Vortheilen, deren sich die erbgesessenen Bürger der ehemaligen freien Reichsstadt Frankfurt erfreuten, gehörte auch der, daß diejenigen ihrer Söhne, welche sich dem Studium widmeten, nicht zu dem Besuch einer bestimmten Universität verhalten waren. Es stand ihnen die Wahl der alma mater vollkommen frei, vorausgesetzt, daß es eine deutsche Hochschule war. Max Drusin entschied sich, nachdem er das Maturitäts-Examen glücklich bestanden hatte, auf Professor Brauns Empfehlung für Bonn.

Der Abschied aus dem väterlichen Hause fiel ihm schwer. Zum ersten Mal in seinem Leben sollte er für längere Zeit aus diesen trauten Räumen scheiden; zum ersten Mal sollte er Wochen und Monate lang der Mutter nicht in die lieben treuen Augen blicken, die

ernsten und dabei doch so wohlwollenden Züge des Vaters nicht sehen! Aber er hatte sich selbst den Beruf gewählt, und nun hieß es, sich mit männlichem Muthe in das Unvermeidliche finden.

Max wollte mit dem Abendzuge der Taunusbahn Frankfurt verlassen und die erste Nacht in Mainz zubringen, um am zweitnächsten Morgen, nachdem er die uralte Stadt und damalige deutsche Bundesfestung etwas genauer als bisher besehen, mit dem ersten Dampfer den Rhein hinab nach der neuen Heimath zu fahren. Als alles zum Aufbruch bereit war, ging er hinab zu Signor Ruggieri, um sich von ihm und Angelica zu verabschieden.

Der Italiener empfing ihn ungemein herzlich und gab ihm die besten Rathschläge mit auf den Weg, darunter auch den, welchen schon Ehren-Polonius dem Sohn mit auf die Reise gab, nämlich Max solle niemals leichtsinnig vom Leder ziehen und mit seiner Geschicklichkeit im Fleuretfechten Mißbrauch treiben, aber auch anderseits sich nicht von Professionsraufern in's Boxhorn jagen lassen. Der Student versprach die weise Lehre treulich zu befolgen, und erkundigte sich darauf nach Angelica.

„Ich weiß nicht, wo sie ist" — erwiderte Signor Ruggieri, indem er dem jungen Mann zum Abschied

die Hand drückte. — „Vor wenigen Augenblicken war sie noch da! Ich denke, sie ist zu Ihnen hinaufgesprungen!“

Die Treppe nach dem zweiten Stock bildete einen kleinen, ziemlich dunkeln Absatz bei dem schmalen, nach dem Hof gehenden Fenster. Als Max hinaufstieg, fand er hier Angelica, wie es schien, seiner harrend. Die Kleine hielt in der Hand eine frisch aufgeblühte Monatrose, und hatte verweinte Augen. Sie trat ihm rasch entgegen, ehe er noch die Stufen zum Treppenabsatze ganz hinaufgeschritten war und hielt ihn an. Da Max auf der vorletzten Stufe stehen blieb, befanden sich Beide in gleicher Höhe.

„Ei, da bist Du ja, Angelica!“ — sagte er. — „Kommst Du von droben?“

Die Kleine schüttelte den Kopf.

„Du hast mich also hier erwartet?“

Angelica nickte und sah ihn traurig an.

„Sieh' da, die schöne Rose! Wo hast Du denn diese her, jetzt im Herbst?“ — fuhr Max fort.

„Ich habe sie von meinem Rosenstock geschnitten, um sie Ihnen mit auf den Weg zu geben!“ — sagte Angelica, ihm die Blume reichend. „Wollen Sie sie haben?“

„Gewiß! Und ich danke Dir herzlich für das sinnige Geschenk, liebe Angelica!“ — erwiderte der junge Mann, mit der einen Hand die Blume nehmend und die andere dem Kinde reichend.

Angelica hielt die Hand fest.

„Heute blüht sie und morgen ist sie welk, dann können Sie sie in den Rhein werfen!“ — sagte sie halblaut.

„Wo denkst Du hin! Ich werde sie tragen, so lange sie frisch ist, und dann presse ich sie in meinem Notizbuch zum Angedenken!“

„Davvero? Wirklich?“ rief die kleine Italienerin, und ihre dunklen Augen leuchteten. „Sie werden mich also nicht vergessen, Monsu Max?“

„Vergessen? Wie sollte ich Dich vergessen? Ich vergesse Keinen von denen, die ich liebe!“

„Sie lieben mich also auch ein wenig, Monsu Max?“

„Wie seltsam Du fragst!“ — erwiderte Max lächelnd — „als ob Du das nicht selbst wüßtest! Aber weißt Du auch, daß Du mich mit Deinem reizenden Geschenk wirklich in Verlegenheit bringst? Was soll ich denn Dir zum Andenken dagegen geben? Ich habe gar nichts bei mir!“

„Darf ich mir's nehmen?" — fragte Angelica rasch und dabei doch furchtsam schüchtern.

„Gewiß!"

Das Mädchen sah ihn einen Augenblick unentschlossen an. Plötzlich wurde sie dunkelroth im Gesicht, schlang mit leidenschaftlicher Heftigkeit die Arme um seinen Hals und preßte einen brennend heißen Kuß auf seine Lippen. Dann brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus, sprang mit zwei Sätzen die Stufen hinab und verschwand um die Ecke.

Max stand da, die Rose in der Hand, und wußte nicht, wie ihm geschehen war.

„Ein merkwürdiges Kind!" — sagte er endlich kopfschüttelnd, indem er die Rose in's Knopfloch steckte. „Ich hätte nicht geglaubt, daß sie mich so lieb hat! Nun, ich werde ihr von Bonn etwas recht Hübsches zum Andenken schicken!"

Die unerwartete Scene überdenkend, ging er hinauf zu seinen Eltern, die bereits auf ihn warteten, um ihn nach dem Bahnhof zu begleiten.

Max hielt Wort. Er trug Angelica's Rose, so lange sie frisch war, und als sie anfing sich zu entblättern, legte er sie behutsam in seinen „Faust".

Bisher kannte der angehende Studiosus den Rhein noch nicht. Papa Drusin war kein Freund von Ver-

gnügungsreisen, und Max hatte nicht gewagt, ihn um die Mittel zu einer Rheinfahrt auf eigene Faust zu bitten. Ueberhaupt war er bis jetzt nicht weiter von Frankfurt weggekommen, als einmal nach Mainz und in die Wetterau, wo ein entfernter Verwandter seines Vaters ein Gut besaß. Die landschaftlichen Reize des sagengeheiligten deutschen Stroms, auf dessen Wellen ihn jetzt der Dampfer „Königin Louise" stolz hinabtrug, wirkten daher mit der vollen Kraft der Neuheit auf seine jugendliche Phantasie. Das liebliche Bingen, der dunkle Niederwald, die herrlichen Ruinen längs des Stroms, der geheimnißvolle Loreleifels, der drohende Ehrenbreitenstein zogen gleich phantastischen Traumgebilden an seinen durstigen Blicken vorüber. Dazu die bunte, vielgesprächige Reisegesellschaft auf dem Verdecke, und das Alles übergossen von dem durchsichtigen, sonnengoldigen Blau eines rheinischen Herbsthimmels. Alle Lieder, die er gelesen zum Preise des Rheinlands, von Beckers verschollenem „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" bis zu Heine's „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" klangen gleich einem mächtigen, vielhundertstimmigen Accord in seiner jungen Brust wieder. Er fühlte den ungestümen Drang, das Alles, was ihn so tief bewegte, ausströmen zu lassen, gleichviel, ob in Worten oder in Tönen, und doch hätte er es nicht

vermocht, diesem Rausch der Empfindung Gestalt und Form zu geben, denn jedes Wort schien ihm bettelarm, jeder Ton taub gegenüber dem, was er empfand. Er erinnerte sich an die lateinischen Hexameter, welche er einst auf Befehl des gestrengen Professors als Uebungen in der Metrik hatte zusammenschweißen müssen und die, zu seinem eigenen Erstaunen, Gnade gefunden hatten vor den Augen des Meisters. Mit mitleidigem Lächeln fragte er sich, ob es wohl möglich sei, diese Fülle von Empfindungen in lateinischen Hexametern wiederzugeben?

Gegen die Brüstung des Verdecks gelehnt, schlug er seinen „Faust" auf, um schauensmüde einige Verse aus der poetischen Bibel der Deutschen zu lesen. Da lag Angelica's Rose gerade bei der Scene, wo Faust Gretchen die Tiefe seiner Gefühle beschreibt. Max' Blick heftete sich auf die Blumenleiche, die auch im Tode noch so süß duftete. Die Gestalt des seltsamen Kindes tauchte vor seiner Erinnerung auf, und merkwürdig! — es war ihm, als werde er sich erst jetzt bewußt, wie schön das wilde, kleine Mädchen eigentlich sei. Auf's Neue fühlte er den Scheidekuß auf den Lippen brennen. Ohne recht zu wissen, was er thun wollte, nahm er den Bleistift aus der Brieftasche, und während der Dampfer an Burg Drachenfels vorüberbrauste, schrieb er, fast in einem

Zuge, nachstehende Verse, die ersten stammelnden Versuche seiner jungfräulichen Muse:

Die Rose gabst Du zum Abschied mir,
Du selbst eine knospende Rose!
Des Südens Tochter fand ich Dich hier
Eine Fremde, Heimathlose!

Ich trug die Rose, so lang sie geblüht,
Und als ihr Leben geschwunden,
Hat sie in Goethe's unsterblichem Lied
Ihr geheiligtes Grab gefunden.

Es rauscht der Rhein, im Abendschein
Erglüh'n der Veste Zinnen.
Ich aber, Angelica, denke Dein
In stillem Sinnen und Minnen.

Und ziehst Du dereinst zur Heimath fort,
Zu neuem, glücklichem Leben,
Sprich, denkst Du dann manchmal des Freundes dort,
Dem Du die Rose gegeben?

Max las die Verse zwei-, dreimal. Kopfschüttelnd betrachtete er das kleine, poetische Opus, das entstanden war, er wußte selbst nicht, wie. So lange er daran schrieb, gefiel es ihm. Aber jetzt, wo es fertig vor ihm dalag, wollte es ihm durchaus nicht mehr gefallen. Die Verse kamen ihm holperig, die Gedanken flach und nichtssagend vor. Er fühlte sich versucht, einen dicken Strich durch das Gedicht zu machen. Aber als er den Bleistift ansetzte, hielt er doch wieder inne.

„Bah, möge es bleiben als Erinnerung an eine schwache Stunde!“ — rief er, das Buch wieder zuklappend. „Wie würde Angelica, die wilde Hummel, lachen, erführe sie, daß ich sie hier, Angesichts der Burg Drachenfels, besungen habe! Wie ich nur auf den tollen Gedanken gekommen bin? Ich glaube fast, ihr Vater, der alte Ruggieri hat recht! In mir steckt etwas von einem Dichter! Es wird gut sein, wenn ich es mache, wie Professor Braun, und nach Wurzeln grabe! Dann vergehen mir wohl die poetischen Gelüste!“

Als das Schiff bei der Bonner Landungsbrücke anlegte, war es bereits dunkel geworden. Gefolgt von einem Packträger, der den schweren, durch Frau Friederikens mütterliche Fürsorge bis zum Bersten vollgepfropften Koffer auf einem Schubkarren hinter ihm dreinschob, hielt Max seinen Einzug in die rheinische Musenstadt. Bald wich unter dem Eindruck der neuen, lustigen Umgebung die sentimentale, vom Heimweh angehauchte Stimmung der ersten Tage. Der ehemalige Frankfurter Gymnasiast begann sich als akademischer Bürger zu fühlen.

Das deutsche Studentenleben vor Achtundvierzig besaß noch viel von seinem urwüchsigen, wenn auch etwas derbpoetischen Wesen. Die jungen Leute, namentlich in Bonn, trieben viele ideale Politik. Man las

Herweghs und Freiligraths Gedichte, man schwärmte für Heine und Börne und hoffte Großes von der Zukunft. Max fand sich bald in einem Kreise hitzköpfiger Genossen, die lieber heute als morgen der Herrlichkeit des deutschen Bundes den Garaus gemacht hätten. Natürlich nur in der Idee, denn zu Verschwörern war die Bonner Studentenschaft nicht geschaffen. Neben den Fachstudien, und oft zum Nachtheile derselben, beschäftigte man sich mit Philosophie. Das Jung-Hegelthum stand in seiner Spätblüthe. Auch Max versuchte zu kosten vom Baum philosophischer Erkenntniß. Bald aber merkte er, daß er zum Weltweisen doch nicht das Zeug hatte. Eine Vorlesung über Shakespeare gewährte ihm zehnmal mehr Reiz, als der scharfsinnigste philosophische Excurs. Alles Nebelhafte, nicht präcis Faßbare ließ ihn kalt. Daher fand er auch nur wenig Gefallen an dem Spielen mit Begriffen. Die junghegelianische Philosophie gehörte aber nun einmal zum guten Ton. Max suchte sich deshalb, um nicht als akademischer Böotier zu erscheinen, vor Allem die schwungvollsten Schlagworte des Jargons zu eigen zu machen. Das gelang über Erwarten und es dauerte nicht lange, so schwadronirte er ebenso lustig wie die übrigen heißblüthigen Weltumgestalter am Rhein.

Den mächtigsten Eindruck machten auf ihn die Vor-

lesungen über deutsche Literatur. Erst jetzt kam ihm der unermeßliche Geistesschatz seines Volkes voll zum Bewußtsein. Mit Feuereifer warf er sich zugleich auf das Studium fremdsprachiger Literatur, namentlich der englischen und italienischen. Bei seinem seltenen Sprachtalent machte ihm die Erlernung des italienischen Idioms wenig Schwierigkeit. Er freute sich sehr darauf, Signor Ruggieri und Angelica bei seiner Rückkehr nach Frankfurt in ihrer Muttersprache begrüßen zu können.

Die Correspondenz mit dem Sohn besorgte Frau Friederike. Sie vermeldete jedesmal gewissenhaft die Grüße des Italieners und seiner Tochter. Bisher hatte Angelica ihm nicht geschrieben, was ihn eigentlich ein wenig wunderte. Der letzte Brief, den er vor seiner Rückkehr zu Ostern nach Frankfurt empfing, enthielt jedoch ein Postscriptum von Angelica's Hand. „Mein Monatrosenstock treibt die ersten Knospen" — schrieb sie mit kleiner aber merkwürdig fester Hand — „wenn Monsu Max nicht zu lange bleibt, kann er die erste Rose bekommen!"

Lächelnd gedachte Max der Scene auf der Treppe und seines ersten, durch diese hervorgerufenen Gedichts. „Ich bin doch neugierig, die Kleine wiederzusehen," sagte er, „ob sie mich wohl auch bei meiner Rückkehr mit einem Kusse begrüßt?"

Die ersten Osterferien brachte er in Frankfurt zu. Er fand Alles, wie er es verlassen hatte. Angelica begrüßte ihn warm und herzlich, aber weder bei der Ankunft noch beim Abschied verstieg sie sich wieder bis zu einem Kusse. Max wollte es bedünken, als ob das Mädchen in der Zwischenzeit ebenso an Ernst und Sinnigkeit gewonnen habe, wie in körperlicher Entwickelung, denn trotzdem sie noch nicht ganz zwölf Jahre zählte, machte Angelica jetzt beinahe schon den Eindruck eines Fräuleins. Max war davon ein wenig überrascht. Er wußte noch nicht, wie rasch bei den Südländerinnen das Kind zur Jungfrau heranreift. So oft er später von der Universität in's Vaterhaus zurückkehrte, drängte sich ihm dieselbe Wahrnehmung noch in erhöhtem Maße auf. Jedes Mal kam ihm Angelica nicht nur schöner, sondern auch ernster, ruhiger, gesetzter vor. Sie verkehrte mit ihm ebenso freundlich wie sonst, aber sie machte keine Späße mehr, nannte ihn auch nicht mehr Monsu Max, sondern Herr Drusin, und schloß sich weit inniger als früher an Frau Friederike und an ihren ernsten Vater an, dessen Blick jetzt öfter als sonst mit befriedigtem Stolze auf dem Mädchen ruhte.

Max hatte in Bonn manche Freundschaft geschlossen. Ohne in eines der Corps einzutreten, verkehrte er doch viel mit einzelnen Corpsstudenten und besuchte auch fleißig

den Fechtboden, wo ihm die bei Signor Ruggieri erworbenen Fertigkeiten gut zu statten kamen. Seiner überlegenen Fechtkunst mochte er es verdanken, daß er bisher noch nicht auf die Mensur gekommen war. Das „Pauken" um des bloßen Paukens willen schien ihm unsinnig. Deshalb vermied er es, muthwillig zu „contrahiren." Er gedachte sowohl seines in dieser Beziehung Frau Friederiken gegebenen Versprechens, als auch der guten Lehren, die ihm Signor Ruggieri beim Abschied ertheilt hatte, und ging ruhig seiner Wege.

Trotzdem sollte ihm ein anderes Rencontre nicht erspart bleiben.

Zu Anfang des fünften Semesters war ein gewisser Otto von Rheda, ein Badenser, nach Bonn gekommen, welcher, wie man sich erzählte, trotz seiner fünfundzwanzig Jahre bereits ein ziemlich bewegtes Leben hinter sich hatte. Nachdem er früher in Heidelberg studirt, war er zum Militär gegangen und hatte es bis zum Officier gebracht. Irgend eine Katastrophe, deren nähere Einzelheiten Niemandem bekannt waren, bewogen ihn, den Dienst zu quittiren und sich wieder den unterbrochenen Studien zuzuwenden. Er hörte jetzt officiell juristische Collegien, besuchte jedoch nur selten den Hörsaal, und trieb überhaupt ein etwas wildes Leben. Trotz seines Adels zählte Herr von Rheda zu den ent-

schiedensten Demokraten. Keine Gelegenheit ließ er vorübergehen, ohne seinem Haß gegen Alles, was nur entfernt ein aristokratisches Gepräge trug, in der energischsten Weise Luft zu machen. Wie alle Convertiten, schien er durch verdoppelten Eifer glänzen zu wollen. Obschon er, den Jahren nach, bereits zu den „bemoosten Häuptern" zählte, trieb er es doch toller, als der ärgste „Renommirfuchs." Ein tüchtiger Schläger, suchte er vor Allen mit seinen damals in Bonn zahlreich vertretenen Standesgenossen anzubinden. Manches Gräflein und mancher Baron nahm auf seiner adligen Wange ein derbes Erinnerungszeichen an Otto von Rheda von der Hochschule mit.

Es kommt zuweilen vor, daß Menschen gleich beim ersten Anblick eine entschiedene Abneigung gegen einander empfinden. Das war auch mit Max Drusin und Otto von Rheda der Fall. Obwohl Ersterer keineswegs zu der dem adligen Demokraten so verhaßten Kaste gehörte, und seinerseits nach Möglichkeit einen Zusammenstoß mit dem Raufer vermied, kam es doch bei einer studentischen Festlichkeit kurz vor Schluß des Wintersemesters 1847—1848 zu einem von Rheda muthwillig provocirten Streite. Die Folge war eine Herausforderung. Otto v. Rheda ließ durch seine Kartellträger Stoßdegen vorschlagen, obwohl er sehr wohl wußte, daß Max Drusin gerade

in dieser Waffe ziemlich allgemein als der beste Fechter auf der Hochschule galt. Ohne Zweifel hoffte er den Gegner, falls dieser den Kürzeren zog, so am tiefsten zu demüthigen. Der Plan schlug jedoch fehl. Max Drusin bekundete sich auf seinem ersten ernsten Waffengange als Signor Ruggieri's gelehriger Schüler. Ein derber Stich in die rechte Seite, welcher Otto von Rheda zu vierwöchentlicher Beschaulichkeit im Bette, und dem Gegner zu eben so viel Wochen beschaulicher Zurückgezogenheit im Carcer verhalf, war das Resultat des Kampfes. Das Duell bildete geraume Zeit hindurch den Hauptgegenstand der Unterhaltung in den Studentenkreisen, bis andere und weit wichtigere Ereignisse die Aufmerksamkeit der akademischen Bürger in Anspruch nahmen. Von seiner Wunde geheilt, verließ Otto von Rheda die Universität, um nicht mehr dahin zurückzukehren. Weder er noch sein Gegner ahnten damals, unter welchen verhängnißvollen Umständen sie einander wiedersehen sollten.

Am 22. Februar war der Thron Ludwig Philipps zusammengebrochen. Die siegreiche Revolution hielt ihren Einzug in die Tuilerien. Wie Frühlingswehen flog der Hauch der jungen Freiheit über das alternde Europa. Bald regte es sich am Rheine und in Kurhessen. In Wien und in Berlin krachten die morschen

Staatssysteme über Nacht zusammen, und jubelnd begrüßte die Welt den neuen Tag. Auch in Frankfurt, unter den Augen des durchlauchtigen deutschen Bundes, gab es, wenn auch keine Revolution, so doch Krakehl genug, und schon im Mai trat in der alten deutschen Krönungsstadt das Vorparlament zusammen.

Max erhielt die Nachricht von dem gewaltigen Umsturz im Arrest. Er hätte die Eisenstäbe der wohlvergitterten Carcerfenster zerbrechen mögen, um in der wiedererlangten Freiheit das große Fest der Völkerfreiheit mit den Anderen zu begehen. Aber obwohl überall in der schönen Frühlingswelt die Kerkerpforten krachten, die seinige blieb fest verschlossen! Das wohledle Universitätsgericht kümmerte sich blutwenig um den großen Freiheitssieg, und hielt seinen unfreiwilligen Pensionär fest, bis er die ihm zuerkannten vier Wochen bei Stunde und Minute abgesessen hatte. Bei wohlverwahrten Thüren schrieb Max donnernde Freiheitslieder. Wie damals auf dem Rheine, so mußte er auch jetzt im akademischen Gewahrsam der bis zum Zerspringen geschwellten Brust Luft machen. Die Verse entströmten seiner Feder, er wußte nicht wie. Einem Freunde, dem es gestattet worden, ihn zu besuchen, las er einige dieser Lieder mit der ganzen Verschämtheit des jungen Poeten vor. Der wackere Rhenane nahm sie mit fort, um sie

den Anderen mitzutheilen. Als Max nach überstandener Strafe zum ersten Male wieder in der Kneipe erschien, schollen ihm als Willkommen seine eigenen Lieder entgegen. Ein sangeskundiger Commilitone hatte sie in Musik gesetzt. Das Gefühl stolzer Befriedigung schwellte seine junge Brust; er fühlte, daß das, was er empfunden, auch in den Herzen Anderer wiederklang. Es war der erste Triumph, den seine Muse feierte. Was er früher kaum geahnt, was er, wenn er es sich aufrichtig selbst gestand, nicht einmal recht gewollt hatte, — es war zur That geworden! Das Sturmeswehen des Völkerfrühlings hatte ihm seine eigentliche Mission erst zum Bewußtsein gebracht. Er fühlte sich als Dichter!

Im Sommersemester des Jahres 1848 wurde wenig studirt auf deutschen Hochschulen. Die jugendlichen Köpfe hatten mehr zu thun, als über Pandecten und Institutionen zu brüten. Jeder Tag brachte Neues und Aufregendes. Die Hörsäle standen verödet. Als es in Schleswig-Holstein losging, vertauschte mehr als Einer der Bonner Musensöhne die Feder mit der Kugelbüchse, und eilte hinab nach dem deutschen Norden, dem verlassenen Bruderstamme beizustehen im Freiheitskampf. Auch Max wäre für sein Leben gern mitgezogen. Papa Drusin, der die ganze Bewegung lange nicht so enthusiastisch auffaßte, wie sein Sohn, war aber anderer

Meinung. Er sprach ein Machtwort, welches den jungen Helden an die alma mater fesselte. Schon das Duell mit Herrn von Rheda, von dem Papa Drusin Kenntniß erhielt, hatte ihm sehr mißfallen, und er bestand fest darauf, daß Max nach vollendetem sechsten Semester sein Examen machen müsse.

„Du hast mir Dein Ehrenwort gegeben," sagte er zu dem Sohne, als dieser zum letzten Male nach Bonn fuhr, „Deine Studien mit männlichem Ernst zu betreiben. Willst Du ein Mann sein, so mußt Du Dein Wort halten! Beweise nun, daß Du ein Mann bist!"

Und Max hielt Wort, wie schwer es ihm auch werden mochte. Ende August wurde er rite zum Doctor philosophiæ promovirt. Nun war er ein freier Mann! Seine Verpflichtungen hatte er erfüllt. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn nach der Vaterstadt, wo die Geschicke des Vaterlandes der Entscheidung entgegen reiften. Es war ihm, als verletzte er die heiligste Pflicht, wenn er der großen Bewegung der Geister fern blieb. Von Angesicht zu Angesicht mußte er sie sehen, die Männer der Freiheit, welche in der Paulskirche tagten, und deren Namen in Aller Mund lebten. In fliegender Hast packte er, sobald die nöthigen Formalitäten erfüllt waren, seine Siebensachen zusammen, um gleich am nächsten Morgen rheinaufwärts der

Heimath zuzudampfen. Da, im Augenblicke, wo er sich bückte, um den Koffer zu schließen und noch einen letzten Blick durch das Zimmer gleiten ließ, um sich zu überzeugen, daß er auch nichts einzupacken vergessen habe, klopfte es.

Es war der Briefträger. Ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen, bedeutete Max den Mann, er möge das Schreiben auf den Tisch legen, reichte ihm das Porto und schloß den Koffer. Erst als dies geschehen, besah er die Aufschrift des Briefes. Zu seiner Ueberraschung erkannte er die Hand Angelica's.

„Wie kommt das Mädchen dazu, mir noch zu schreiben?" dachte er. „Ohne Zweifel weiß sie doch von meinen Leuten, daß ich morgen Abend in Frankfurt eintreffen werde! Da hat es jedenfalls etwas gegeben!"

Nicht ohne schwüle Ahnung öffnete er den Brief. Er lautete wie folgt:

„Ich wollte das Haus Ihrer Eltern nicht verlassen, ohne auch Ihnen Lebewohl zu sagen. Mein Vater besteht darauf, daß wir noch heute abreisen. Ich kann also Ihre Rückkehr nicht mehr erwarten, und deshalb muß ich schreiben.

Wir gehen heim nach Italien. Papa sagt, dort sei jetzt Alles anders geworden, und wir

brauchten nun nicht mehr in der Fremde zu weilen. Werden Sie mich nicht ganz vergessen, Herr Max, wenn ich fort bin? Ich weiß, ich habe Sie oft geneckt, als ich noch ein Kind war, ich bin oft recht unartig gewesen! Aber das ist schon lange her, und ich bin überzeugt, daß Sie nicht mehr an alle diese Dummheiten denken, die ich damals gemacht habe. Ich bin größer und verständiger geworden, und weiß jetzt, was sich für ein Mädchen schickt. Aber vielleicht schickt es sich nicht, daß ich Ihnen schreibe? Nun, dann müssen Sie mir es schon verzeihen! Ich kann nicht fortgehen, ohne Ihnen Lebewohl zu sagen! Wer weiß, ob wir uns jemals wiedersehen!

Die Thränen kommen mir in die Augen, während ich diese Worte schreibe, und ich kann kaum meine eigene Schrift lesen. Sie wissen nicht, Herr Max, wie schwer es mir fällt, von hier fortzugehen! Ich habe Ihre liebe gute Mama so gern, als ob sie meine eigene Mutter wäre, und auch Ihnen bin ich gut, wie einem Bruder! Wenn Sie nach Hause kommen, finden Sie droben auf Ihrem Bücherkasten, ganz hinten, wo Niemand hinsehen kann, ein kleines goldenes Kreuzchen, an einem venezianischen Kettchen. Das lasse ich Ihnen zurück

zum Andenken, und nehme mir dafür das Buchzeichen mit Ihrem Namen, welches Sie auf Ihrem Schreibtische liegen ließen, als Sie das letzte Mal hier waren. Die alte Bettina sagte mir oft, das Kreuzchen sei bei San Moisè geweiht und bringe demjenigen Glück, der es trage. Ich habe es getragen bis zu dieser Stunde. Ob es mir Glück gebracht hat, weiß ich nicht. Möge es Ihnen recht viel Glück bringen, lieber Max!

Und nun noch ein herzliches Lebewohl! In einer Stunde reisen wir ab! Papa sagt gerade Ihren Eltern Adieu und wird sogleich herabkommen. Ich muß mich beeilen, den Brief zu schließen, denn die Leute kommen schon, um unser Gepäck in den Wagen zu tragen. Leben Sie wohl, lieber, lieber Herr Max, und vergessen Sie nicht ganz

Ihre Angelica."

Max setzte sich auf den Koffer und las den Brief zum zweiten und zum dritten Male durch. Es war ihm, als könne er unmöglich an die Wahrheit dieser unerwarteten Nachricht glauben. Er sollte Angelica nicht mehr in dem Vaterhause finden, die ihm ebenso zu demselben zu gehören schien, wie er selbst! Niemals hatte er an die Möglichkeit gedacht, Signor Ruggieri könne eines Tages mit seiner Tochter Frankfurt verlassen.

Und nun war das gänzlich Unerwartete zur Thatsache geworden!

Der neugebackene Doctor stützte den Kopf in die Hand und begann über sein eigenthümliches Verhältniß zu Signor Ruggieri's Tochter nachzusinnen. Liebte er Angelica? Er war ihr gewiß herzlich gut, etwa so, wie er einer Schwester gut gewesen wäre, hätte er eine gehabt. Aber Liebe? Dieser Gedanke war ihm eigentlich noch nie gekommen! In seinen Augen war Angelica noch immer ein Kind, obwohl er sie einst, in sentimentaler Heimwehstimmung auf dem Dampfer besungen hatte und obwohl im Laufe der letzten Jahre allmälig aus dem Kinde die Jungfrau geworden war, was keineswegs von ihm unbemerkt blieb. Aber in dem Maße als Angelica älter wurde, wurde sie auch ihm gegenüber zurückhaltender und schüchterner. Während sie sonst in seiner Familie frei verkehrte, als gehörte sie dazu, hatte sie später bei seinen Ferienbesuchen in Frankfurt es stets so einzurichten gewußt, daß sie nur in seiner Abwesenheit zu Frau Friederike kam. Dadurch rückte sie ihm ferner als früher. Trotz einiger Studentenliebeleien gewöhnlichen Schlags, bei denen die Phantasie die Hauptrolle spielte, hatte Max bisher jenes echte, tiefe, das ganze Sein durchzitternde Gefühl noch nicht empfunden, welches allein den Namen „Liebe" verdient. Mit Angelica ein leicht-

fertiges Liebesgetändel anzufangen, selbst wenn sie ihm dabei auf halbem Wege entgegengekommen wäre, konnte ihm niemals in den Sinn kommen, denn dazu war ihm Signor Ruggieri's Tochter, die Jugendgespielin, viel zu gut. Um wie viel weniger hätte er daran denken können, als er die Zurückhaltung, den mädchenhaften Ernst der „wilden Hummel" von ehedem wahrnahm? So kam es, daß er mit Angelica nur auf dem Fuße freundschaftlicher Zuneigung stand, oder wenigstens zu stehen glaubte, und nun erhielt er plötzlich diesen Brief, welcher ihm das Verhältniß in einem ganz neuen Lichte zeigte.

Max fühlte sehr wohl, daß aus diesen Zeilen ein viel wärmeres Gefühl als die Freundschaft der guten Kameradschaft herausklang. Mit einem Male eröffnete sich ihm, wie durch Offenbarung, ein Blick in diese kindliche Mädchenseele, von deren eigentlichen, tieferen Empfindungen er bisher keine Ahnung gehabt hatte.

„O, welch ein blinder Hesse war ich!" — rief er, indem er den Brief zusammenfaltete und sorgfältig in die Brieftasche steckte — „das Mädchen liebt mich, und ich habe nichts davon gemerkt! Nun, vielleicht ist es besser so für uns Beide! Signor Ruggieri ist jedenfalls mehr, als wofür er sich bei uns ausgab. Schon damals, als mir Angelica die Geschichte ihrer Flucht aus Venedig erzählte, kam mir dieser Gedanke. Die Stelle in dem

Briefe, wo es heißt: in Italien sei Alles anders geworden und deshalb kehre er dahin zurück, bestätigt es. Ohne Zweifel hat er früher bei den politischen Vorgängen eine hervorragende Rolle gespielt. Sein ganzes Wesen und Benehmen ist das eines vornehmen Mannes! Zu welchem Ziele hätte unter solchen Umständen ein Liebesverhältniß zwischen mir und Angelica führen sollen? Siegt in Italien die Partei, welcher Signor Ruggieri angehört, dann nimmt er den früheren gesellschaftlichen Rang wieder ein, und der Unterschied der Stände müßte uns für immer scheiden. Dem Sohn eines bescheidenen Frankfurter Kaufmanns ist eine Venezianische Baronesse oder Gräfin — am Ende gar Prinzessin! — nicht bestimmt! Es ist also am besten so, wie es ist! Und doch! Erst jetzt, wo mir Angelica für immer verloren ist, fühle ich, daß ich sie tief und innig hätte lieben können! Zu spät! Der Traum ist zu Ende, ehe er noch begonnen hat!"

In seinem Zimmer in Frankfurt fand Max das goldene Kreuzchen, sorgfältig in Seidenpapier eingewickelt, an der bezeichneten Stelle. Als er die dünne Hülle öffnete, bemerkte er auf derselben einige flüchtig mit Bleistift geschriebene Worte. Addio! Ci rivedremo! Me lo dice il cuore! lauteten sie.

Er drückte feuchten Blicks einen Kuß auf das Email-

kreuzchen, schlang das feine Kettchen um den Hals und lies das kleine Geschmeide auf die Brust hinabgleiten. Dort blieb es, von Niemandem bemerkt, durch Jahre, eine stumme Erinnerung an die verrauschten Tage der Jugend.

Wochen und Monate vergingen, ohne daß von Signor Ruggieri und seiner Tochter Nachricht eintraf. Max hoffte im Stillen, ohne daß er es sich selbst zu gestehen wagte, Angelica werde ihm vielleicht doch ein paar Worte schreiben. Umsonst! Die Hausgenossen aus dem Süden waren und blieben verschollen!

Ein dreiundzwanzigjähriges Herz, und wäre es auch das eines Poeten, verzehrt sich nicht in sentimentalen Erinnerungen. Zwar vergaß Max keineswegs der lieblichen, kleinen Venezianerin, aber allgemach vermischte sich das Andenken an die Geschiedene mit der jedem Deutschen angeborenen Sehnsucht nach dem schönen Lande jenseit der Alpen. Er nahm sich fest vor, jede Gelegenheit zu benutzen, um Italien kennen zu lernen, ehe er sich an irgend einer deutschen Hochschule als Docent habilitirte. Dabei hoffte er, ein günstiges Geschick werde ihn vielleicht Angelica wieder finden lassen. Eine längere Reise nach dem Süden, sowie nach Frankreich und England, war schon durch seinen zukünftigen Beruf geboten. Mit diesem Berufe, sowie mit der großen

Tour hatte es indessen vorläufig noch gute Wege, denn in Italien und in Frankreich ging es wild genug zu, und auch in Deutschland nahm die politische Gestaltung der Dinge einen immer bedenklicheren Verlauf.

Auch im Hause Drusin war nicht mehr Alles wie sonst. Obwohl persönlich keineswegs einer freieren politischen Richtung abhold, konnte Herr Drusin sich als echter Frankfurter mit dem Gedanken der Revolution nicht recht befreunden. Er befürchtete, und sprach dies nicht nur dem enthusiastischen Sohne gegenüber, sondern auch bei jeder anderen Gelegenheit offen aus, der politische Umsturz werde schließlich der Selbständigkeit der freien Reichsstadt ein Ende machen. Hierzu kam nun noch, daß das früher so blühende Geschäft zu stocken anfing. Herr Drusin war kein Freund von vielen Worten, und noch weniger von unnützen Klagen. Aber sowohl Frau Friederike wie der Sohn merkten nur zu deutlich, daß er sich die Sache sehr zu Herzen nahm. Er wurde immer schweigsamer und ernster, und saß jetzt vom frühen Morgen bis spät in die Nacht in seiner Schreibstube, zählte, rechnete und schrieb Briefe, obwohl es nur sehr wenig zu thun gab.

So verging der Sommer des Jahres Achtundvierzig, und der Herbst rückte allgemach heran. Der schleswig-holstein'sche Krieg hatte durch den im Parlament wie

in der politischen Presse hartbekämpften Vertrag von Malmö seinen vorläufigen Abschluß gefunden. Für Frankfurt sollte dieses unselige Abkommen jedoch eine gänzlich unerwartete Katastrophe im Gefolge haben.

In der freien Reichsstadt befanden sich die unruhigen Elemente in entschiedener Minorität, und obwohl Frankfurt in gewissem Sinne als der Mittelpunkt der politischen Bewegung Deutschlands gelten konnte, war es doch in der Stadt selbst, abgesehen von einigen unbedeutenden Regungen, bis jetzt zu keinem größeren Conflicte gekommen. Die Bürgermiliz im Vereine mit dem „Linien-Bataillon" genügten, um die öffentliche Ruhe so ziemlich aufrecht zu erhalten und dem Parlament den nöthigen Schutz zu gewähren. Da kam die Nachricht von dem Vertrage von Malmö, und mit derselben der blutige Putsch vom 18. September.

Schon Tags vorher hatte auf der Pfingstweide eine stürmische Volksversammlung stattgefunden. Nach Schluß derselben wälzte sich der Menschenstrom, zumeist Zuzügler von draußen, aus dem Badischen, aus Kurhessen und Nassau durch das Allerheiligenthor hinein in die Stadt, der „Zeil" zu. Blousen, bisher nur sporadische Erscheinungen in Frankfurt, tauchten jetzt in Massen auf. Büchsenschüsse knallten aus den heranziehenden Haufen; wildes Gejohle erdröhnte durch die Straßen. Zu einem

ernsten Zusammenstoß kam es indessen nicht. Allerdings wurde während der Nacht die „Westendhall“ nächst dem Taunus-Bahnhofe arg zugerichtet. Die mißliebigen Parlamentsmitglieder, unter ihnen auch „Vater Jahn,“ welche man dort suchte, entgingen jedoch glücklich den ihnen zugedachten Mißhandlungen durch die Flucht, und als Frankfurt am Morgen des 18. September aus seinem unruhigen Schlummer erwachte, befand es sich bereits unter dem Schutze der während der Nacht aus Mainz herangezogenen preußischen, östereichischen und kurhessischen „Reichstruppen.“

Die Männer von der Pfingstweide ließen sich jedoch durch die Entfaltung der militärischen Macht in ihrem Vorhaben keineswegs irre machen. Unter den Augen der Soldaten wurden in den engeren, älteren Stadttheilen Barrikaden gebaut. Es war gerade Herbstmesse, und die Buden auf der „neuen Kräm“, am „Römerberg,“ in der „Döngesgasse“ und an anderen Orten lieferten dazu das trefflichste Material. Aus den Trödlerläden in der Judengasse requirirte man mit sanfter Gewalt Waffen und Waffensurrogate aller Art. Binnen wenigen Stunden erschien das sonst so friedliche, geschäftige Frankfurt gänzlich umgewandelt. Die Stadt starrte von Waffen, und bangend sahen ihre Bewohner den kommenden Dingen entgegen.

Gegen elf Uhr fielen die ersten Schüsse. Von welcher Seite, war nicht zu ermitteln, und von diesem Augenblicke wogte der ungleiche Kampf bis zum Einbruche der Nacht, wo die hessische Artillerie endlich die Aufständischen von ihren letzten Bollwerken vertrieb. Lichnowsky und Auerswald waren der Volkswuth auf der Bornheimer Haide zum Opfer gefallen. Wie ein Lauffeuer durchflog die Nachricht von dieser Blutthat die Stadt und versetzte Alles in fieberhafte Aufregung.

Herrn Drusins Haus lag zwar nicht in unmittelbarer Nähe der insurgirten Stadttheile, aber auch nicht so weit davon, daß es als unter allen Umständen gesichert erscheinen konnte. Alle Häuser in der Gasse hielten Thüren und Läden geschlossen; nur Herrn Drusins Laden blieb geöffnet. „Die Leute sind toll, aber sie sind keine Banditen!“ — hatte er dem Buchhalter ruhig erwidert, als dieser mit kreideweißem Gesichte und schlotternden Knien fragte, ob denn der Laden noch nicht geschlossen werden solle. „Waffen sind bei mir nicht zu finden, und meine Droguerien und Farbenwaaren können die Barrikadenmänner nicht brauchen. Weshalb sollten wir also schließen? Ich und mein Sohn sind Mannes genug, denen Rede zu stehen, die etwa kommen sollten!“

Dabei hatte es sein Bedenken. Max, obwohl er

mit seinen politischen Sympathien weit mehr auf Seiten der Gegner als der Vertheidiger des erniedrigenden Tractats von Malmö stand, erkannte doch viel zu sehr das Widersinnige des gänzlich aussichtslosen Putsches, als daß er sich versucht gefühlt hätte, daran Theil zu nehmen. Frau Friederike, durch das beständige Knattern des Gewehrfeuers heftig aufgeregt, hatte es also auch nicht nöthig, den Sohn zu beschwören, er möge sich ruhig verhalten. Herr Drusin war still, wie immer. Er hatte seine Frau ersucht, sie möge sich nach den hinteren, gegen die Mainseite gelegenen Zimmern begeben und sich nicht unnöthig ängstigen. Sollte indessen, wider Erwarten, neue ernste Gefahr drohen, so habe er schon für die zu ergreifenden Vorsichtsmaßregeln gesorgt und werde ihr rechtzeitig mittheilen, was zu geschehen habe.

Fast ununterbrochen knatterten die Schüsse, bald näher, bald ferner, in den verödeten Gassen ein schauerliches Echo weckend, und von vier Uhr ab mischten die Kanonen der hessischen Artillerie ihre dröhnenden Stimmen in das Getöse. In dem Getümmel eines Straßenkampfes liegt eine wilde, schwer zu erklärende Poesie, der sich auch der persönlich Unbetheiligte nicht leicht auf die Dauer entziehen kann. Die elementaren Instincte der Zerstörung, des tödtlichen Ringens werden in dem Menschen wach, und es bedarf durchaus nicht viel, um

auch den Friedfertigen hineinzuziehen in den blutigen Wirbel. Die Straße, wo Herrn Drusins Haus lag, war, wie schon erwähnt, etwas abseits von dem Heerde des Kampfes. Nur selten erschien Jemand in derselben. Sogar die Neugier der Weiber war schwächer, als die Angst vor dem in der Nähe tobenden Kampfe, denn kein weibliches Wesen wagte sich hinab in die Gasse. Dafür erblickte man um so mehr blasse Frauen- und Mädchengesichter hinter den geschlossenen Fenstern der einzelnen Stockwerke.

Max stand lange an der Ladenthür und horchte hinaus nach dem fernen Getümmel. Herr Drusin schrieb ruhig auf seinem Pult, als gehe ihn die ganze Sache nicht im Geringsten an. Gegen halb fünf Uhr ließ das Schießen etwas nach. Die dröhnenden Kanonenschläge verstummten und das Geknatter der Büchsen wurde schwächer. Entweder zog sich das Gefecht nach einer anderen Richtung, oder die Aufständischen hatten bereits mehrere ihrer bisherigen Positionen verloren und sammelten sich jetzt an weiter entlegenen Stellen.

Max nahm den Hut. Er vermochte dem Drange, sich aus eigener Anschauung von dem Stande der Dinge zu überzeugen, nicht länger zu widerstehen.

„Wo willst Du hin?“ fragte Herr Drusin, von seinem Hauptbuche aufblickend.

„Es scheint eine Pause in dem Kampfe eingetreten zu sein. Ich will mich erkundigen, wie es steht. Gleich bin ich wieder da!"

„Sei vorsichtig, Max! Du weißt, Deine Mutter würde den Tod davon tragen, wenn Dir etwas zustieße!" — sagte Herr Drusin nachdrücklich. — „Du bist ihr Rücksichten schuldig, welche Du nicht außer Acht lassen darfst!"

„Sei unbesorgt, Papa! Ich kenne jeden Winkel, und werde mich nicht unnütz in Gefahr begeben!"

Herr Drusin nickte und vertiefte sich auf's Neue in seine Arbeit. Max verließ das Haus.

Die nächsten Gassen boten denselben Anblick wie die, in welcher sich Herrn Drusins Haus befand. Ueberall geschlossene Thore und Thüren, dafür an den Fenstern blasse Gesichter und ab und zu einmal ein Bewaffneter, welcher das Unnütze weiteren Widerstandes erkennend, mit zerfetzten, beschmutzten Kleidern von der Barrikade zurückkehrte. Max erkannte ohne Schwierigkeit, daß diese kampfesmüden Ringer dem kriegerischen Stamme der Sachsenhäuser angehörten. Die Leute ließen ihn gänzlich unbeachtet. Es schien ihnen weit mehr daran gelegen, unbehelligt nach Hause zu kommen, als gewaltsam neuen Zuwachs den Reihen der Aufständischen zuzuführen.

Es dauerte nicht lange, so hörte er in nächster Umgebung Schüsse fallen. Auch die Kanonen begannen wieder zu brüllen. Er befand sich in einer jener engen, nach dem Platze vor der Paulskirche führenden Gassen. Nach der Richtung, aus welcher das Gewehrfeuer knatterte, schloß er, daß es sich um den Angriff auf eine Barrikade in der Nähe des Römerberges handelte. Wildes Geschrei, durch die Entfernung etwas gedämpft, bekundete die fortgesetzte Vertheidigung des Bollwerks.

Der Ausgang der Gasse war frei. Max überlegte noch, ob er es versuchen solle, hinter der Paulskirche herum sich dem Orte des Kampfes vorsichtig zu nähern, als er auch von rechts schießen hörte. Wollte er sich nicht der Gefahr aussetzen, möglicher Weise in ein Kreuzfeuer zu gerathen, so mußte er sich links wenden. Im Augenblicke, wo er sich umkehrte, bemerkte er einen Herrn, der gemessenen Schrittes die Gasse herauf gerade auf ihn zukam. Zu seinem Erstaunen erkannte er in ihm den Professor Braun.

„Wie kommen Sie hierher, Herr Professor?“ fragte er, auf den Gelehrten zutretend.

„Ei, sieh' da, Herr Doctor Drusin!“ erwiderte dieser, dem ehemaligen Schüler die Hand reichend. „Schön, daß ich Sie finde. Ich bin gerade auf dem Wege zu Ihnen!“

„Zu mir?“ rief Max überrascht, „und was verschafft uns diese Ehre?“

„Was sonst, als die niederträchtige Wirthschaft hier auf der Gasse! Die Geschichte geht mich doch gar nichts an, und jetzt kann ich nicht nach Hause!“

„Aber weshalb haben Sie Ihre Wohnung verlassen, Herr Professor?“

„Weshalb ich meine Wohnung verlassen habe? Ganz einfach, weil ich, wie alle Tage, nach Tische meinen Spaziergang machen und dabei auf der Bibliothek etwas nachschlagen wollte. Nun denken Sie sich, wie ich auf die Bibliothek komme, ist diese geschlossen. Was sagen Sie dazu?“

„Der Herr Bibliothekar wird sich wohl gedacht haben, an diesem Tage dürfte er schwerlich Besuch erhalten!“ meinte Max lächelnd.

„An diesem Tage? Heute ist ja doch Bibliothekstag! Weshalb sollte er denn da keinen Besuch erhalten?“

„Weil Revolution in der Stadt ist! Weil man Barrikaden baut und aufeinander schießt! Hören Sie, Herr Professor, da dröhnt schon wieder ein Kanonenschuß!“

„Ganz recht! Aber das Alles geht doch mich nichts an! Ich baue keine Barrikaden und schieße auch nicht

mit Kanonen! Weshalb stört man mich also in meiner gewohnten Beschäftigung?"

Professor Braun sprach in vollem Ernste. Max blickte ihn verwundert an. Erst jetzt bemerkte er, daß der sonst so untadelhafte Cylinder des Professors nicht nur an dem oberen Theil beschmutzt war, sondern auch ein Loch hatte.

„Was ist denn mit Ihrem Hute vorgegangen, Herr Professor?" fragte er, im höchsten Grade überrascht.

Professor Braun nahm den Hut ab und betrachtete ihn aufmerksam.

„Ja, das war merkwürdig!" meinte er; „als ich die Bibliothek verschlossen fand, ging ich mißmuthig den Main-Quai entlang. Das ekelhafte Geschieße in der Stadt ließ mich zu keinem ordentlichen Nachdenken kommen, und ich habe doch gerade jetzt soviel zu denken! Ich wollte die Fahrgasse hinauf nach Hause gehen, aber glauben Sie, daß man durchkam? Keine Möglichkeit! Ueberall haben die Menschen die Gassen gesperrt! Bis in die Judengasse war ich endlich glücklich gelangt! Da kommt so ein Individuum mit einem alten Gewehre auf mich zu, schreit mich an und meint, ich solle helfen Barrikaden bauen. Diesem Herrn habe ich aber gehörig die Meinung gesagt! Ich habe ihm begreiflich gemacht, daß mich der Scandal gar nichts angeht!

Schade nur, daß man bei dem fortwährenden Schießen kaum sein eigenes Wort vernehmen konnte. Während ich noch ihm und ein paar anderen Maulaffen, die herzuliefen, den Standpunkt klar machte, fliegt mir plötzlich der Hut vom Kopfe. Ich glaubte Anfangs, einer der Bengels hätte mir ihn heruntergeschlagen. Aber nein, sie liefen Alle davon und versteckten sich rechts und links hinter die Hausthüren. Ich hob meinen Hut auf und ging wieder zurück, um zu versuchen, ob ich vielleicht weiter unten durchkommen konnte. Es ist aber überall versperrt und nirgends durchzukommen! Da fiel mir ein, daß ich Ihnen noch den letzten Besuch schuldig bin. Gehen wir zu Doctor Drusin, dachte ich mir, der wohnt hier in der Nähe! Dort kann ich abwarten, bis der ganze Rummel vorüber ist. Und nun sehen Sie, jetzt treffe ich Sie hier auf der Straße! Das ist mir wirklich sehr angenehm!"

„Aber Ihr Hut ist ja durchlöchert!" rief Max, dem Gelehrten die Kopfbedeckung aus der Hand nehmend und sie von allen Seiten betrachtend. „Hier ist ein Loch und da ist das andere! Die Kugel ist mitten durchgegangen!"

„Die Kugel, sagen Sie?" rief Professor Braun betroffen. „Sie glauben also, daß die Löcher von einer Kugel herrühren?"

„Ohne Zweifel! Von was sonst?“

„Ja, dann erklärt es sich auch, weshalb mir der Hut vom Kopfe flog! Ich habe also den Barrikadenleuten doch Unrecht gethan! Schade! Der Hut ist ganz neu und kostet mich baare sieben Gulden!“

Und mit einem Blick des Bedauerns auf den zertrümmerten Cylinder strich Professor Braun die Seidenhaare desselben so gut als möglich zurecht und setzte ihn wieder auf.

Max sah seinen ehemaligen Lehrer mit bewunderndem Erstaunen an. Eine solche Kaltblütigkeit war ihm noch nicht vorgekommen! Für Professor Braun war augenscheinlich die Emeute nun einmal so gut wie nicht vorhanden, da sie ihn, wie er sagte, nichts anging. Er schien es für gänzlich unmöglich zu halten, daß die österreichische oder preußische Musketenkugel, welche seinen Hut durchlöcherte, ebenso gut einige Zoll tiefer hätte einschlagen und mit einem Ruck allen weiteren Wurzelforschungen für immer ein Ziel setzen können.

„Gedenken Sie noch länger hier zu bleiben?“ fragte der Professor.

„Ich werde Sie sogleich begleiten!“ erwiderte Max. „Bei uns ist es verhältnißmäßig ruhig. Es war ein glücklicher Gedanke von Ihnen, Herr Professor, daß Sie zu mir gehen wollten!“

„Nicht wahr? Und ich finde dabei Gelegenheit, Ihnen von einer kleinen Entdeckung Mittheilung zu machen, welche Sie lebhaft interessiren dürfte. Die Sache ist noch ganz unbekannt. Sie betrifft den katalonischen Dialect! Kommen Sie, Doctor! Ich werde Ihnen unterwegs einige Andeutungen geben!"

Professor Braun faßte Max unter den Arm und schickte sich zum Gehen an.

Während die beiden Herren miteinander sprachen, waren erst einzelne Männer, dann ganze Gruppen, schreiend, lebhaft gesticulirend, theils mit hochgerötheten, theils mit bleichen Gesichtern, hastig an ihnen vorüber gekommen. Jetzt bog plötzlich eine neue Gruppe um die Ecke, welche sogleich die ganze Aufmerksamkeit des jungen Doctors fesselte.

Vier Männer trugen das Bruchstück einer Leiter, welche man ohne Zweifel zum Barrikadenbau verwendet hatte und die nun die Dienste einer Tragbahre leisten mußte. Auf dieser improvisirten Bahre lag ein Schwerverwundeter. Die Arme hingen schlaff zu beiden Seiten herab. Der Kopf, auf die zusammengewickelte Jacke eines Arbeiters gebettet, war mit einem blutigen Taschentuche verbunden. Das Gesicht wandte der Leidende — vielleicht der Sterbende — der Seite zu, wo Max und Professor Braun standen. Der Mann hielt die Augen

geschlossen. Die Wangen waren erdfahl, die Lippen blau. Um den Hals flatterte ein rothes Seidentuch.

Max prallte zurück. Auf den ersten Blick hatte er in dem Gefallenen seinen Gegner von Bonn, den demokratischen Baron Otto von Rheda erkannt.

„Halt da, Leute!“ rief er, sich von dem Professor los machend und dem Zuge entgegen tretend. „Wohin tragt Ihr den Mann?“

„Zunächst fort aus dem Trubel,“ antwortete einer der Träger im pfälzer Dialect, „und dann zu einem Doctor, wenn wir einen solchen finden! Sind Sie vielleicht einer?“

„Allerdings, wenn auch kein solcher, wie der Mann hier ihn braucht! Aber das thut nichts! Kommt mit mir, Leute! Tragt ihn in mein Haus! Das Weitere wird sich finden!“

Otto von Rheda, durch das Halten der Bahre aus seinem Halbschlummer erweckt, schlug die Augen auf. Ein bitteres Lächeln zuckte um die blutleeren Lippen.

„Sieh' da, Herr Drusin!“ sagte er mühsam. „Ein unerwartetes Wiederfinden! Was?“

„Sprechen Sie nicht, Herr von Rheda!“ erwiderte Max. „Wir bringen Sie in meine Wohnung. Dort werden Sie ärztlichen Beistand finden!“

„Was Teufel! Das ist ein Herr von?“ rief der andere Träger. „Na, das hätte ich mein Lebtag nicht geglaubt!“

„Gerauft hat er wie der leibhafte Satan!“ bemerkte ein Dritter. „Er stand ganz oben auf der Barrikade. Sein rothes Halstuch wehte wie eine Sturmfahne um ihn herum!“

„Seinem rothen Halstuch hat er auch den schönen Schuß im Schädel zu verdanken!“ meinte der Erste.

„Wie kann man sich selbst so zur Zielscheibe machen? Unsinn!“ sagte der Andere.

„Haltet Euch nicht auf, Leute, und folgt mir!“ rief Max. „Der Mann muß schleunige Hülfe haben!“

„Sie haben recht, Bürger!“ nahm der zweite Träger das Wort. „Genug geplappert! Vorwärts, marsch!“

Der Zug setzte sich in der von Max angedeuteten Richtung in Bewegung. Professor Braun, der, höchlichst verwundert, bisher kein Wort gesprochen, folgte kopfschüttelnd.

Frau Friederike und Herr Drusin waren nicht wenig erstaunt ob des unerwarteten Gastes, den Max in's Haus brachte. Der Schwerverwundete wurde rasch in einem der hinteren Zimmer zu Bette gebracht. Max eilte fort, um einen Arzt zu holen. Frau Drusin und

die Magd theilten sich einstweilen in die Pflege des Kranken. Professor Braun erbot sich, ihnen dabei an die Hand zu gehen. Vorläufig setzte er sich zu Häupten des Bettes, zog sein Notizbuch aus der Tasche und blätterte darin, ab und zu einen Blick auf den Leidenden werfend, welcher bald wieder in seinen starren Schlummer zu versinken begann.

Nach einer halben Stunde kehrte Max mit einem Arzt zurück. Bei der Untersuchung ergab sich, daß die Kopfwunde nur von einem Streifschuße herrührte. Weit ernster war dagegen die zweite Wunde in der Brust. Doctor Bamberger schüttelte den Kopf.

„Ich fürchte, hier kommen wir mit unserer Kunst zu spät!" sagte er leise zu Frau Friederiken. „Die Kugel steckt so tief, daß an ein Herausziehen derselben nicht zu denken ist. Ich habe den ersten Verband angelegt. In zwei Stunden komme ich wieder, um zu sehen, wie's geht. Heute haben wir Aerzte zu thun, wie die Pfann' in der Fastnacht!"

Mit diesem echt Frankfurter Vergleiche empfahl sich der Doctor. Max setzte sich zu Füßen des Bettes und beobachtete schweigend den Gegner von ehedem. Professor Braun blätterte auf's Neue in seinem Notizbuche.

Die Sonne des blutigen 18. September ging allmälig zur Rüste. Sie sandte ihre letzten Strahlen durch

das Fenster des stillen Gemachs. Aus der Stadt dröhnten noch immer die Gewehrsalven, und in längeren Zwischenräumen die Kanonenschläge herüber.

Es wurde wenig, und dies nur mit gedämpfter Stimme gesprochen. Alle Anwesenden waren viel zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, als daß sie sich zum Reden aufgelegt gefühlt hätten. Herr Drusin wußte seinen unerwarteten Gast in bester Pflege. Er begab sich also wieder hinab in die Schreibstube, nachdem er Frau Friederiken ersucht, ihn rufen zu lassen, falls sich etwas ereignen solle.

Eine halbe Stunde mochte Otto von Rheda geschlummert haben. Bei einer stärkeren Detonation draußen öffnete er mühsam die Augen. Er fuhr mit der rechten Hand nach der Wunde in der Brust und stieß einen leisen Schmerzenslaut aus.

„Wie fühlen Sie sich, Herr von Rheda?“ sagte Max aufstehend und zu dem Gaste tretend.

„Schießen die Narren noch immer auf einander?“ fragte Herr von Rheda leise. Man sah, daß das Sprechen ihm schwer fiel.

„Das Gefecht scheint noch fort zu dauern, aber die Nacht wird ihm bald ein Ziel setzen,“ meinte Max. Der Leidende nickte.

„Proletarier in der Montur, welche auf Proletarier in der Blouse schießen, und vice versa!“ sagte Rheda, indem er den Versuch machte, sich aufzurichten, aber ermattet wieder auf das Kissen sank. „Narren hüben und drüben!“

„Fühlen Sie sich leichter, Herr von Rheda?“ fragte Max.

Frau Friederike trat gleichfalls hinzu.

„Das ist Ihre Mutter, Drusin? Nicht?“ fuhr der Kranke fort. „Ich bin also bei Ihnen?“

„So ist es!“

„Seltsam! Wer mir das in Bonn gesagt hätte! Ich danke Ihnen, Madame!“

Der Kranke ergriff Frau Friederikens Hand und küßte sie.

„Sie sollen nicht sprechen, Herr von Rheda!“ meinte Frau Drusin sanft verweisend.

Otto von Rheda zuckte leicht die Achseln.

„Bah!“ sagte er. „Wie heißt's im Liede, Drusin? Venit mors velociter! Ich merke, sie kommt wirklich velociter, die Dame mors! Jetzt thut's mir eigentlich leid, Drusin, daß ich mit Ihnen in Bonn Händel suchte. Aber daran war nur Ihr Gesicht schuld!“

„Mein Gesicht?“ rief Max betroffen.

Rheda nickte.

„Es erinnerte mich an das einer Person, die mein böser Genius war. Und doch ist es nicht dasselbe, wenn ich Sie genauer ansehe! Uf! Der Blasebalg hat ein Loch! Es ist das letzte, aus dem ich pfeife!“

„Aber so sprechen Sie doch nicht!“ sagte Frau Friederike mahnend.

„Ich werde bald für immer schweigen, Madame. Also lassen Sie mich immerhin noch ein wenig sprechen. Wollen Sie mir einen Gefallen thun, Drusin?“

„Gern, verfügen Sie über mich!“

„In der Brusttasche meines Rocks steckt ein Brief. Ich schrieb ihn gestern Nacht und nahm ihn für alle Fälle mit auf die Barrikade! Wollen Sie ihn gelegentlich an seine Adresse gelangen lassen?“

„Ich verspreche es!“

„Danke! Hoffentlich hat der infame Bleiklumpen, der irgendwo in meiner Lunge steckt, kein Loch in den Brief gemacht! Sehen Sie doch einmal nach, Drusin!“

Man hatte den Ueberrock Rheda's vorläufig an den Reiber des Fensterflügels gehängt. Max wollte das Kleidungsstück herbeiholen. Eine heftige Bewegung Rheda's hielt ihn zurück.

Der Verwundete hatte die letzten Worte nur mühsam und stoßweise herausgebracht. Plötzlich bekam er einen

Hustenanfall. Er versuchte sich aufzurichten. Ein Blutstrom entquoll seinem Munde.

Max und Frau Friederike sprangen hinzu. Der Doctor fing den Sterbenden mit den Armen auf, während seine Mutter ihm das Blut abwischte. Professor Braun war gleichfalls aufgesprungen. Rathlos starrte er auf die Gruppe.

„Venit . . . venit . . . velociter!“ stammelte Otto von Rheda, über dessen Züge sich die Schatten des Todes legten, „nur ihr geben . . . Drusin . . . nur ihr . . . persönlich . . . bei Ehre . . .“

„Bei meiner Ehre!“ rief Max, auf's Tiefste erschüttert.

„Danke! velociter . . . velo . . .“

Das Wort erstarb auf den erbleichenden Lippen. Ein wilder Krampf durchzuckte die kräftige Männergestalt Otto von Rheda's. Plötzlich glätteten sich die im Todeskampf verzerrten Züge. Es war, als ob ein Hauch des Friedens darüber hinwehte. Das Haupt fiel schwer zurück auf die Brust des jungen Mannes. Der aristokratische Barrikadenkämpfer hatte vollendet!

Frau Friederike sank neben dem Bette in die Knie und faltete die Hände zu stummem Gebet.

Max fühlte, wie seine Blicke sich verdunkelten. Mit bebender Hand schloß er die starren Augen des Todten,

beugte sich stumm über ihn und drückte auf die erkaltende Stirn des einstigen Feindes den Kuß des ewigen Friedens.

Professor Braun stand daneben, ein Bild gänzlicher Rathlosigkeit. Die Scene, deren unerwarteter Zeuge er geworden, hatte ihn so furchtbar ergriffen, daß ihm Wort und Bewegung gleichmäßig versagten. Er hielt in der einen Hand das geöffnete Notizbuch und wischte sich mit der andern den Schweiß von der Stirn.

Frau Friederike erhob sich geräuschlos und ging langsam hinaus, ihrem Gatten Mittheilung von dem Vorgefallenen zu machen.

Allmälig bekam der Gelehrte die Sprache wieder. „Velociter . . . velociter . . . .“ murmelte er gleichsam mechanisch vor sich hin, „davon giebt es im Französischen weder ein Adjectiv, noch ein Adverb! Merkwürdig!“

Offenbar hatte Professor Braun diese linguistische Bemerkung in völliger Geistesverlorenheit gemacht. Das Etymologisiren war ihm derart zur zweiten Natur geworden, daß er es eben so unbewußt ausübte, wie das Geschäft des Athemholens.

Herr Drusin erschien in Begleitung seiner Gattin und des Buchhalters. Den einen Lehrling hatte er fortgeschickt nach einem Polizeibeamten und dem Arzte.

„Es ist unsere Pflicht, Alles, was sich bei dem Verstorbenen vorfindet, in Gegenwart von Zeugen unter Siegel zu legen," sagte er, nachdem er lange und ernst die Leiche betrachtet hatte. „Wie schade, daß dieser Mann ein solches Ende nehmen mußte!"

In Otto von Rheda's Kleidern fand sich außer der Uhr und anderen kleinen Gegenständen auch eine wohlgefüllte Börse. Max langte aus der Brusttasche des Rockes einen versiegelten Brief. Als er ihn umdrehte, sah er, daß das Schreiben keine Aufschrift trug. Das Siegel zeigte ein Wappen mit der Freiherrnkrone.

„Das ist ohne Zweifel der Brief, von dem der Sterbende sprach," sagte er. „Was soll damit geschehen? Die Adresse fehlt! Muß er auch unter Siegel gelegt werden?"

„Hast Du eine Vermuthung, an wen er gerichtet ist?"

„Jedenfalls an eine Dame. Ich mußte Rheda auf Ehrenwort versprechen, ihn nur ihr persönlich zu übergeben!"

„Der junge Mann hat ohne Zweifel in der Aufregung vergessen, die Adresse beizusetzen," meinte Frau Friederike. „Kommt er in die Hände des Gerichts, so wird er natürlich geöffnet. Wer weiß, was dann die Folge davon sein wird!"

„Der Brief kann auch eine letztwillige Verfügung

des Verstorbenen enthalten," bemerkte Herr Drusin. „In einem solchen Falle ist es unsere Pflicht, ihn der Behörde zu übergeben!"

„Rheda hat aber ausdrücklich von mir verlangt, ich solle ihn nur „ihr persönlich" übergeben!" erwiderte Max, „daraus scheint hervorzugehen, daß das Schreiben Privatbeziehungen enthält, die nicht an die Oeffentlichkeit gelangen sollen. Ich habe mit meinem Ehrenwort versprochen, dem Wunsch des Todten nachzukommen. Ich muß es halten! Folglich darf ich den Brief nicht aus den Händen geben!"

„Aber wie willst Du herausfinden, an wen er gerichtet ist, wenn er keine Adresse hat?" warf Herr Drusin ein. „Einen Fingerzeig könnte man allenfalls erhalten, wenn man das Schreiben öffnete. Die Frage ist nur, ob wir uns als ermächtigt betrachten dürfen, dies zu thun?"

Niemand wußte hierauf eine Antwort zu geben. Endlich nahm Professor Braun das Wort:

„Ich habe mir die Sache überlegt und glaube jetzt auf der rechten Spur zu sein," sagte er mit einem scheuen Seitenblick auf den Todten. „Wenn ein junger Mann, unmittelbar vor einem Kampfe auf Tod und Leben, an eine Dame schreibt, so ist diese Dame entweder seine Mutter oder seine Geliebte. Der wilde

Geselle hier, der jetzt so still ist, hat aber schwerlich an seine Mutter gedacht! Mithin ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß der Brief an seine Geliebte gerichtet ist. Liebeshändel gehen das Gericht nichts an. Wer weiß, welche Teufelei zu Tage kommen würde, wenn die Doctoren und Advocaten über ein solches Schriftstück kämen! Meine Ansicht geht also dahin, Sie betrachten den Brief als ein anvertrautes Gut, heben ihn wohl auf und warten, bis Ihre Nachforschungen oder der Zufall Sie mit der Adressatin bekannt machen. Was sagen Sie dazu, Herr Drusin, und Sie, Madame?"

„Mir scheint, der Herr Professor hat das Richtige getroffen," sagte Herr Drusin.

Frau Friederike nickte beistimmend.

„Gut! So übernehme ich die Mission!" sagte Max, den Brief sorgfältig in Papier einschlagend und ihn in die Schublade des Consolschränkchens am Fuße des Bettes schließend. „Zu Studien ist jetzt nicht die Zeit. Ich werde mich nach Rheda's näheren Verhältnissen erkundigen, und habe ich einen einigermaßen sicheren Anhaltspunkt gefunden, dann begebe ich mich an Ort und Stelle, um persönlich Nachforschungen anzustellen. Ich denke, das ist das Klügste."

„Und dabei kommst Du auf einige Zeit von hier weg, wo es jetzt recht unbehaglich werden dürfte," be-

merkte Herr Druſin. „Morgen, Max, ſprechen wir weiter über die Sache.“

Jetzt kam der Lehrling mit der Meldung zurück, er habe weder einen Polizeibeamten noch einen Arzt auffinden können. Am Römerberg ſei unmöglich durchzukommen. Das Militär halte Alles beſetzt, und die Aufſtändiſchen befänden ſich auf der Flucht.

„Nun, ſo werde ich doch endlich nach Hauſe kommen können!“ ſagte Profeſſor Braun, ſeinen Hut ergreifend.

„Und was fangen wir mit dem todten Mann hier an?“ fragte ſchüchtern der Buchhalter, welcher bisher in einem fort die Leiche angeſtarrt hatte.

„Der bleibt unter meiner Obhut, bis man kommt, ihn fortzunehmen!“ verſetzte Max, einen Stuhl zu Häupten des Bettes ſchiebend, die beiden Kerzen auf dem Conſolſchränkchen anzündend und ſie auf den Tiſch ſetzend. „Otto von Rheda war mein Feind, ohne daß ich ihm jemals etwas zu Leide gethan hätte. Er war es, einer bloßen Grille wegen. Aber er war auch mein Commilitone, und als ſolcher ſoll er nicht unbewacht auf ſeinem Todtenbette liegen!“

Profeſſor Braun drückte Max die Hand und entfernte ſich dann mit Herrn und Frau Druſin und dem Comptoirperſonal.

Max rückte den Stuhl zum Tische und setzte sich, die Arme über die Brust gekreuzt, der Leiche gegenüber. Treulich hielt er die Todtenwache, bis spät in der Nacht die Leute kamen, um bei Fackelschein die Leiche Otto von Rheda's an den in den Straßen bivouakirenden Truppen vorbei zu den anderen Opfern des blutigen 18. September zu tragen.

Fünftes Kapitel.

Professor Braun macht einen Vorschlag.

Allmälig kamen die Dinge in Frankfurt wieder in's alte Geleise. Nur die Reichstruppen blieben „zum Schutze des Parlaments" in der alten deutschen Krönungsstadt, eine von den Reichsstädtern keineswegs besonders gern gesehene Errungenschaft des 18. September. Max dachte jetzt daran, seinen Plan zur Ausführung zu bringen und nach Otto von Rheda's Verhältnissen zunächst in dessen Heimath Erkundigungen einzuziehen.

Vorerst begab er sich nach Heidelberg, wo Rheda nach seinem Abgange von Bonn studirt haben sollte. Hier erfuhr er nur soviel, daß derselbe einer altadligen Familie aus Freiburg im Breisgau angehört hatte. Ein Bruder von ihm sollte im östereichischen Heere dienen. Otto von Rheda hatte in Karlsruhe das Gymnasium absolvirt, war dann als Junker in die

badische Armee getreten und hatte als Lieutenant beim Garderegiment in Karlsruhe gestanden. Was ihn bewogen, aus dem Heere zu treten, wußte man nicht. Max beschloß nach Karlsruhe zu gehen, in der Hoffnung, dort etwas Näheres zu erfahren.

Auch hier war die Summe der Mittheilungen nur eine sehr geringe. Der Oberst des Regiments, dem Otto von Rheda angehört hatte, zeigte sich Anfangs sehr zugeknöpft. Max merkte bald, daß der Mann keineswegs zu den persönlichen Freunden des Gefallenen zählte. Der starre Aristokrat mochte an den demokratischen Anschauungen des ehemaligen Gardeofficiers wenig Behagen gefunden haben. Ohne Zweifel hielt er Max für einen Gesinnungsgenossen Rheda's. Erst als er erfuhr, welcher Art seine Beziehungen zu diesem gewesen, wurde der alte Haudegen etwas zugänglicher.

„Herr von Rheda," sagte er, „war im Regimente nie besonders beliebt. Er verkehrte nicht viel mit den Kameraden und gehörte überhaupt nicht zu den umgänglichen Menschen. Von seinen demokratischen Ansichten war uns nichts bekannt, wenigstens so lange er im Regimente diente. Er muß sich wahrscheinlich erst später dazu bekehrt haben."

„Und was bewog ihn, den Dienst zu quittiren?" fragte Max.

„Das weiß Niemand. Schulden hat er keine gemacht, obwohl seine Vermögensumstände, wie man allgemein annahm, gerade nicht die glänzendsten waren. Als er den Abschied nahm, glaubte man, er wolle dem Beispiele seines Bruders folgen und in die östereichische Armee treten. Zum Erstaunen Aller wurde er jedoch Student. Welchen Plan er dabei verfolgte, weiß ich nicht. Ich glaube kaum, daß er sich mit der Hoffnung trug, als Jurist bei uns in Baden Carrière zu machen."

„Und haben der Herr Oberst keine Ahnung, wer die Dame sein könnte, an welche der Brief ohne Adresse gerichtet ist?"

„Nicht die geringste. Herr von Rheda verkehrte allerdings in Hof- und Adelskreisen wie andere Garde-Officiere. Von engeren Beziehungen zu irgend einer Dame von Stand wurde jedoch niemals gesprochen. Uebrigens glaube ich kaum, daß Sie der Betreffenden eine große Freude machen würden mit Ihrem Briefe, falls es Ihnen gelingen sollte, die unbekannte Adressatin zu entdecken."

„Sie scheinen also auch zu vermuthen, Herr Oberst, daß Rheda's politischer Gesinnungswechsel mit irgend einer Herzenskatastrophe im Zusammenhang stand?" meinte Max.

„Wenigstens kommt mir das sehr wahrscheinlich vor.

Ist es der Fall, dann hat es ohne Zweifel zwischen Herrn von Rheda und der Dame seines Herzens böse Geschichten gesetzt, an die man sich nicht gern erinnern läßt. Was kann der Brief Anderes enthalten als Vorwürfe, Verwünschungen oder Aehnliches? Eine solche Botschaft, noch dazu von jenseits des Grabes, ist schwerlich willkommen."

Max konnte nicht umhin, dem Obersten recht zu geben. Weitere Erkundigungen führten ebenso wenig zu einem befriedigenden Resultat. Das Einzige, was Doctor Drusin noch erfuhr, war, daß Otto von Rheda schon in zarter Kindheit beide Eltern verlor und im Hause seines Oheims, des Freiherrn von Remmersdorf, in Mannheim erzogen wurde, bis er nach Karlsruhe in's Gymnasium kam, wo er bei einem der Lehrer, Herrn Doctor Bernard, als Pensionär wohnte.

Doctor Bernard, den Max gleichfalls besuchte, war der richtige Typus des deutschen Gymnasiallehrers. Durch den jungen Frankfurter erhielt er die erste Nachricht von dem Tode seines ehemaligen Zöglings, und schien ebenso betrübt darüber, wie seine Gattin. Beide hatten Otto von Rheda aufrichtig lieb gehabt. Namentlich hob die Letztere mit Nachdruck die Noblesse seiner Gesinnung hervor. Von Beziehungen Rheda's zu irgend einer vornehmen Dame wußten sie auch nichts. Indessen

glaubte sich die Frau Doctorin zu erinnern, daß „Otto“ — so nannte sie ihn während des ganzen Gesprächs — zuweilen von einer Verwandten und Jugendfreundin Briefe erhalten habe, welche er immer sorgfältig aufhob. Sie habe ihn öfter damit geneckt, und Otto sei immer roth geworden, wenn sie von der „Cousine Ida“ angefangen habe. Den anderen Namen der Cousine Ida habe sie vergessen. Doctor Bernard, welcher natürlich andere Dinge zu merken hatte, als Mädchennamen, erinnerte sich nicht einmal, ihn jemals gehört zu haben. Vielleicht war besagte „Cousine Ida“ eine Tochter des Baron Remmersdorf. Jedenfalls, meinte er, könne dieser die beste Aufklärung über sie geben.

Max fuhr also von Karlsruhe hinab nach Mannheim. Hier fand seine Forschungsreise ihr Ende, denn Baron Remmersdorf wohnte bereits seit einem Jahre in Berlin. Töchter hatte er allerdings, aber keine der drei Baronessen hieß Ida, mithin konnte auch keine die gesuchte „Cousine Ida“ sein. Das Nutzlose weiteren Nachforschens einsehend, kehrte Max Drusin nach dreiwöchentlicher Abwesenheit wieder nach Frankfurt zurück. Den Brief des Todten legte er bis auf Weiteres zu seinen eigenen Documenten.

Unter fleißigen Studien, an denen Professor Braun eifrig Theil nahm, verging der Winter. Vorläufig

konnte von einer Habilitation an einer deutschen Hochschule noch nicht die Rede sein. Die politischen Verhältnisse waren noch zu wenig geklärt, als daß der angehende Docent auf ein erfolgreiches Wirken hätte zählen können. Da Frankfurt nicht Gelegenheit zu eingehenden wissenschaftlichen Forschungen bot, beschloß Max auf Anrathen des Professors sich im Sommer 1849 nach Paris zu begeben, und von dort später den Süden Frankreichs und Italien zu besuchen. Für die nächste Zeit konnte von einer italienischen Studienreise nicht die Rede sein, denn jenseits der Alpen ging es noch bunt genug zu.

Mit dem Hinweis auf die schlechten Zeiten hatte Herr Drusin das Budget seines Sohnes etwas spärlicher bemessen, als dies unter anderen Umständen wohl der Fall gewesen wäre. Trotzdem genügte es, um Max den Aufenthalt in Frankreichs Hauptstadt ebenso angenehm als für seine wissenschaftlichen Zwecke ersprießlich zu machen. Er studirte mit Eifer Altfranzösisch und Provenzalisch. Das druckfertige Manuscript über ein größeres provenzalisches Gedicht war die Ausbeute seines nahezu einjährigen Aufenthalts in Paris. Es sollte dazu dienen, der wissenschaftlichen Welt seine Befähigung zum akademischen Lehramte darzuthun. Die weitere Frucht war ein fünfactiges, nahezu vollendetes Drama, dessen

Handlung am Hofe König René's spielte, und in welchem der junge Poet den ganzen Schatz seiner Empfindungen niedergelegt hatte. Die Heldin desselben hieß „Angelica," eine Reminiscenz an jenes verschollene Kind des Südens, das so eigenthümlich seine Jugenderinnerungen gekreuzt hatte, und von dem bis jetzt auch nicht die leiseste Kunde wieder zu ihm gelangt war.

Max wunderte sich zuweilen darüber, wie zähe die Erinnerung an die zierliche Venezianerin in ihm haftete. Es war nicht retrospectiver Liebesgram, denn zu solchem wäre in der That kein Grund vorhanden gewesen, sondern vielmehr ein stilles Hoffen, daß ein günstiger Zufall ihn einst wieder mit Angelica zusammenführen werde, deren erste Liebe er gewesen, ohne es zu merken. Mochte er sich immerhin sagen, diese Hoffnung sei eine höchst luftige, und selbst im Falle der Erfüllung werde sie ihm schwerlich seine Ideale realisiren, denn ohne Zweifel würde Angelica dann seiner längst vergessen haben, vielleicht einem anderen, ihr an Rang und Stand Ebenbürtigen gehören: eine innere Stimme ließ ihn darum doch hoffen, und sein junges Herz lieh ihr gerne Gehör.

Unter den Pariser Bekannten befand sich auch ein junger Venezianer, ein Kampfgenosse Manins, welcher nach dem Untergang der kurzen republikanischen Herrlich-

keit von San Marco sich nach Frankreich geflüchtet hatte. Bei ihm erkundigte sich Max nach der Familie Ruggieri. Der Venezianer konnte sich nicht erinnern, jemals den Namen gehört zu haben, und behauptete ganz entschieden, eine Familie Ruggieri habe es niemals in Venedig gegeben. Ein neuer Beleg dafür, daß der italienische Fecht- und Singmeister in Frankfurt nicht seinen wahren Namen geführt hatte.

Im Herbste 1850 wollte der junge Gelehrte Paris mit dem Süden Frankreichs vertauschen, um dann im Frühling des folgenden Jahres sich nach Italien zu wenden. Ein plötzliches Ereigniß machte jedoch mit einem Schlage allen diesen Plänen ein Ende.

In seinen Briefen an den Sohn hatte Herr Drusin früher gelegentlich wohl über den schlechten Gang der Geschäfte geklagt. Seit einiger Zeit waren diese Klagen verstummt. Max schloß daraus, mit der wiederkehrenden Ruhe habe sich auch das Geschäft auf's Neue gehoben. Ein Brief des Vaters sollte ihn jedoch eines Anderen belehren, und zugleich damit seinem ganzen Lebensgange eine andere Richtung geben.

„Ich habe es zuweilen bedauert," schrieb Herr Drusin, „daß Du nicht Kaufmann geworden bist. Heute bedauere ich es nicht mehr. Auch der redlichste Wille, der emsigste Fleiß, die gewissenhafteste

Vorsicht vermögen den Kaufmann nicht vor Katastrophen zu schützen, die mit einem Schlage seine ganze Existenz in Frage stellen. Ich war niemals ein reicher Mann, Max. Mein Streben ging dahin, mich mit bürgerlichem Gewinn zu begnügen, der mir ermöglichte, meiner Familie die Annehmlichkeiten bescheidenen Wohlstandes und Dir, mein Sohn, eine gediegene Erziehung zu verschaffen. Ein volles Vierteljahrhundert hindurch ist mir das gelungen. Da kam das Revolutionsjahr und mit ihm die Stockung der Geschäfte. Ich hielt tapfer Stand, wie es meine Pflicht war. Allmälig hob sich der Verkehr wieder. Ich faßte neue Hoffnung. Da trifft mich plötzlich ein Schlag, welcher Alles in Frage stellt. Das Haus Eibenhof und Söhne in N. hat fallirt. Ich arbeitete mit demselben seit mehr als zwanzig Jahren, und erleide nun einen Verlust von nahe an dreißigtausend Gulden. Erschrick nicht, Max! Dieser Verlust, wie schwer ich ihn auch empfinde, ist nicht im Stande, die ehrenwerthe Firma J. Drusin's Nachfolger zu erschüttern. Meine Verhältnisse sind geordnet! Aber jetzt heißt es, nach siebenundzwanzigjähriger, redlicher Arbeit wieder von vorn anfangen, und das ist hart!

„Deine Mutter weiß nichts von diesen Dingen

und darf auch nichts davon erfahren. Ich habe ihr einst versprochen, sie glücklich zu machen. Bisher ging mein ganzes Streben dahin, mein Wort zu halten. Erführe sie, wie es steht, dann wäre sie unglücklich! Das darf nicht sein, Max! Dir bin ich die Wahrheit schuldig. Du bist ein Mann und hast den Muth, ihr offen in's Gesicht zu sehen. Es ist mir unmöglich, Dir fernerhin die Mittel wie bisher zur Verfügung zu stellen. Inliegend übersende ich Dir einen Wechsel auf fünfhundert Francs. Mehr kann ich Dir nicht geben! Ordne damit Deine Verhältnisse und kehre zurück, damit wir gemeinsam das Weitere besprechen. Deiner Mutter gegenüber wirst Du mit irgend einem plausiblen Vorwand Deine unerwartete Rückkehr begründen. Sie darf unter keinen Umständen die Wahrheit auch nur ahnen! Du verstehst mich! Und nun, mein Sohn, sei gefaßt, füge Dich in das Unabänderliche und komm bald heim zu Deinem Vater

Peter Drusin."

Der Brief entsank den Händen des jungen Gelehrten. Es war der erste, schwere Schlag, der ihn in seinem Leben traf; er traf ihn daher um so tiefer. Mit allen seinen Hoffnungen auf die Zukunft, die er sich so freundlich ausgemalt, hatte es mit einem Male ein Ende.

Zunächst löste sich die lang ersehnte Reise nach dem Süden in Nichts auf. Max kannte seinen Vater. Er wußte, daß die Sachen schlecht stehen mußten, wenn er ihm eine solche Mittheilung machte. Zugleich mit dem Schmerz über die zertrümmerten Hoffnungen erfaßte ihn ein Gefühl tiefer Bewunderung für den Mann, der Angesichts der Zertrümmerung aller Resultate eines vieljährigen unabläßigen Bemühens kein Wort der Klage laut werden ließ, sondern rasch entschlossen sich anschickte, wieder von vorne anzufangen. Herr Drusin dachte nur daran, seiner Gattin einen großen Schmerz zu ersparen. Von sich selber sprach er nicht. Diese schlichte Seelengröße erfüllte den Sohn mit Stolz auf solchen Vater. Max beschloß, sich dieses Vaters würdig zu zeigen.

Rasch waren die Vorbereitungen zur Heimkehr getroffen, und kaum acht Tage nach Empfang des Briefes rollte er bereits auf der Eisenbahn der Vaterstadt wieder zu. Unterwegs überdachte er allerlei Pläne für die Zukunft, ohne daß er jedoch zu einem festen Entschluß gelangt wäre. Nur soviel stand für ihn fest, daß er von jetzt an sich auf die eigenen Füße stellen und aus den erworbenen Kenntnissen seinen Unterhalt finden müsse, gleichviel in welcher Weise dies zu geschehen habe. Mit der Habilitation als Privatdocent war es für's Erste, — vielleicht für immer! — vorbei. Das war

ihm das Schmerzlichste, denn er fühlte, daß sein eigentlicher Beruf der des akademischen Lehrers gewesen wäre. Mit einem tiefen Seufzer begrub Max diese schöne Hoffnung in der tiefsten Brust. Als er sich dieses Schwerste aller Opfer gebracht, vermochte er mit hellerem Auge in die Zukunft zu blicken.

Das Wiedersehen zwischen Vater und Sohn war ein tief ergreifendes. Scheinbar war in dem stillen Hause in der Färbergasse nicht die geringste Veränderung vorgegangen. Frau Friederike hatte augenscheinlich nicht die leiseste Ahnung von dem Wechsel der Dinge. Herr Peter Drusin verschloß all seinen Kummer, all seine Sorgen in sich. Nur der alte Buchhalter, Herr Pirkheimer, der vieljährige Mitarbeiter des Chefs, wußte, wie es um das Haus stand. Aber auch er ließ sich nichts merken. Nur arbeitete er gleich Herrn Drusin jetzt mit verdoppeltem Eifer. Mehr als einmal drehte er den Hahn der Gasflamme über seinem Pulte erst ab, wenn bereits die Morgendämmerung bleich durch's Fenster lugte.

Herr Drusin hatte seinen Sohn mit wenigen Worten von dem Stande seines Vermögens in Kenntniß gesetzt. Es ergab sich, daß ihm außer dem Hause nur noch die im Magazin gerade vorräthigen Waaren — und dieser waren nicht viele! — als freies Eigenthum gehörten.

Es hieß also in der That, wieder ganz von vorn anfangen.

Max suchte nach irgend einer seinen Fähigkeiten entsprechenden Beschäftigung. Aber diese wollte sich so leicht nicht finden. Selbst als Lehrer in einem der Frankfurter Institute hätte er nicht leicht Aufnahme finden können, denn nirgends war eine Stelle frei. Uebrigens konnte er an einen solchen Ausweg auch nicht denken, denn damit hätte Frau Friederike sofort erfahren, wie die Dinge standen. Er versuchte es also mit literarischer Thätigkeit. Zunächst verschickte er sein Drama an verschiedene Bühnen. Dasselbe kehrte aber nach kürzerer oder längerer Frist immer wieder mit fast stereotypen ablehnenden Antworten zurück. Zuletzt schickte er es nach Berlin, und erhielt gar keine Antwort. Mißmuthig über den Mangel jeglichen Erfolges, nahm er sich nicht einmal die Mühe, das mißrathene Kind seiner Muse zurückzufordern. Er besaß ja das Original! Mochte dies im Kasten verschimmeln!

Besseren Erfolg hatte die sprachwissenschaftliche Arbeit, welche eigentlich zur Inauguration seiner akademischen Carrière bestimmt war. Zwei Buchhandlungen lehnten allerdings auch den Verlag derselben höflichst ab; die dritte und renommirteste aber, an welche sich Doctor Drusin nur mit sehr geringer Hoffnung wandte,

acceptirte dieselbe und bezahlte dem Autor sogar ein bescheidenes Honorar dafür. Es war das erste Geld, welches Max in seinem Leben verdiente. Stolz wie ein König trug er es zu dem Vater und bat ihn, darüber zu disponiren. Zum ersten Male seit langer Zeit zeigte sich ein flüchtiges Lächeln auf Herrn Drusin's Lippen, als er die kleine Summe sah.

„Lieber Max," sagte er, „damit werden wir das Geschäft schwerlich wieder in Flor bringen! Aber gleichviel! Es freut mich doch! Das Geld aber ist Dein und soll Dein bleiben! Trägt Dein nächstes Werk mehr ein, dann magst Du mir immerhin das Honorar bringen, und ich will es Dir mit guten Zinsen im Hause anlegen!"

Max entging keineswegs die gutmüthige Ironie, welche in diesen Worten lag, aber er fühlte sich nicht schmerzlich davon berührt. Das Lächeln des alten Herrn that ihm wohl. Er packte den ausgeschlagenen Ehrensold wieder zusammen, um ihn Frau Friederikens Obhut anzuvertrauen, die wo möglich noch stolzer darauf war, als der glückliche junge Autor selbst.

Kein leichtes Stück Arbeit war es für Max, wie für seinen Vater, der Mutter nichts von dem geänderten Stande der Dinge merken zu lassen. Oft genug fragte Frau Friederike, wann der „Herr Doctor" denn wohl

daran denke, endlich einen bestimmten Plan für die Zukunft zu entwerfen und sich für eine bestimmte Universität zu entscheiden? Und nicht nur sie allein, auch mancher Andere noch stellte ganz unbefangen diese Frage, denn Niemand konnte begreifen, weshalb der junge Gelehrte sich eigentlich beschäftigungslos in Frankfurt herumtrieb. Max mußte Beschönigungen und Ausflüchte aller Art ersinnen, und das fiel ihm schwer, denn er war das Lügen nicht gewöhnt. In ganz Frankfurt hatte keine Seele eine Ahnung davon, wie es eigentlich um die Firma „Drusin's Nachfolger" stand. Der Chef kam allen seinen Verbindlichkeiten auf's Pünktlichste nach. Wie hätte man also vermuthen sollen, daß ihm das nur mit Aufgebot seiner ganzen Energie, durch die berechnendste Oekonomie, durch die behutsamste Vorsicht möglich wurde? Um als Privatdocent, auch bei den allerbescheidensten Ansprüchen in einer fremden Stadt standesgemäß zu leben, hätte Doctor Drusin mindestens tausend Gulden jährlich gebraucht. Diese Summe konnte aber Herr Drusin unmöglich dem Sohne aussetzen, ohne sein Haus mit einer Hypothek zu belasten, und diesen Schritt durfte er nicht wagen, wenn er nicht Argwohn wachrufen wollte. Es blieb somit nichts übrig, als einen Monat um den anderen vergehen zu lassen und abzuwarten, bis sich von selbst etwas bieten oder in dem

Stande der Dinge ein Wechsel eintreten würde. Wie schwer empfand der junge Mann, daß keine Maske mehr drückt, als die Maske der Wohlhabenheit!

Tag um Tag saß Max, nunmehr seit länger als zwei Jahren Herr Doctor Max Drusin, wieder in seinem Giebelstübchen, wo wir zuerst seine Bekanntschaft machten, und hoffte auf die unbekannte Zukunft. Mit seinen Altersgenossen pflegte er wenig Umgang, denn die Sorgen und Gedanken, welche ihn heimlich peinigten, und von denen er doch nichts durfte merken lassen, machten ihn wenig geeignet für die Gesellschaft. Er arbeitete viel, sowohl in seinem speciellen Fache, als allgemein literarisch. Einige kleinere belletristische Sachen hatten in auswärtigen Blättern Eingang und bei dem Lesepublikum freundliche Aufnahme gefunden. Das pecuniäre Erträgniß war ein ungleich lohnenderes, als das der gelehrten Sachen. Ueberzeugt, daß er noch lange nicht auf Beihülfe von Seiten des Vaters rechnen dürfe, hatte er sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, sich durch eigenen Fleiß die Mittel zur Ausführung seines Planes zu verschaffen, und sollte es auch noch zwei bis drei Jahre dauern, ehe er daran denken konnte, sich zu habilitiren.

Es war ein sonniger Spätsommerabend, gerade wie jener, den wir zu Anfang unserer Erzählung schilderten.

Wie damals, fiel auch heute der Schein der sinkenden Sonne durch die üppigen Schlinggewächse hinein in die stille Klause, und wie damals beleuchteten ihre Strahlen den fleißigen Bewohner derselben, welcher, den Kopf in die Hand gestützt, sich über den Schreibtisch beugte. Auch diesmal öffnete sich die Thür im Hintergrunde, aber nicht so geräuschlos wie an jenem Abend, sondern mit einem derben Rucke, und herein trat nicht Frau Friederike, sondern hereinstolperte Herr Professor Braun, und zwar, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, mit einem halbunterdrückten Fluche.

Max sprang auf.

„Ah, Herr Professor!“ rief er, angenehm überrascht, „was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?“

„Hören Sie, Doctor,“ sagte der Professor, seinen Hut nicht ohne Besorgniß betrachtend, „Sie haben da draußen eine ganz nichtswürdig dunkle Stiege, die nach Ihrem Tusculum führt! Um ein Haar wäre ich mit dem Kopfe gegen die Thür gerannt!“

„Ich bedauere sehr, Herr Professor!“ erwiderte Max, indem er dem ehemaligen Lehrer rasch einen Lehnstuhl hinschob und den Hut bedachtsam auf das Pfeilertischchen stellte, „war denn Niemand unten, um mich zu rufen? Es ist mir leid, daß Sie sich selbst herauf bemühten!“

„Ich wollte mit Ihnen allein sprechen," sagte der Gelehrte, Platz nehmend. „Es handelt sich um eine Sache von Wichtigkeit!"

Max zweifelte keinen Augenblick, daß Professor Braun wieder irgend eine etymologische Rarität aufgestöbert habe und nun komme, um ihm Mittheilung davon zu machen. Als ob sich das von selbst verstünde, nahm er den Schlüssel und öffnete den Bücherschrank.

„Nein, nein!" rief der Professor abwehrend, „setzen Sie sich nur wieder auf Ihren Platz, Doctor! Ich komme diesmal nicht in sprachwissenschaftlichen Angelegenheiten zu Ihnen!"

Max wurde neugierig. In welchen anderen Angelegenheiten konnte Professor Braun zu ihm kommen, als in sprachwissenschaftlichen? Er setzte sich dem Gelehrten gegenüber und sah ihn erwartungsvoll an.

„Ich habe neulich Ihre Novelle in den „Erinnerungen" gelesen," begann der Professor. „Für gewöhnlich lese ich keine Belletristik, nicht weil sie mir nicht gefiele, — im Gegentheile! — sondern weil ich keine Zeit habe. Das Leben ist ja so kurz, und wenn man, wie ich, den Sechszigern nahe steht, muß man sich beeilen, um etwas vor sich zu bringen! Also ich sage, ich habe sie gelesen, Ihre Novelle. Meine Frau lobte sie so warm, daß ich aufmerksam darauf wurde."

„Und hat sie auch Ihren Beifall gefunden, Herr Professor?"

„O ja! Sie ist schön geschrieben! Ein guter, solider Styl, wie man ihn von Ihnen erwarten darf, Doctor!"

„Aber der behandelte Gegenstand fand vielleicht nicht Ihren Beifall?"

„Doch, doch! Ist sogar recht hübsch behandelt! Die Geschichte hat mich amüsirt!"

Max merkte ohne Mühe, daß der Professor etwas auf dem Herzen hatte, sich aber nicht recht getraute, damit herauszurücken. Daß er nicht um der Novelle willen gekommen war, stand außer Frage. Professor Braun hätte um aller Novellen willen, die seit den Tagen Boccaccio bis auf diese Stunde geschrieben wurden, sich nicht aus seinem Studirzimmer gerührt. Das Gespräch über das literarische Product konnte somit nur die Einleitung zu etwas ganz Anderem sein.

„Sie schildern in Ihrer Erzählung einige Scenen aus der vornehmen Welt, aus dem high life, wie der Engländer sagt," fuhr der Gelehrte nach einer Pause fort. „Wo haben Sie denn das high life kennen gelernt, Doctor? Auf der Universität, oder in Paris?"

Professor Braun sprach scheinbar ernsthaft, aber um seine Mundwinkel zuckte ein heimliches Lächeln.

„Je nun," erwiderte Max achselzuckend, „man schreibt solche Dinge eben, wie man sie sich denkt, wie man Aehnliches bereits gehört oder gelesen hat."

„Das ist's, vom Hörensagen!" rief der Professor, „aber, mein lieber Freund, das ist nicht das Rechte! Anschauung, eigene Anschauung ist die Hauptsache!"

„Ja, wo hätte ich mir diese verschaffen sollen? Bonn war nicht der Ort dazu, und die Salons des Faubourg Saint Germain öffneten dem Sohne des Frankfurter Kaufmanns auch nicht ihre Portièren! Uebrigens bleiben sich die Menschen in allen socialen Sphären im Grunde genommen so ziemlich gleich. Nur der Firniß, der Lack ist bei den Einen etwas kräftiger aufgetragen, als bei den Anderen!"

„Ganz recht! Aber diesen Lack muß man kennen, wenn man ihn beschreiben will!" bemerkte Professor Braun trocken.

„Ich möchte nur wissen, wo er mit dem Allen hinaus will?" dachte Max.

„Wie ist's, Doctor? Wollen Sie den Lack kennen lernen?" fragte plötzlich der Professor, seine stahlblauen, noch immer unbebrillten Augen forschend auf den jungen Mann richtend.

„Ich verstehe nicht, Herr Professor!"

„Werden mich sogleich verstehen! Sehen Sie, Doctor colendissime, früher war es Brauch, daß ein intelligenter junger Mann, wenn er die Universität hinter sich hatte, einige Jahre in irgend einem vornehmen Hause als Hofmeister zubrachte. Das hatte sein Gutes für ihn. Er bildete und wurde dabei selbst gebildet! So habe ich es auch gemacht. Ich war sechs Jahre Hofmeister bei dem Fürsten Ysenburg!"

„Hofmeister?" erwiderte Max ein wenig gedehnt. „Ich glaube kaum, daß ich zu diesem Geschäfte den nöthigen Beruf besitzen dürfte!"

„Also sagen wir lieber Privatsecretär. Was meinen Sie dazu, Verehrter?"

Max machte große Augen.

„Privatsecretär?" wiederholte er, „und bei wem?"

„Ich werde Ihnen die ganze Geschichte erzählen!" meinte Professor Braun, sich in Positur setzend; „wir kommen dabei rascher vom Flecke, als mit dem ewigen Fragen und Antworten. Ich sagte Ihnen, ich sei sechs Jahre Hofmeister bei dem Fürsten Ysenburg gewesen. In seinem Hause lernte ich nicht nur meine Frau," — hier unterdrückte Professor Braun einen kleinen Seufzer, „sondern auch verschiedene junge Herren von vornehmem Stande kennen, welche mit den beiden Prinzen, meinen Zöglingen verkehrten. Diese jungen Herren sind, —

insoweit sie noch nicht ad patres gewandert, — unterdessen alte Herren geworden, gleich mir! Leider, leider! Doch das gehört nicht hierher! Unter ihnen befindet sich Baron Wachenheim, der frühere —sche Bundestagsgesandte. So lange er hier residirte, besuchte er mich zuweilen, und ich besuchte ihn. Seine Excellenz ist nicht nur Diplomat, sondern auch so ein Stück von einem Gelehrten, wenn auch nur Dilettant. Sehen Sie, Doctor, es ist immer schätzenswerth, wenn ein Diplomat sich in seinen freien Stunden mit etwas Vernünftigem beschäftigt! Doch ich schweife schon wieder von meinem Thema ab! Senectus loquax! Ich merke, ich fange wirklich an, alt zu werden!"

Max hörte dem Professor mit steigender Spannung zu.

„Bitte nur fortzufahren! Das ist Alles höchst interessant für mich!" — sagte er, näher rückend.

„Nicht wahr? Nun warten Sie nur! Es wird noch interessanter kommen! Ich dachte mir schon öfters: Ist es nicht Schade, daß dieser Doctor Drusin Monat um Monat hier in dem alten Frankfurt sitzt, anstatt sich in der großen Welt ein wenig umzuthun? Weshalb reist er nicht? Sein Vater hat Geld, und Doctor Drusin ist das einzige Kind! Schon mehrmals hatte ich mir vorgenommen, einmal mit Ihnen über die Sache

zu sprechen, aber so oft wir zusammenkamen, vergaß ich wieder darauf, denn wir hatten stets interessantere Dinge zu verhandeln!"

Ein Schatten flog über das Gesicht des jungen Mannes, als Professor Braun in aller Herzensunschuld dieses zarte Thema berührte. Der Gelehrte, nur mit seinen Gedanken beschäftigt, merkte nichts davon.

„Nun sehen Sie," fuhr er fort, indem er aus der Brusttasche einen Brief zog — „da schreibt mir nun Baron Wachenheim von Berlin, er sei zum Gesandten in Turin ernannt. Leider kann er aber nicht Italienisch. Für ihn persönlich macht das zwar nichts, denn die Diplomaten sprechen alle Französisch, wenn sie es auch nicht immer besonders klassisch schreiben. Die anderen Herren von der Gesandtschaft scheinen auch keine großen italienischen Kirchenlichter zu sein. Nun braucht der Gesandte aber Jemanden, der der Sprache sehr gut mächtig ist, denn, wie es scheint, giebt es Mancherlei zu rapportiren, Auszüge aus den Zeitungen zu machen und dergleichen mehr. Zu diesem Zwecke sucht er einen Privatsecretär, welcher einen Gehalt von zweitausend Gulden jährlich und gänzlich freie Stellung im Hause haben wird. Der Betreffende muß außer den erforderlichen Kenntnissen eine — wie er schreibt — feine Repräsentation besitzen und der Sohn einer guten Familie

sein. Baron Wachenheim wandte sich an mich um einen guten Rath. Sofort dachte ich an Sie. Nun, Doctor, was halten Sie von der Sache?"

Max hatte, während der Professor sprach, im Stillen die ganze Scala der Empfindungen von der Ueberraschung bis zur heimlich aufjubelnden Freude durchgemacht. Er hätte dem Manne um den Hals fallen mögen, der ihm ganz unerwartet eine so glänzende, seine kühnsten Erwartungen überflügelnde Aussicht eröffnete. Da er jedoch wußte, daß der steif wie immer dasitzende Professor kein Freund von allzulebhaften Gefühlsäußerungen war, that er sich Gewalt an.

„Wie soll ich Ihnen für Ihre gütige Theilnahme danken, Herr Professor?" rief er mit unsicherer Stimme, indem er aufsprang und dem Gelehrten beide Hände entgegenstreckte.

„Sie nehmen also an?" fragte dieser vergnügt.

„Natürlich! Wie könnte man eine solche Gelegenheit unbenutzt vorbeigehen lassen!"

„Schön, sehr schön! Ich werde sofort dem Gesandten schreiben. In zwei bis drei Tagen ist die Antwort da. Dann packen Sie Ihre Siebensachen zusammen, und marsch hinunter in's Land der Citronen!"

Professor Braun war aufgestanden. Er rieb sich

vergnügt die Hände, während er den jungen Doctor von oben bis unten betrachtete.

„Ihr jungen Leute von heutzutage seid eigentlich doch weit besser dran, als wir von dazumal es waren!“ sagte er nach einer Pause. „Ihr kommt herum in der Welt, während wir an der Scholle kleben mußten! Wie alt sind Sie jetzt, Doctor?“

„Fast siebenundzwanzig Jahre!“

„Siebenundzwanzig Jahre! Mit siebenundzwanzig Jahren mußte ich schulmeistern, ohne von der Welt mehr gesehen zu haben, als die Güter des Fürsten und ein Stückchen von Berlin. Nie habe ich meinen Fuß auf französische, englische, spanische oder italienische Erde gesetzt, obwohl ich die Sprachen aller dieser Länder und sogar einen großen Theil ihrer Mundarten kenne. Ist das nicht schmerzlich?“

„Aber was hindert Sie, das Versäumte nachzuholen, Herr Professor? Sie sind ein wohlhabender Mann, der sich einen kleinen Ausflug in die Fremde wohl vergönnen kann! Ueberdies haben Sie keine Familie, die Sie zurückhält!“

„Pst, pst! Sprechen wir nicht davon! Ein Glück, daß meine Frau Sie nicht hört! Also es bleibt dabei! Ich schreibe dem Gesandten. Sobald ich die Antwort habe, theile ich sie Ihnen mit! Jetzt aber seien Sie so

gut und zünden Sie eine Kerze an, damit ich nicht auf Ihrer Hühnerleiter draußen den Hals breche! Es beginnt bereits zu dunkeln. Grüßen Sie Ihre Eltern und besuchen Sie mich dieser Tage. Ich habe wieder allerlei Interessantes gefunden!"

Während der Professor bedächtig die Handschuhe anzog und den Hut aufsetzte, machte Max mit vor Aufregung zitternden Händen Licht und geleitete dann den glückbringenden Gast vorsichtig über die Treppe. Nachdem er ihm beim Hausthore nochmals wärmstens gedankt, kehrte er in's stille Giebelstübchen zurück, um sich zu sammeln, bevor er seinen Angehörigen Mittheilung von dem großen Ereignisse machte.

Eine Welt von Gedanken durchfluthete seinen Sinn, als er wieder vor dem Schreibtische saß. Wer vermöchte zu schildern, was ein junges Herz in einer solchen Lage alles empfindet? Dunkler und dunkler wurde es um ihn her. Er merkte nichts davon. Endlich blickte er auf. Da strahlte hell durch die Laubgewinde vor dem offenen Fenster der Abendstern vom südlichen Himmel zu ihm herein in das stille Gemach.

„Sei mir gegrüßt, holder Stern des Südens!" rief Max tief aufathmend. — „Leite Du mich nun zu neuen Bahnen, zu neuem Leben!"

Sechstes Kapitel.

In diplomatischen Diensten.

Professor Brauns Empfehlung erwies sich wirksam. Ehe noch acht Tage vergingen, war Doctor Max Drusin als Privatsecretär des —schen Gesandten am Turiner Hofe fest engagirt, und drei Wochen später verließ er Frankfurt, um seinen neuen Chef in München zu treffen, von wo aus die Reise durch Tyrol über Venedig und Mailand nach Turin gehen sollte.

Baron Wachenheim zählte zu den reichsten Cavalieren des Landes, welches er am savoyischen Hofe zu vertreten hatte. Er war ein feingebildeter Lebemann, der seine sechszig Jahre mit vollendetem Anstande zu tragen wußte, und sich dabei der köstlichen Gabe eines durch nichts aus dem Gleichgewichte zu bringenden Humors erfreute. Seine nur um wenige Jahre jüngere Gemahlin entstammte einer vornehmen deutsch-russischen

Familie. Von den beiden Söhnen seiner Excellenz hatte sich keiner der Diplomatie gewidmet. Der eine, Baron Eugen, stand als Hauptmann bei der Garde in Berlin, der ältere, Baron Adolf, war Landwirth und beschäftigte sich mit der Verwaltung des ausgebreiteten väterlichen Grundbesitzes.

Max hatte in München nur den Gesandten nebst Gemahlin getroffen. Die anderen Herren der Gesandtschaft, der Legationsrath Graf Ilmenried und die beiden Attachés, Baron Leitenberg und Baron Künzel, befanden sich bereits in Turin. Der Empfang von Seiten des neuen Chefs war ein ungemein zuvorkommender. Gleich bei der ersten Begegnung bemerkte Seine Excellenz, er verlange von seinem Secretär weniger eine ausgiebige Arbeitskraft, denn die diplomatischen Geschäfte, zu deren Besorgung er nach Turin gehe, seien keineswegs „überwältigender Natur," als vielmehr jene gesellschaftlichen Eigenschaften, die den gegenseitigen Verkehr zu einem angenehmen machen. Dies sei das Haupterforderniß, und er hoffe, in Herrn Doctor Drusin die entsprechende Persönlichkeit gefunden zu haben. Ihre Excellenz schien gleichfalls Wohlgefallen an dem neuen Privatsecretär zu finden. Sie erkundigte sich mit fast mütterlicher Theilnahme, und dabei in der zartesten, discretesten Weise nach seinen bisherigen Verhältnissen.

„Nehmen Sie sich vor den schwarzen Augen der schönen Italienerinnen in Acht, Herr Doctor!“ sagte sie scherzend, als der bequeme Extrapostwagen die Grenze von Welschtyrol passirte, „wir kommen jetzt in's Land, wo „die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht!“ Wir, der Baron und ich, sind gegen solche Anfechtungen gefeit!“

„Leider, leider!“ bemerkte Seine Excellenz mit einem kleinen Seufzer, der ihm ein scherzhaft verweisendes Fingerdrohen Seitens der Baronin eintrug.

Max versprach, sein Herz nach Kräften zu wahren. Das Scherzwort von den „schwarzen Augen“ hatte ihm die Erinnerung an die verschollene Angelica wieder wach gerufen, nach deren Heimath jetzt der Weg führte. Wie ein Märchen aus der Kinderzeit gemahnte ihn diese Erinnerung.

„Ob ich wohl dort unten die ehemaligen Hausgenossen wieder finden werde?“ dachte er bei sich. „Bah, tempi passati! Verrauscht und vergessen! Das ist ja das Loos der Dinge, die vergangen sind!“

Die Reise nach Venedig gestaltete sich sehr angenehm. Mit hochklopfendem Herzen betrat der junge Mann die Lagunenstadt, dieses Wunder der Städte, welches seines Gleichen nicht hat in der Welt. Endlich sollte die stille Sehnsucht so vieler Jahre in Erfüllung gehen! Wie oft

hatte er in wachem Traume sich Bilder geschaffen von der Wiege der Romantik — denn das ist Venedig — und nun sah er seine Träume verwirklicht, er sah sie sogar übertroffen, denn die Königin Wittwe der Adria hat auch das vor allen Städten voraus, daß selbst die reichste Phantasie dessen, der sie noch nicht gesehen, sich kein annähernd richtiges Bild von dem Gesammteindruck dieser wunderbaren Mischung von Größe und Verfall, von bestrickender Schönheit und ernster Trauer zu schaffen vermag.

Baron Wachenheim und seine Gemahlin befanden sich gleichfalls zum ersten Male in Venedig. Da ihre ganze Begleitung außer dem Secretär nur aus dem Bedienten und der Kammerfrau bestand, so konnten sie en touriste reisen. Dringende Geschäfte gab es nicht in Turin; der Gesandte hatte somit durchaus keine Eile, dorthin zu kommen. Man verweilte volle vierzehn Tage in Venedig. Herr Doctor Drusin fand Gelegenheit, seine Sprachkenntnisse im glänzendsten Lichte zu zeigen. Er machte den Dolmetsch bei den Wanderungen durch die Museen, die Kirchen, den Dogenpalast. Er entwarf das Programm zu den Ausflügen in die Umgebung. Er schwärmte mit der Baronin von der vergangenen Herrlichkeit, wenn die Gondel durch die stillen, mondbeschienenen Canäle an den verödeten, stumm trauernden

Paläſten vorüberglitt; er hörte aufmerkſam den flüchtig hingeworfenen, politiſchen, reich mit Anekdoten geſpickten Auseinanderſetzungen Seiner Excellenz zu, der gerne plauderte, und die hohe Politik weit mehr vom Standpunkte des ſkeptiſchen Beobachters, als von dem des geheimnißvollen Großaugurs auffaßte. Er lernte bei dieſer Gelegenheit die Größen der Zeit ein wenig im Negligée kennen, und gewann gleichſam ſpielend einen kleinen Einblick hinter die politiſchen Couliſſen. Wenn Baron Wachenheim auch nicht Vertreter einer Großmacht war, ſo wußte er doch durch ſeinen vieljährigen diplomatiſchen Dienſt überall ſehr wohl Beſcheid. Im Geſandtſchafts-Hotel in Turin hätte Max ſchwerlich in einem Jahre auch nur halb ſo viel gehört, wie hier in vierzehn Tagen, wo er mit ſeinem Chef in beſtändiger Berührung blieb.

Wir brauchen nicht zu bemerken, daß Max nicht unterließ, in Venedig Erkundigungen über den verſchollenen Signor Ruggieri einzuziehen. Er that dies bei jeder paſſenden Gelegenheit, ſo daß dies zuletzt der Baronin auffiel. Sie erkundigte ſich, was es mit dieſem Signor Ruggieri eigentlich für eine Bewandniß habe. Doctor Druſin ſah keinen Grund, die Sache zu verheimlichen, und erzählte, was er von dem ehemaligen Frankfurter Sing- und Fechtmeiſter wußte.

„Hier in Venedig werden Sie schwerlich etwas über den Mann erfahren," meinte Seine Excellenz. „War er, wie kaum zu bezweifeln, politisch compromittirt, dann wird er, trotz der von Oestereich ertheilten Amnestie, kaum seinen Wohnort wieder in dieser Stadt genommen haben. Die ganze venezianische und lombardische Emigration befindet sich jetzt in Sardinien. Dort dürfte auch Ihr Signor Ruggieri zu finden sein. Uebrigens ist mir der Name gänzlich unbekannt. Man kennt doch so ziemlich die Leute, welche vor Achtundvierzig bei den politischen, gegen die Fremdherrschaft gerichteten Verschwörungen eine Rolle spielten. Da sich kein Ruggieri darunter befindet, so hat Ihre Vermuthung viel Wahrscheinlichkeit, daß der Herr in Frankfurt unter einem angenommenen Namen lebte. Wissen Sie nicht, von welchem Lande sein damaliger Paß ausgestellt war? Ohne einen solchen würde man ihm sicherlich nicht den Aufenthalt in Frankfurt gestattet haben!"

„Ich war damals noch zu jung," erwiderte Max; „Angelica sagte mir blos, sie seien aus Paris nach Frankfurt gekommen!"

„Angelica?" rief die Baronin plötzlich, aufmerksam werdend. „Ei, sieh' da! Also auch eine Angelica spielt in der geheimnißvollen Geschichte eine Rolle. Wer war diese Angelica?"

„Signor Ruggieri's Tochter," versetzte Max, leicht erröthend.

„Ach, nun begreift sich der Eifer, mit dem Sie nach diesem Signor Ruggieri fahnden!" rief die Baronin lachend. „Ich dachte mir gleich, daß irgend eine zarte Beziehung bei der Sache im Spiele sei!"

„Excellenz sind im Irrthum!" betheuerte Max, „Angelica war damals noch ein Kind!"

„Und wie lange ist es her, seit Sie nichts mehr von Ihren ehemaligen Hausgenossen vernommen haben?"

„Fast fünf Jahre!"

„Dann dürfte Ihre Angelica längst Ihrer vergessen haben, armer Doctor!" sagte die Baronin mit neckendem Bedauern. „Es giebt nichts Vergeßlicheres in dieser Welt, als ein junges Mädchenherz, und das einer Italienerin dürfte in diesem Punkte vielleicht noch etwas mehr leisten, als das einer sentimentalen deutschen Jungfrau! War sie hübsch, Ihre Angelica?"

„Sie war noch ein halbes Kind, als sie Frankfurt verließ."

„Herr Doctor Drusin läßt mit sich handeln!" fuhr die Baronin in dem gleichen Tone fort; „vorhin war seine Angelica noch ein ganzes Kind, jetzt erscheint sie bereits als ein halbes! War es hübsch, dieses halbe Kind?"

„Sehr hübsch, Excellenz!“

„Tant pis pour vous, mon pauvre Docteur! Machen Sie sich darauf gefaßt, Ihre verschollene Angelica entweder gar nicht mehr, oder als die Angelica eines Anderen zu finden!“

„Excellenz geben meinem Interesse an Signor Ruggieri und dessen Tochter eine durchaus unbegründete Deutung,“ rief Max. „Meine Beziehungen zu Beiden sind ganz einfach die einer Jugenderinnerung! Nicht mehr und nicht weniger!“

„Trotzdem möchte ich Ihnen nochmals den Rath geben, den ich Ihnen bereits an der Grenze von Welsch-Tyrol ertheilte. Sollte Sie der Zufall mit Ihrer Jugenderinnerung wieder zusammenführen, dann wahren Sie Ihr Herz! Im Lande der Orangen und Myrthen sollen Dolchstiche gerade nicht zu den ungewöhnlichen Dingen gehören, wenn es sich in Liebessachen um die Geltendmachung älterer und jüngerer Rechte handelt!“

„Ja, vielleicht in den Opern und Taschenbuchnovellen aus der guten alten Zeit!“ versetzte der Gesandte, welcher bisher lächelnd der Unterhaltung zugehört hatte. „In der Wirklichkeit hantiren die Italiener heute mit den romantischen Dolchen auch nicht häufiger, als etwa unsere Bauern mit ihren prosaischen Brodmessern. C'est partout comme chez nous, ma chère!“

Damit hatte die Sache ein Ende. Herr Doctor Drusin schied aus Venedig, ohne, wie der Gesandte voraus gesagt, über Signor Ruggieri das Geringste erfahren zu haben.

Anfangs November traf seine Excellenz sammt Gefolge in Turin ein, nachdem man in den lombardischen Städten, namentlich in Mailand, einen längeren Aufenthalt genommen hatte. Herr Doctor Drusin wurde in seinen neuen Wirkungskreis installirt, und bezog eine hübsche Wohnung von zwei Zimmern in dem zweiten Stocke des Gesandtschaftshotels.

Es giebt wenig Lebensstellungen, welche angenehmer sind, als die eines Legationsbeamten in ruhiger Zeit und an einem Hofe, der, gleich dem sardinischen, zu jener Zeit sich nicht allzu sehr in den Formen steifer Etiquette bewegte. Obgleich Herr Doctor Drusin nicht eigentlich zu dem Gesandtschaftspersonal gehörte, denn seine Stellung war ja nur eine private, wurde er doch allgemein als eine Art Appendix des diplomatischen Corps angesehen. Es geschah dies theils in Folge der auszeichnenden Behandlung Seitens des Gesandten und dessen Gemahlin, bei welcher Max von Anfang an in Gunst stand, theils auch seines persönlichen, sicheren Auftretens in der neuen, von seinen früheren Lebenskreisen eigentlich so weit ab liegenden Sphäre. Die

Herren von der Gesandtschaft fanden zu ihrer keineswegs unangenehmen Ueberraschung in dem Privatsecretär Seiner Excellenz eine tüchtige Arbeitskraft, welche ihnen gestattete, ihre ohnehin nur sehr wenig in Anspruch genommene Thätigkeit ganz und gar nach eigenem Ermessen zu verwenden. Hierzu kam noch der weitere Umstand, daß der junge Frankfurter als Angehöriger einer, wenn auch nur Miniaturrepublik, in ihren Augen als eine Art von Patricier erschien, und als solcher gewissermaßen auch zu den bevorzugten Ständen zählte. Seine seltene Geschicklichkeit im Fechten kam ihm gleichfalls vortrefflich zu Statten. Die beiden Attaché's besuchten fleißig die salle d'armes. Max stellte sich von Zeit zu Zeit ebenfalls dort ein und erregte Aufsehen durch die Eleganz und Gewandtheit, mit der er das Fleuret handhabte. Das Hauptrelief hatte ihm jedoch, ohne daß er es wußte, Herr Professor Braun gegeben. In aller Herzensunschuld bezeichnete dieser nämlich in seinem Briefe an den Gesandten den jungen Doctor als den einzigen Sohn eines reichen Handelshauses, welcher vollauf die Mittel besitze, nach eigenem Gutdünken zu leben, was auch schon daraus hervorgehe, daß Max sich nicht dem Kaufmannsstande, sondern den Wissenschaften gewidmet habe und nach vollendeten Studien ruhig in dem elterlichen Hause weile, ohne daß es ihm bisher

in den Sinn gekommen sei, die erworbenen Kenntnisse zur Erlangung eines Amtes zu verwenden.

Zwei Jahre vergingen wie im Fluge. Sie hatten Max in dem Kreise, in dem er sich bewegte, vollkommen heimisch gemacht. Er verkehrte in der besten Gesellschaft Turins, lernte alle Männer von Bedeutung persönlich kennen, welche an dem Werke der nationalen Wiedergeburt Italiens, wenn auch oft in sehr verschiedener Richtung, arbeiteten. Sein Blick erweiterte und schärfte sich, seine Anschauungen gewannen feste Gestalt, seine Bestrebungen richteten sich auf bestimmte Ziele. Er hatte Italien lieb gewonnen. Er beobachtete das mächtige Ringen dieses reichst begabten unter den lateinischen Völkern Europa's, alles durch Jahrhunderte an geistiger Arbeit Versäumte nachzuholen, um unter den Nationen unseres Welttheils den ihm gebührenden Platz und Rang einzunehmen. Weshalb sollte er nicht an der Turiner Universität einen Lehrstuhl erlangen können? dachte er. Seine gegenwärtige Stellung war eine angenehme, gewiß, aber sie konnte doch nur als eine vorübergehende erscheinen. Wurde der Gesandte abberufen, dann war es damit zu Ende. Es war somit wohlgethan, eine solche Eventualität bei Zeiten in's Auge zu fassen, und zur Erreichung des Zweckes die vielseitigen Verbindungen, welche sich gleichsam von selbst boten, zu benutzen.

Ein Brief seines Vaters bestärkte ihn in seinem Entschlusse. Herr Drusin theilte dem Sohne mit, die schwerste Zeit sei bereits überstanden. Wolle Max jetzt nach Deutschland zurückkehren, so sei er nunmehr wieder in der Lage, die ihm zu seiner Habilitation nöthigen Mittel zu gewähren. Was diese letzteren betraf, so hätte Max den entscheidenden Schritt nöthigen Falls auf eigene Gefahr hin thun können, denn von seinem Gehalte hatte er kaum die Hälfte verbraucht. Nach reiflicher Ueberlegung beschloß er, noch den Winter über in der bisherigen Stellung zu verbleiben und unterdessen die nöthigen Schritte zu thun, um zu erfahren, ob sein Plan Aussicht auf Erfüllung habe.

Da ließ ihn eines Morgens der Gesandte in sein Cabinet bitten.

„Hören Sie, lieber Doctor," begann Seine Excellenz, „ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen —."

Max blickte seinen Chef erwartungsvoll an.

„Es sind nun volle zwei Jahre, seit Sie Ihre gegenwärtige Stellung in meinem Hause bekleiden," fuhr der Gesandte fort. „Während dieser Zeit hatten wir Gelegenheit, einander kennen zu lernen. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich annehme, daß wir gegenseitig mit einander zufrieden sein dürften."

„Excellenz sind allzu gütig!"

„Nun, sehen Sie", sagte der alte Herr, indem er bedächtig die Dose aus der Tasche zog und nicht minder bedächtig eine Prise nahm, — ein sicheres Zeichen, daß es sich um etwas Wichtiges handelte, denn Seine Excellenz schnupfte nur in bedeutungsvollen Momenten, — „ich habe mir mehr als einmal gedacht, daß die Stelle in meinem Hause Sie doch nicht auf die Dauer befriedigen könne. Erst dieser Tage noch sprach ich mit der Baronin über die Sache. Sie theilt meine Ansicht!"

„Excellenz berühren hier einen Gegenstand, an den ich gleichfalls bereits gedacht habe," meinte Max; „ich habe auch schon halb und halb einen Plan gefaßt!"

„In der That? Lassen Sie hören!"

„Ich dachte daran, mich später, oder, falls Excellenz vielleicht einmal abberufen werden sollten, auch früher an der Turiner Universität als Professor zu habilitiren."

Excellenz machte eine kleine Grimasse.

Max sah, daß sein Plan nicht auf den unbedingten Beifall des Gesandten zählen durfte.

„Ich zweifle keinen Augenblick, daß es Ihnen, und zwar ohne besondere Mühe, gelingen dürfte, Ihre Absicht auszuführen," sagte er; „ich hätte Ihnen jedoch meinerseits einen anderen Vorschlag zu machen."

Max wurde neugierig.

„Bei Lichte besehen, waren Sie es, welcher während der letzten zwei Jahre so ziemlich alle Bureau-Arbeiten der Gesandtschaft gemacht hat," fuhr der Gesandte lächelnd fort; „weder der Legationsrath, noch die beiden Attaché's haben sich besonders angestrengt. Ihre Berichte erregten die Aufmerksamkeit des Ministers. Es scheint, daß Ihr Styl, vielleicht auch Ihre Beobachtungsgabe, ihm gefällt. Er erkundigte sich vor einiger Zeit bei mir, von wem die diplomatischen Schriftstücke eigentlich verfaßt seien. Ich sagte ihm, sowohl Graf Ilmenried, als auch die beiden jungen Herren seien unschuldig daran. Die Berichte entstammten der gewandten und gelehrten Feder meines Privatsecretärs!"

„Ich danke Euer Excellenz für diese schmeichelhafte Anerkennung!" rief Max erfreut.

„Ich war sie Ihnen schuldig, lieber Doctor! Nun fragte Seine Excellenz weiter, weshalb man eine so tüchtige Kraft nicht officiell zum diplomatischen Dienst heranziehe. Ich setzte ihm unser Verhältniß auseinander, sagte ihm, daß Sie, der Sohn eines reichen Handelsherrn aus Frankfurt (bei diesen Worten machte Herr Doctor Drusin seinerseits eine kleine unwillkürliche Grimasse) und somit eigentlich Republikaner, gewissermaßen nur da dilettante, wie man hier sagt, dem Vertreter unserer Monarchie am Turiner Hofe Ihre Dienste wid-

meten. Der Minister meinte darauf, das sei kein Grund, diese Dienste nicht dauernd in Anspruch zu nehmen. Ihr großer Landsmann Goethe sei ja auch trotz seines Republikanerthums in die Dienste eines Fürsten getreten, dessen Staaten, wie ich mir persönlich hinzuzusetzen erlaube, mit denen unseres allergnädigsten Souverains denn doch noch lange nicht den Vergleich aushalten, obschon wir darum auch noch nicht zu den Großen gehören."

„Falls ich Euer Excellenz richtig verstehe, so macht mir der Minister den Vorschlag, in die Dienste Seiner Majestät zu treten?" rief Max, höchlichst betroffen.

„So ist es, mon cher! Nun, was sagen Sie dazu?"

„Ich gestehe, daß mich dieses Anerbieten ebenso überrascht, als ehrt!" erwiderte Max. „Aber Seine Excellenz weiß vielleicht nicht, daß ich ein Bürgerlicher bin?"

„Doch, doch! Auch dieser Umstand wurde zwischen uns zur Sprache gebracht. Ich weiß, daß in Ihrem kleinen Freistaate die sogenannten Geschlechter keine kleine Rolle spielen. Augsburg hatte seinen Fugger und Welser, Köln seine Oberstolze, welche sich um nichts geringer dünkten, als die ritterlichen Herren des heiligen römischen Reiches. Ich bin zwar nur wenig bewandert in den Annalen der freien Reichsstadt Frankfurt, aber

ich glaube kaum zu irren, wenn ich annehme, daß die Drusin sich nicht zu ihren schlechtesten Bürgern zählen. Schon der bloße Name riecht nach dem alten, erbgesessenen Patriziat!"

„Excellenz wissen in dieser Beziehung entschieden mehr, als ich selbst," versetzte Max, unwillkürlich lächelnd; „ich gestehe es aufrichtig, daß ich mich niemals besonders um die Descendenz der Drusin bekümmert habe!"

„Das begreift sich! Wie käme auch ein junger, demokratisch angehauchter Springinsfeld, gleich Ihnen, dazu, sich mit genealogischen Nachforschungen abzugeben? Uebrigens sollten Sie doch einmal ein Bischen inquiriren! Ihr Name ist ohne Zweifel uralt. Drusin, Drusin! Das klingt ja beinahe römisch. Mit einigermaßen gutem Willen ließe er sich sogar von Drusus ableiten!"

„Das wäre in der That alles Mögliche, Excellenz!" rief Max lachend; „ich werde nicht ermangeln, bei Gelegenheit das Versäumte nachzuholen!"

„Thun Sie das, lieber Doctor! Für jetzt aber wollen wir Ihren Stammbaum auf sich beruhen lassen und wieder zu unserem Thema zurückkehren. Also Ihr mangelnder Adel thut nichts zur Sache, ja es dürfte sogar eher noch ein Vortheil sein, daß Sie nicht adlig sind. Aristokratische Bummler giebt es bei den Legationen mehr als genug! Nach solchen trägt der Mi-

nister kein Verlangen. Was wir brauchen, sind tüchtige Arbeiter!"

„Aber ich begreife nicht . . ."

„Sie werden sogleich begreifen! Zur Legation gehört ein ordentlicher Beamter, welcher die laufenden Geschäfte führt, mit einem Worte ein Kanzler. Bisher sind Sie de facto der Kanzler der X'schen Gesandtschaft am Turiner Hofe gewesen, Herr Doctor. Es hängt nur von Ihnen ab, ob Sie es auch dem Namen nach sein wollen!"

Max prallte zurück. Diesen Vorschlag hatte er nicht erwartet. Er wurde hochroth im Gesicht und sah den Gesandten mit einem Blicke an, als könne er unmöglich an die Wahrheit des Vernommenen glauben.

„Ich spreche im vollen Ernste, Herr Doctor!" fuhr Baron Wachenheim fort, indem er die Schublade des Schreibtisches öffnete und ein großgesiegeltes, amtlich aussehendes Schreiben herausnahm. „Das hier ist Ihre Ernennung zum Kanzler der Legation. Ich setzte voraus, daß Sie die Anstellung nicht zurückweisen würden, und betrieb deshalb die Sache ohne Ihr Vorwissen, um Ihnen eine Ueberraschung zu bereiten. Nun, wie ist's? Nehmen Sie an, oder muß ich die Ernennung als non avenue betrachten?"

Max war völlig consternirt. Er wußte weder was

er sagen, noch was er thun sollte. Niemals war es ihm in den Sinn gekommen, daß überhaupt für ihn eine Möglichkeit vorhanden sei, in diplomatische Dienste zu treten. Seinen Aufenthalt im Hause des Gesandten hatte er stets nur als eine interessante und angenehme Episode betrachtet, und nun sollte sich daraus mit einem Schlage eine Lebensstellung entwickeln.

Der Gesandte weidete sich eine Weile an seiner Verlegenheit.

„Nun, Herr Doctor!“ rief er schmunzelnd, „wie es scheint, haben Sie mit einem Male die Sprache verloren! Das wäre ein harter Schlag für einen Mann, der sich so viele Zungen dienstbar gemacht hat, wie Sie!„

„Excellenz . . .“ stotterte Max, „ich weiß wahrhaftig nicht . . . diese Güte . . . diese Auszeichnung . . .“

„Nun, so greifen Sie zu, Doctor! So lange das Decret nicht in Ihren Händen liegt, ist unsere Legation noch ohne Kanzler und Sie noch ohne Amt! Voilà!“

Max nahm die Ernennungsurkunde mit einer tiefen, stummen Verbeugung.

Der Gesandte reichte ihm die Hand.

„Gestatten Sie mir, der Erste zu sein, Herr Kanzler, der Ihnen seine Glückwünsche darbringt!“ sagte er, aus dem gewöhnlichen Ton freundlichen Plauderns in den

des Ernstes übergehend. „Sie werden durch dieses Document ein Bürger unseres Königreiches, und ich nehme Sie im Auftrage und an Stelle Seiner Majestät in Pflicht! Die Zeiten sind ernst geworden! Die große Bewegung, welche das Jahr 1848 einleitete, ist noch lange nicht ihrem Abschlusse nahe. Weiß der Himmel, was uns die Zukunft noch Alles bringen wird! In jedem Fall aber braucht der Staat Männer mit hellem Kopfe und mit solidem Wissen. Hohe Geburt allein genügt höchstens zum Figuranten! Ihr neues Amt eröffnet Ihnen die Bahn zum weiteren Fortschreiten. An Ihnen wird es liegen, sie festen und sicheren Fußes zu betreten. Sie sind ein junger Mann! Der Jugend gehört die Zukunft!“

Ein warmer, kräftiger Händedruck folgte diesen Worten. Der neue Kanzler stand noch immer da wie in wachem Traume.

„Und nun, Monsieur le Chancelier!“ fuhr der Gesandte fort, indem er Max unter den Arm faßte, „kommen Sie mit hinüber in die Kanzlei, damit ich Sie den Herren von der Legation vorstelle, die auch nicht wenig erstaunt sein dürften. Ist das vorbei, dann lassen Sie sich bei der Baronin melden. Es ist billig, daß Sie sich ihr sogleich in Ihrer neuen Würde vorstellen, denn, offen gesagt“ — und hier dämpfte Seine

Excellenz die Stimme — „der erste Gedanke kam von ihr! Sie haben Glück bei den Damen, Herr Kanzler. Suchen Sie sich dieses Glück zu erhalten! Die Weiber waren von jeher die besten Bundesgenossen der Diplomaten. Sie sind alle geborene Diplomatinnen. Merken Sie sich das!"

Mit dieser weisen, für junge und alte Diplomaten gleich beherzigenswerthen Lehre wurde Max in sein neues Amt eingeführt.

Siebentes Kapitel.

Fürstin Sidonie.

Wie seltsam hatten sich die Umstände verkettet, um unsern Helden in eine Stellung zu bringen, die er sich niemals erträumt hatte. Der Sprung von dem kleinen Giebelstübchen in Frankfurt am Main in die Legations-Kanzlei zu Turin war ein etwas weiter. Herr Drusin und Frau Friederike wunderten sich nicht wenig, als sie plötzlich die Nachricht von dem Standeswechsel des Sohnes erhielten.

Der würdige Kaufmann in der Färbergasse, wie wenig er auch bei seinem schlichten Sinne sonst auf Aeußerlichkeiten hielt, fühlte sich doch im Geheimen geschmeichelt, den Sohn als Kanzler bei der Gesandtschaft zu wissen, und was Frau Friederike betraf, die, wie jede Mutter, in ihrem Sohne das Ideal aller jungen Männer erblickte, so war sie völlig überzeugt, daß ihr Max nur erhalten habe, was ihm von Gottes und

Rechts wegen gebührte. In dem Kreise der Frankfurter Freunde und Bekannten des Hauses machte die Sache kein geringes Aufsehen. Man war überzeugt, Max stehe erst im Anfang seiner Carrière und werde es noch weit bringen, wenn er die Sache nur geschickt anfasse. Selbstverständlich fehlte es dabei auch keineswegs an Neidern, und diese bezeichneten ihn einfach als „Glückspilz".

Am wenigsten einverstanden war Herr Professor Braun mit der Standesveränderung seines ehemaligen Schülers.

„Ich hatte mir gedacht," — schrieb er in Erwiderung auf den Brief, womit ihm Max von dem Ereignisse Mittheilung machte, — „daß Sie einst ein hervorragender Vertreter unserer Wissenschaft werden und die Forschungen weiter führen würden, zu denen ich so umfangreiches Material gesammelt habe. Statt dessen gehen Sie unter die Diplomaten, gerade als ob an solchen Mangel wäre, während es ihrer doch wahrlich mehr als genug giebt! Die Welt würde auch ohne Sie ihren Gang gehen! Nicht an Diplomaten, welche die Völker nur aufeinander hetzen, fehlt es, sondern an tüchtigen Linguisten. Wenn Sie nun aber doch schon auf anderen Bahnen wandeln wollen, so benutzen Sie wenigstens die gebotene Gelegenheit, um den sardinischen Dialect gründlich zu studiren!"

Und nun folgte eine lange Auseinandersetzung über den „hochinteressanten" sardinischen Dialect, nebst einer nicht minder langen Liste von Gebetbüchern, Volksliedersammlungen, Monographien und ähnlichen literarischen Dialectproducten, nach denen allen Professor Braun inniges Verlangen trug, und zu deren Habhaftwerdung Max seine „diplomatischen Verbindungen" im Interesse der Wissenschaft verwenden sollte. Für Professor Braun hatte die hohe Staatskunst nur in so weit Werth, als man durch ihre Vermittelungen in den Besitz von allerlei alten Scharteken gelangen konnte, die unter gewöhnlichen Umständen gar nicht, oder nur sehr schwer zu erreichen gewesen wären.

Wie alle vornehmen Häuser älteren Datums in Italien, war auch das Gesandtschaftshotel ein ziemlich weitläufiges Gebäude. Entstanden zu einer Zeit, wo man mit dem Raume noch nicht geizte, hatte es ganze Reihen unbewohnter Gemächer. Im ersten Stock befanden sich außer der Wohnung des Gesandten nur die Kanzleien nebst dem Archiv. Im zweiten Stock wohnte, wie bereits erwähnt, Max. Die Dienerschaft hatte den dritten Stock, sowie die Souterrains inne. Nur bei besonderen Gelegenheiten wurden die übrigen Zimmer im zweiten Stocke geöffnet.

Eines Tages, kurz vor Weihnachten, bemerkte Max

des Morgens eine ungewöhnliche Bewegung in seiner unmittelbaren Nachbarschaft. Möbel wurden ausgeklopft, Zimmerböden wurden frisch gebohnt, Vorhänge wurden abgestäubt und neu aufgehängt.

„Sie sind heute früh durch unsere Leute in Ihrem Morgenschlummer gestört worden" — bemerkte Ihre Excellenz beim Diner.

„Es ging in der That etwas laut her in meiner sonst so stillen Umgebung" — erwiderte Max.

„Wir bekommen Besuch. Gestern Abend traf ein Telegramm der Fürstin Sidonie ein, durch welches sie uns ihre Ankunft für morgen anzeigt. Sie gedenkt einige Wochen in Turin zuzubringen, und nimmt zunächst ihr Absteigequartier bei uns. Ohne Zweifel hat sie sich in Nizza herzlich gelangweilt und will nun versuchen, ob es hier nicht etwas amüsanter ist!"

„Fürstin Sidonie?" — fragte Max — „ich wußte nicht, daß eine der königlichen Prinzessinnen zur Zeit in Nizza wohnte."

„Es ist auch nicht von der Prinzessin Sidonie, sondern nur von der Fürstin Sidonie, einer Verwandten der Baronin, die Rede" — nahm der Gesandte das Wort. „Kennen Sie die Fürstin Freden nicht?"

„Wrede?"

„Nicht Wrede, sondern Freden. Die Wrede sind eine bairische Familie; die Freden dagegen stammen aus Ostpreußen."

„Kommt Seine Durchlaucht auch nach Turin?" fragte Max, den die Sache nur mittelmäßig interessirte.

„Seine Durchlaucht schläft bereits seit zwei Jahren den ewigen Schlaf unter den schattigen Linden seines Stammsitzes in Ostpreußen," sagte der Gesandte. „Als galanter Mann hat er seine jugendliche Gemahlin nicht länger als achtzehn Monate an seine dreiundsechszig Jahre gefesselt, und ihr zum Ersatz dafür ein fürstliches Vermögen hinterlassen."

„Die Fürstin ist also eine junge Wittwe," meinte Max. „Unter solchen Umständen dürfte sie es schwerlich lange bleiben."

„Bis jetzt ist wenig Aussicht vorhanden, daß sie so bald wieder den Wittwenschleier ablegt," meinte die Baronin. „Sidonie ist ein Original! Sie hat kurzweg die glänzendsten Partien, die sich ihr seitdem boten, von der Hand gewiesen!"

„Also eine Art Donna Diana im Wittwenschleier. Das ist neu und interessant!"

„Hm!" meinte der Baron, „daß eine junge Wittwe nicht daran denkt, sich sobald wieder zu verheirathen, ist weder neu, noch besonders interessant. Um so inter-

essanter ist dagegen die Vorgeschichte dieser Ehe. Sidonie war nämlich bereits so gut wie verlobt, als sie durch einen Zufall die Bekanntschaft des Fürsten machte. Der alte Herr, von ihren seltenen Reizen geblendet, bot ihr rasch entschlossen seine Hand an, und Sidonie, nicht minder rasch entschlossen, gab ihrem Verlobten den Laufpaß und heirathete den Fürsten. Alle Welt wunderte sich darüber, denn Niemand hätte ihr eine solche Entschließung zugetraut."

„Das ist am Ende auch nicht gerade neu," meinte Max; „die Dame bekundete damit nur einen ungewöhnlich praktischen Sinn."

„Gerade dieser praktische Sinn war das Ungewöhnliche. Fürstin Sidonie ist nämlich Poetin. Wer hätte von einer Dichterin einen solchen prosaischen Entschluß erwartet?"

„Eine Dichterin?" rief Max. „Der Name Freden ist mir gänzlich unbekannt!"

„Fürstin Sidonie schreibt auch nicht unter ihrem eigenen Namen. Ihr Pseudonym ist Eugen Randon."

„Eugen Randon?" wiederholte Max überrascht. „Der gefeierte Novellist, der feinfühlige Lyriker?"

„Ist Fürstin Sidonie!" sagte die Baronin. „Eigentlich begehe ich eine kleine Indiscretion, indem ich dieses literarische Geheimniß verrathe. Bis jetzt wissen nur

sehr wenige Leute, wer hinter dem Pseudonym steckt. Da jedoch die Fürstin voraussichtlich längere Zeit hindurch unsere Hausgenossin sein dürfte, so ist es gut, daß Sie wissen, mit wem Sie zusammentreffen. Uebrigens ersuche ich um Discretion, denn ich bin nicht berechtigt, auszuplaudern, was die Fürstin für gut findet, geheim zu halten."

Max war nicht wenig neugierig, die fürstliche Schriftstellerin kennen zu lernen. Obwohl er sich, seit er in Italien weilte, nur noch gelegentlich mit Schriftstellerei beschäftigte, hatte er doch die literarische Bewegung in der Heimath nicht aus den Augen verloren. Allerdings vermochte er diese nur in ihren bedeutendsten Erscheinungen zu verfolgen, denn die buchhändlerischen Beziehungen zwischen Italien und Deutschland waren damals noch weit mangelhafter, als sie es heute sind. Aber die unter dem Namen Eugen Randon erschienenen Novellen, so wie der ihnen bald folgende Band lyrischer Dichtungen, gehörten ohne Frage zu den hervorragendsten Erscheinungen der neuesten Literatur. Sie standen im schärfsten Gegensatze zu der damals so beliebten süßlich sentimentalen Richtung der Redwitz'schen „Amaranth." Schneidiger Scepticismus, verbunden mit einer seltenen plastischen Gestaltungskraft, genaue Kenntniß des menschlichen Herzens, überraschende Beobachtungsgabe und da-

bei ein mächtig packender Pathos der Leidenschaft zeichneten die Schriften Eugen Randon's aus. Daß ihr Verfasser sich in den höchsten Gesellschaftskreisen bewegte, war nicht zu verkennen, denn man merkte aus hunderten von Zügen, daß er nicht nach dem bloßen Hörensagen zeichnete. Aber nicht minder correct und innerlich wahr erschienen die von ihm geschaffenen Volkstypen. Ohne Zweifel hatte man es hier mit einer reichen, geistigen, wenn auch nicht immer sehr sympathischen Capacität zu thun, der eine umfassende Bildung zu Gebote stand. Max hätte tausend gegen eins gewettet, dieser Eugen Randon sei ein in der harten Schule des Lebens gereifter Mann. Nun erfuhr er, daß es eine junge Dame aus der höchsten Aristokratie war.

Am Abend des folgenden Tages traf die Fürstin in Turin ein. Max hatte selten einem kommenden Ereignisse mit so viel Spannung entgegengesehen, wie diesmal der Ankunft dieser ihm bisher nur aus ihren Schriften, aber gerade durch diese um so besser bekannten Dame. Eine Einladung zu einer großen Abendgesellschaft, der er sich nicht wohl entziehen konnte, hielt ihn jedoch gerade an diesem Abend vom Hause fern. Er mußte also seiner Ungeduld Zügel anlegen und warten bis zum folgenden Tage, wo er die Fürstin beim Diner sehen würde.

Gewöhnlich speiste Max mit dem Gesandten und dessen Gemahlin allein. Auch nachdem er zum Kanzler der Legation ernannt worden, war auf den Wunsch seines Chefs in dieser Beziehung keine Aenderung eingetreten. Heute waren jedoch auch der Legationsrath und die beiden Attaché's geladen. Als Max zur gewöhnlichen Stunde im Speisesalon erschien, bemerkte er außer dem Baron und der Baronin eine schwarzgekleidete Dame, ohne Zweifel Fürstin Sidonie.

Es war einer jener derb kalten Wintertage, wie sie in Turin, trotz seiner Lage im Süden der Alpen, keineswegs zu den Seltenheiten gehören. Im Kamine prasselte ein lustiges Feuer und vor den Fenstern draußen wirbelte der Schnee, daß man sich ohne allzugroßen Aufwand von Phantasie recht wohl nach der anderen Seite der Alpen versetzt glauben konnte. Die kleine Gesellschaft saß um den Wärmespender. Fürstin Sidonie, leicht zurückgelehnt in einen niedern Fauteuil, stützte die Füße, um sie zu wärmen, auf ein Tabouret vor dem Gitter des Kamins. Obwohl nur die Fußspitzen aus dem faltenreichen Kleide hervortraten, überraschte doch die Kleinheit und Zartheit derselben.

„Unser Kanzler, Herr Doctor Drusin," sagte der Gesandte, Max vorstellend.

Fürstin Sidonie hatte bei seinem Eintreten flüchtig

aufgeblickt. Bei der Nennung des Namens neigte sie anmuthig das schöngeformte Haupt ein wenig zur Seite, und sah Max aufmerksam an.

Dieser stand einen Augenblick wie gebannt. Die Erscheinung der vornehmen Dame machte auf ihn einen Eindruck, wie er ihn bisher niemals empfunden. Das tiefe, dunkle Auge, die blendend weiße, hohe, von einer Fülle braunen, leicht gelockten Haares beschattete Stirn, der edel geschnittene Mund mit seiner etwas kurzen Oberlippe, vereinigten sich zu einem Gesammtbilde voll Anmuth und Adel. Max hatte eine große, sogenannte junonische Gestalt erwartet. Um so mehr überraschte es ihn, als er die zierliche, ohne die in den edelsten Linien erscheinende Büste fast schmächtig zu nennende Gestalt erblickte, welche sich ihm halb zuwandte.

„Drusin, Drusin?“ wiederholte die Fürstin, „der Name ist mir nicht unbekannt! Richtig! Nun entsinne ich mich! Haben Sie einen Verwandten, Herr Doctor, der Schriftsteller ist?“

„Ich kenne nur einen Verwandten meines Namens, Durchlaucht,“ versetzte Max, „und dieser ist nicht Schriftsteller. Es ist mein Vater in Frankfurt am Main.“

„Das ist seltsam,“ fuhr die Fürstin fort; „ich sah vor etwa sechs Wochen ein neues Stück in Berlin, dessen

Verfasser Ihren Namen führt. Max Drusin stand auf dem Zettel."

„Ich heiße Max Drusin!" sagte Max betroffen. „Darf ich bitten, Durchlaucht! Wie lautet der Titel des Stücks?"

„Unter den Cypressen von Vaucluse!"

„Das ist ja mein Stück!" rief Max, auf's Höchste erstaunt. „Und ich weiß kein Wort davon, daß man es aufführt!"

„Ah!" sagte die Gesandtin, „das ist interessant! Der Herr Kanzler ist dramatischer Dichter, ohne es zu wissen!"

„Wann haben Sie denn das Stück geschrieben?" fragte der Baron; „uns haben Sie ja niemals ein Wort davon gesagt!"

„Ich schrieb es noch in Frankfurt. Nachdem ich es verschiedenen anderen Bühnen vergeblich angeboten, schickte ich es nach Berlin, erhielt jedoch von dort keine Antwort, und schließlich vergaß ich ganz und gar darauf. Darf ich bitten, mir zu sagen, Durchlaucht, ob mein verlorenes und vergessenes Opus Gnade fand vor den Augen des Publikums?"

„Das Drama fand sogar eine recht freundliche Aufnahme, namentlich gefiel die Rolle der Heldin. Wie heißt sie doch?"

„Angelica."

„Richtig! Angelica! das war der Name! Die Crelinger spielte die Partie vortrefflich!"

„Angelica?" rief die Baronin. „Ei sieh' doch! da haben wir ja die verlorene, viel gesuchte und noch immer nicht wiedergefundene Madonna Laura unseres Petrarc! Er hat sie also bereits poetisch verklärt!"

Max gerieth über die harmlose Neckerei in nicht geringe Verlegenheit. Seine Verwirrung entging der Fürstin nicht.

„Was ist's mit dieser Angelica?" fragte sie lächelnd. „Eine unglückliche Jugendliebe des Herrn Doctor, nicht?"

„Ihre Excellenz scherzen," erwiderte Max, „das Zusammentreffen der Namen ist ein rein zufälliges!"

„Sie haben durchaus nicht nöthig, sich zu entschuldigen," bemerkte der Gesandte. „Der Poet ist ja Niemandem Rechenschaft schuldig über die Namen seiner Helden! Aber sagen Sie, Doctor! Könnte man denn nicht einmal Ihr Drama lesen? Ich wäre doch neugierig, das Opus unseres Kanzlers kennen zu lernen!"

„Wenn ich nicht irre, habe ich eine Abschrift davon unter meinen alten Papieren."

„Vortrefflich!" rief die Baronin, „da bietet sich die schönste Gelegenheit, uns über ein paar langweilige Winterabende hinauszuhelfen! In der Weihnachtswoche

ist's ohnehin still. Sie werden uns Ihr Drama vorlesen, Herr Doctor! dabei wird es sich zeigen, ob in der That diese Angelica so unverdächtig ist, wie Sie uns betheuern!"

„Eine glückliche Idee, liebe Tante!" sagte die Fürstin; „ich gedenke ohnehin mich hier in Turin ein wenig zu sammeln. Das geräuschvolle und im Grunde doch eintönige Treiben in Nizza hat mich ermüdet. Ich bringe also die richtige Stimmung mit zum Genusse einer Dichtung, die mir sehr gut gefallen hat und welche ohne Zweifel noch an Reiz gewinnen wird, wenn sie uns der Dichter selbst vorliest!"

Max verbeugte sich geschmeichelt.

„Ich mache Sie jedoch im Voraus aufmerksam, Herr Doctor," fuhr die Fürstin fort, „daß ich kein allzumilder Kritiker bin. Ich gehöre nämlich, was Sie noch nicht wissen, selbst ein wenig zum Metier, und die Leute vom Metier gönnen selten Einer dem Andern einen Erfolg!"

Max fürchtete eine Indiscretion zu begehen, wenn er sagte, daß ihm die Werke Eugen Randon's keineswegs unbekannt seien. Er richtete einen fragenden Blick auf die Baronin.

„Wenn sich die Fürstin selbst verräth," sagte diese lächelnd, „so sehe ich nicht ein, weshalb ich ihr lite-

rarisches Incognito strenger wahren sollte, als sie es thut. Herr Doctor Drusin weiß bereits, wer Eugen Randon ist!"

„In der That?" —

„Ja, und er bewunderte den seltenen Geist, die geniale Kühnheit dieses Autors, lange bevor er eine Ahnung hatte, daß eine Dame sich hinter diesem Pseudonym verbirgt," sagte Max mit dem Tone aufrichtiger Bewunderung. „Es spricht ein männlicher Geist aus diesen Werken!"

„Vorläufig betrachte ich dieses Compliment," erwiderte die Fürstin leichthin, „nur als ein Gegengeschenk für die angenehme Nachricht, welche ich Ihnen aus Berlin überbrachte. Vielleicht finde ich hier Muße, die letzte Feile an eine neue Kleinigkeit zu legen, welche nächsten Herbst erscheinen soll. Da der Zufall mich in Welschland so unerwartet mit meinem Bruder in Apoll zusammengeführt hat, so werde ich die Gelegenheit benutzen, Ihr Urtheil über das Opus einzuholen, Herr Doctor, und dabei können Sie zugleich Ihre Revanche nehmen, falls ich allzuhart mit Ihrer Angelica, — pardon! ich meine mit Ihren „Cypressen von Vaucluse" — in's Gericht gehen sollte! Da fällt mir zugleich ein, daß sich unter den alten Zeitungen, welche meine Kammerfrau sorgfältig aufzuheben pflegt, wahr-

scheinlich auch einige Besprechungen Ihres Drama's vorfinden dürften. Ich werde die Nummern für Sie heraussuchen lassen, denn ohne Zweifel fühlen Sie ein brennendes Interesse, zu vernehmen, was man Ihrem Schauspiele Gutes und Schlechtes nachsagt."

Hier wurde das Gespräch durch den Eintritt des Legationsraths unterbrochen, dem die beiden andern Herren bald folgten. Die Mitglieder der Gesandtschaft kannten die Fürstin schon von früher her. Man tauschte Mittheilungen und Erkundigungen aus, sprach von diesem und jenem, und die Conversation behielt ihren allgemeinen Charakter, bis gemeldet wurde, das Diner sei servirt. Der Gesandte reichte der Fürstin, Graf Ilmenried der Baronin den Arm, um die Damen nach dem Speisesalon zu führen. Von den „Cypressen von Vaucluse" war nicht wieder die Rede.

Max mußte sich gestehen, daß niemals vorher eine Dame auf ihn einen so plötzlichen und dabei so tiefen Eindruck gemacht habe, wie Fürstin Sidonie. Wenn wir bisher von den Beziehungen unseres Freundes zu einzelnen Vertreterinnen der schönen Hälfte der Menschheit keine Erwähnung gethan haben, so geschah dies keineswegs deshalb, weil nichts zu erwähnen gewesen wäre. Welcher junge Mann in dem Alter und in der gesellschaftlichen Stellung des Kanzlers der Gesandtschaft

hätte, namentlich in Italien, nicht so manche kleine, reizende Begegnung zu verzeichnen gehabt? Aber alle diese rasch geknüpften und kaum minder rasch wieder gelösten Verbindungen waren ohne nachhaltige Wirkung an Max vorübergegangen. Zum ersten Mal trat ihm jetzt eine ebenso geistig hochbegabte, wie mit körperlichem Reize reich ausgestattete Frau entgegen, eine Fürstin, welche zugleich eine gefeierte Schriftstellerin war! Durfte man sich wundern, wenn der Eindruck wie mit einem Schlage alles früher Empfundene verwischte? Max fühlte eine Art von sinnverwirrendem Schwindel, wenn seine Blicke bei Tische denen der Fürstin begegneten. Der Klang ihrer Stimme tönte in seinem Ohre wie berauschende Musik. Er bedurfte seiner ganzen Selbstbeherrschung, um sich nichts merken zu lassen. Wohl sagte er sich, der bloße Gedanke, für Fürstin Sidonie jemals etwas Anderes und mehr sein zu wollen, als ein schweigender Bewunderer, sei schlimmer als unmöglich, sei geradezu abgeschmackt; die Kluft zwischen ihm, dem Sohne des Frankfurter Kaufmanns, und trotz des wohlklingenden Titels doch nur untergeordneten Gesandtschaftsbeamten, und Fürstin Sidonie sei eine unermeßliche. Ein Blick aus ihren unergründlich tiefen, dunklen Augen, ein an ihn gerichtetes flüchtiges Wort durchrieselte ihn darum doch mit einem Gefühle nie ge-

ahnter Wonne. Er kam sich vor wie die Motte, welche willenlos um die Flammen schwirrt, und im dumpfen Sinnen wollte es ihn bedünken, als müsse es unaussprechliche Wonne sein, in dieser Flamme zu vergehen.

Ueber Tische bewegte sich das Gespräch in den breiten Geleisen des sogenannten small-talk der vornehmen Gesellschaft. Fürstin Sidonie betheiligte sich nicht besonders daran. Die Hauptkosten der Unterhaltung trugen wie gewöhnlich der Gesandte und Graf Ilmenried, dessen starke Seite die Erzählung von „intimen" Anekdoten bildete. Der Legationsrath war eine Art lebendiger diplomatischer Chronik. Sprößling eines sehr alten, aber leider auch sehr herabgekommenen Hauses, konnte er nicht wohl daran denken, einmal einen Posten als Gesandter zu bekleiden, denn es ist eine mißliche Sache um die Vertretung eines Monarchen an einem fremden Hofe, wenn man nur auf seinen Gehalt angewiesen ist. Uebrigens verstiegen sich auch Graf Ilmenrieds Bestrebungen gar nicht so hoch. Er war vollkommen zufrieden mit seiner Stellung, die ihm, dem bereits etwas alternden Junggesellen, bei vielen Annehmlichkeiten sehr wenig Verpflichtungen auferlegte. Erst als Attaché, dann als Botschaftssecretär und schließlich als Legationsrath hatte Graf Ilmenried bereits so ziemlich alle Gesandtschaften, wie er sagte, „abgedient".

Er hielt es nirgends lange aus. Eine Folge dieses vieljährigen Umherwanderns in der diplomatischen Welt war seine unerschöpfliche Personalkenntniß. Es wäre keine leichte Sache gewesen, eine auch nur halbwegs bekannte Persönlichkeit in diesen Kreisen ausfindig zu machen, von welcher Graf Ilmenried nicht ein halbes Dutzend „intimer" Anekdoten zu erzählen wußte. Wollte man irgend etwas Genaueres erfahren, so wandte man sich an ihn. Er setzte seinen Stolz darein, stets nur unbedingt zuverlässige Andeutungen zu geben, das heißt, wenn er solche geben wollte, denn trotz seines Anekdotenreichthums gehörte Graf Ilmenried keineswegs zu den Schwätzern. Er wußte recht gut zu schweigen, wo Schweigen „Gold" war.

Nach dem Diner fuhr der Gesandte mit der Baronin und ihrem Gaste nach der Oper, welche in dieser stagione einmal ausnahmsweise gut war, und deshalb großen Zulauf fand. Graf Ilmenried hatte für sich und Baron Leitenberg eine Prosceniumsloge genommen. Er lud Max ein, mit zu kommen.

„Wie gefällt Ihnen die Fürstin?" fragte er Max während des ersten Zwischenactes des „Don Pasquale."

„Sie scheint eine ebenso geistvolle, wie reizende Dame zu sein! Fürst Freden muß ein beneidenswerther Mann gewesen sein!"

„Sie meinen, als er starb, nicht wahr?“ versetzte Graf Ilmenried kaustisch.

„Ich verstehe nicht, Herr Graf!“

„Der Fürst zählte einundsechszig Jahre, als er seine Braut zum Altare führte, das heißt, etwa eben so viel, wie der wackere „Don Pasquale“ da unten.“

„Wollen Sie damit sagen, die Fürstin habe ihm gegenüber die Rolle einer „Norina“ gespielt?“

„Das gerade nicht. Wenigstens ist mir von einem Doctor Malatesta nichts bekannt geworden.“

„Es sollte mich doch wundern, wenn der „Ernesto“ gefehlt hätte,“ nahm Baron Leitenberg das Wort. „Einundsechszig und einundzwanzig sind ein so gefährlicher Gegensatz, daß sogar eine Fürstenkrone nicht ausreichende Garantie bietet.“

„Nehmen Sie sich in Acht, Leitenberg!“ rief der Graf lachend, „man darf solche Dinge nicht behaupten, wenn man nicht bestimmte Thatsachen anführen kann.“

Baron Leitenberg zuckte die Achseln.

„Die Thatsache allein,“ meinte er gleichgültig, „daß der Fürst um volle vierzig Jahre älter war, als seine Gemahlin, spricht laut genug. Der alte Herr konnte sich doch wohl nicht einbilden, das junge Mädchen habe ihn aus Neigung geheirathet.“

„Mir scheint, daß eine Fürstenkrone und fürstlicher Reichthum für eine junge Dame verlockend genug sein können, um sie den gewaltigen Unterschied der Jahre vergessen zu lassen," bemerkte Max. „Ihre Excellenz sagte mir gestern, die Fürstin sei bereits verlobt gewesen, ehe sich der Fürst um ihre Hand bewarb. Wer war ihr Verlobter?"

„Ja, das ist eine curiose Geschichte, über welche man niemals Genaueres erfahren hat," sagte Graf Ilmenried. „Die Einen erzählen von einem romantischen Verhältnisse mit einem jungen Gelehrten, der sich aus Verzweiflung über die Untreue der Geliebten erschossen haben soll; die Andern behaupten, das Alles sei bloße Fabel. Wer kann in solchen Dingen bestimmt wissen, wie Alles zugegangen ist?"

„Und wo hat der Fürst seine Gemahlin kennen gelernt?"

„So viel ich weiß, in Berlin. Er sah sie in einer Gesellschaft, machte ihr Knall und Fall einen Heirathsantrag, wurde angenommen und war sechs Wochen später glücklicher Gatte. Das junge Paar begab sich nach Italien, blieb etwa ein Jahr aus, und wenige Monate nach der Rückkehr starb der Fürst. Sein Testament erklärte die Wittwe zur Universalerbin. Die Verwandten machten ihr zwar einen Proceß, aber um-

sonst. Das Testament blieb unanfechtbar. Fürstin Sidonie zählt heute ihr Vermögen nach Millionen."

„Wie war ihr Familienname?" fragte Max.

„Ihr Vater war Oberst in preußischen Diensten, und hieß Freiherr von Bülow. Zum Unterschiede von den unzähligen anderen Bülows führte er noch den Namen seiner Frau, wenn ich nicht irre, Stettenbach oder Stettenthal. Er soll früher ein nicht unbedeutendes Vermögen besessen haben. Die etwas verschwenderischen Neigungen der Frau Baronin scheinen es jedoch ziemlich arg heruntergebracht zu haben. Bei seinem Tode fand sich kaum so viel vor, daß die Familie, welche aus drei Töchtern und einem Sohn bestand, auch nur halbwegs standesgemäß leben konnte. Der Junge kam in's Cadettenhaus und ist jetzt Officier; die Mutter verließ mit den Töchtern das theure Berlin, um irgendwo in einer kleinen Stadt billiger leben zu können. Fürstin Sidonie ist die jüngste Tochter. Wahrscheinlich hat sie in der Zeit nach dem Tode des Vaters Mangel und Entbehrungen hinlänglich kennen gelernt, um den Reichthum nach seinem Werthe zu schätzen. Optimisten behaupten, sie habe den Fürsten nur deshalb geheirathet, um ihrer Familie ein besseres Loos zu bereiten. In der That unterstützt sie auch ihre Verwandten in der großmüthigsten Weise. Sie hat sich also gewissermaßen für sie geopfert!"

„Das war jedenfalls groß und edel gehandelt!“ rief Max warm.

„Der angebliche Verlobte, welcher sich um ihretwillen eine Kugel durch den Kopf gejagt haben soll, dürfte die Sache von einem anderen Gesichtspunkte aus angesehen haben“, erwiderte Graf Ilmenried lachend. „Doch auf diesen kommt's nicht mehr an! Er ist todt und begraben, gleich seinem fürstlichen Rivalen. Fürstin Sidonie aber lebt, und „der Lebende hat Recht“, sagt Schiller.“

„Ja, und sie lebt fest drauf los!“ nahm Baron Leitenberg das Wort. „Wo sie erscheint, umringt sie eine Schaar von Anbetern. Jeden spannt sie an ihren Triumphwagen, aber Keinem gewährt sie Aussicht auf ihren Besitz. St. Petersburg, London, Paris, Wien und Berlin waren Schauplätze ihrer Triumphe. In vollen Zügen genießt sie das Leben, als wolle sie sich entschädigen für alle früheren Entbehrungen. Man erzählt sich seltsame Geschichten von ihr! Es scheint gefährlich, mit ihr in allzu nahe Beziehungen zu treten!“

„Ohne Zweifel Verleumdungen, durch welche sich die Abgewiesenen zu rächen suchen!“ meinte Max.

„Mag sein!“ erwiderte Graf Ilmenried, die Achseln zuckend. „Ich habe keine Ursache, diesen Gerüchten auf den Grund zu gehen. Ueber derlei Anfechtungen bin

ich, Gott sei Dank, hinaus! Sie aber, lieber Doctor, werden wohl thun, Ihr Herz in Acht zu nehmen! Sie vertheidigen die Fürstin so warm, daß ich fast fürchte, sie habe Sie bereits in ihrem Bann! Hüten Sie sich, das ist eine gefährliche Frau!"

„Warum nicht gar!" rief Max, indem er sich Mühe gab, so gleichgültig als möglich auszusehen. „Wie könnte Fürstin Sidonie mir gefährlich werden? Sie vergessen, Graf, was ich bin und was sie ist!"

„Bah!" versetzte Ilmenried, „Sie sind ein hübscher, junger Mann, mit romantischen Instincten, und die Fürstin ist ein reizendes, verführerisches Weib! Bei solchen Verhältnissen ist Vielerlei möglich. Uebrigens ist das Ihre Sorge, nicht die meinige! Vous voilà averti, Docteur! Und nun genug von der schönen Sirene! der zweite Act beginnt! Sehen wir, wie es dem biederen Don Pasquale mit seiner Norina ergehen wird."

Herr Doctor Max Drusin verbrachte zum ersten Male seit vielen Jahren eine schlaflose Nacht. Das Bild Sidoniens wollte nicht von ihm weichen, wie sehr er sich auch Mühe gab, seine Gedanken auf Anderes zu richten. Zu seinem Schrecken gewahrte er, daß die Leidenschaft — eine thörichte, sinnlose, ja frevelhafte Leidenschaft! — wie mit elementarer Gewalt über ihn hereingebrochen war. Er zürnte sich selbst und ver-

mochte doch nicht, sich zu einem festen Entschlusse aufzurichten. Was hätte er übrigens auch thun sollen? Das Vernünftigste wäre gewesen, sich rasch aus der gefährlichen Nähe zu entfernen, ehe es zu spät war. Hindernisse würde ein solcher Plan nicht gefunden haben. Seit zwei Jahren von der Heimath fern, war er wohl berechtigt zu dem Wunsche, seine Eltern wieder zu sehen, und der Gesandte würde ihm sofort einen beliebigen Urlaub bewilligt haben. Aber gegen diesen Gedanken sträubte sich sein Stolz. Wie? Er sollte fliehen vor einem Weibe, und wäre dieses Weib hundert Mal eine Fürstin Sidonie? Und welchen Grund hätte diese alberne Flucht? Die unmännliche Besorgniß, eine aussichtslose, unmögliche Leidenschaft nicht bemeistern zu können. Nein, so tief durfte ein Max Drusin in seinen Augen nicht sinken! Was ihn bewegte, war eine Art augenblicklichen Sinnenrausches, der bei ruhiger Ueberlegung sich wieder legen mußte, Nichts mehr!

„Thor!“ sagte er zu sich selbst, „willst Du den girrenden Seladon spielen, Dich in geheimem Liebesgram verzehren, um bei der ersten Kundgebung Deiner Gefühle mit Hohngelächter heimgeschickt zu werden? Nein! Vor einem solchen Schicksal soll mich meine männliche Würde bewahren! Ich werde kämpfen und werde siegen!“

Mit diesem mannhaften Entschlusse drehte er sich, wer weiß, zum wievielten Male während dieser Nacht, in seinem Bette um, und fand endlich den ersehnten Schlaf, aber freilich nur, um in beängstigenden Träumen dem berückenden Blick auf's Neue zu begegnen, welcher so lange den Schlummer von seinen Wimpern fern gehalten hatte.

Fürstin Sidonie schien sich in Turin zu gefallen, Als einige Tage später ihr Intendant mit dem Reste der Dienerschaft von Nizza herüberkam, ließ sie in dem Hotel d'Angleterre eine große Wohnung miethen, um den Rest des Winters in der Stadt zu verbringen. Einstweilen blieb sie, auf den Wunsch der Baronin, noch im Gesandtschaftshotel.

Max hatte erwartet, von der versprochenen Vorlesung seiner „Cypressen von Vaucluse" werde stillschweigend Abstand genommen werden. Zu seiner freudigen Ueberraschung fing jedoch die Fürstin gleich am folgenden Tage selbst davon an. Das Stück wurde en petit comité gelesen und fand bei der Gesandtin große Gnade, wogegen die Fürstin keineswegs mit ihren Ausstellungen sparte. Sie erkannte die Schönheiten der Dichtung bereitwillig an, betonte aber ebenso aufrichtig die Schwächen und Mängel derselben. Max fand Gelegenheit dabei, die durchdringende Verstandesschärfe des

schönen Kunstrichters auf's Neue zu bewundern, welche mit dem feinsten Kunstverständnisse Hand in Hand ging. Fürstin Sidonie forderte ihn auf, sein Talent nicht rosten zu lassen, sondern rüstig weiter zu schaffen. Sie ließ sich Anderes zeigen, was er früher geschrieben, regte zu neuen Entwürfen an und bekundete ein so lebhaftes Interesse für ihn und sein Schaffen, daß Max sich immer mehr in das Netz verstrickte und ganz und gar seine mannhaften Entschließungen vergaß.

Einige Wochen verflogen wie im Traume. Fürstin Sidonie hatte ihre Wohnung im Hotel d'Angleterre bezogen. Es verging selten eine Woche, ohne daß Max sie dort besuchte, und jederzeit fand er die liebenswürdigste Aufnahme. Stets gab es irgend etwas von Interesse zu besprechen. Bald war es ein Kapitel des neuesten Romans Eugen Randon's, über welches die Meinung des literarischen Beiraths eingeholt wurde, bald brachte Max irgend eine Novität mit, oder er besprach mit der Fürstin seine eigenen Pläne und Entwürfe. Die ganze vornehme Welt Turins erschien in ihren Salons, um die gebührende Huldigung darzubringen. Fürstin Sidonie nahm sie ruhig und stolz, wie etwas Selbstverständliches hin. Um so schmeichelhafter war es für den bescheidenen Kanzler der Gesandtschaft, daß diese vielumworbene, vielgepriesene Schönheit,

welche die Aufmerksamkeit der höchstgestellten Männer, der Träger historischer Namen, nicht zu bemerken schien, dagegen ihn in unverkennbarer Weise auszeichnete! Bei ruhiger Betrachtung kam es ihm zwar vor, als ob er sich in dieser Beziehung einer seltsamen Täuschung hingäbe. Es war ja geradezu unmöglich, daß Fürstin Sidonie ihm, dem unbedeutenden Manne, einen Vorzug gewähren könne, den sie allen Uebrigen versagte. Und doch war dieser Vorzug ein unverkennbarer. Nicht nur fand Max jederzeit Zutritt, er mochte kommen, wann immer er wollte, sondern die Fürstin hatte ihm sogar selbst die Stunde bezeichnet, wo sie nicht zu befürchten brauchten, in ihren causeries littéraires, wie sie sagte, durch lästige Besuche gestört zu werden. Es wäre unnöthig zu bemerken, daß Max diese selige Stunde mit religiöser Pünktlichkeit inne hielt. In immer tieferen Zügen sog er das süße Gift ein, gänzlich unfähig und auch durchaus nicht gewillt zu irgend einem Widerstande. Seine ganze Seele ging auf in dem berauschenden Gefühle für das schöne, geistvolle Weib. Und doch durfte er mit dem Zucken keiner Wimper verrathen, was in seinem Herzen stürmte, was seine Brust zum Zersprengen schwellte. Ein einziges Wort, eine einzige unbedachte Bewegung konnte ihn ja auf ewig aus diesem Paradiese vertreiben! Bei aller Naturgewalt seiner Leidenschaft blieb sich Max

doch stets des unermeßlichen Abstandes zwischen ihm und der „Fürstin" Sidonie bewußt. Er empfand zu gleicher Zeit Himmelswonne und Höllenpein. Die Zukunft wagte er gar nicht in's Auge zu fassen. Der Gedanke, wie er fern von Sidonie leben könne, was er ohne sie thun solle, schien ihm geradezu undenkbar. Ein Glück, daß die Geschäfte der Gesandtschaft damals so ziemlich gleich Null waren. Hätte Herr Doctor Drusin viel Relationen zu schreiben gehabt, so würde Seine Excellenz der Minister des Aeußern schwerlich von den diplomatischen Leistungen des Kanzlers der Turiner Legation besonders erbaut gewesen sein.

Literarische Beziehungen zwischen einem jungen Manne von lebhafter Phantasie und einer schönen, jungen, geistvollen Frau führen selten zu befriedigenden Resultaten. Das lehrt schon die Geschichte Francesca's von Rimini. Die Ursachen liegen nahe. Fürstin Sidonie schien jedoch ihrerseits gegen jede Gefahr gefeit. Sie verkehrte mit Max auf dem Fuße guter literarischer Kameradschaft. Mochte es in ihm toben und wogen, mochten seine glühenden Blicke die holde Gestalt verzehren, die in scheinbar unnahbarer Ruhe ihm gegenüber saß und aufmerksam den Worten lauschte, welche sich seinen bebenden Lippen entrangen: Fürstin Sidonie schien nichts von dem Allen zu ahnen. Ihr Busen hob sich

um keine Linie höher, ihre Lippe bebte nicht, ihre Augen blieben stets gleich unergründlich tief, aber auch gleich unergründlich klar. Und doch wußte dieses Weib in seinen Dichtungen die Leidenschaft zu schildern, daß sich Max ihm gegenüber wie ein elender Stümper vorkam. Diese dunklen Augen konnten blitzen, wenn auch nur für Augenblicke, daß es ihn durchzuckte bis in's Mark. War es der Stolz, das Bewußtsein der hohen Stellung, welche diese schöne Sphinx mit einem undurchbrechbaren Bannkreise umgaben, oder war bei ihr das eigene Gefühl ganz und gar in Reflexion übergegangen? Max hatte nichts von einem Gecken an sich. Das Bewußtsein der eigenen Unwiderstehlichkeit lag ihm völlig fern. Trotzdem schien es ihm unbegreiflich, daß Fürstin Sidonie nichts von seinen Gefühlen für sie ahnen sollte. Er fühlte nur zu wohl, daß, während sein Mund ängstlich schwieg, seine Augen lauter sprachen, als sie sprechen sollten und durften. Galt die ihm geschenkte Bevorzugung in der That nur den schriftstellerischen Beziehungen, und sah Fürstin Sidonie in ihm nur den gleichstrebenden Genossen, oder trieb sie mit ihm ein kokettes Spiel, dessen Zweck ihm freilich gänzlich unfaßbar schien? Er vermochte nicht, darüber mit sich in's Klare zu kommen.

Auf eine Andeutung seiner hohen literarischen Freundin hin hatte Max der italienischen Geschichte

einen Stoff zu einem neuen Drama entlehnt. Es war eine jener romantischen Liebesgeschichten mit blutigem Ausgange, an denen die Chroniken des italienischen Mittelalters so reich sind. Das Liebesverhältniß eines jungen Ritters aus dem Hause der Lambertazzi zu einer Prinzessin von Ferrara bildete die Grundlage des Stückes.

Max hatte den Plan zu dem Drama in allgemeinen Zügen entworfen, und dann sofort mit der Ausarbeitung einzelner Scenen begonnen. Selbstverständlich waren dies die Liebesscenen zwischen Egidio und Luigia. Hier bot sich ihm Gelegenheit, die Fluth der seine ganze Seele füllenden Gefühle in Worten auszuströmen, und der junge Poet benutzte diese Gelegenheit. Jedes Wort war in Gluth getaucht, in jedem Verse pulsirte die Gewalt mühsam verhaltener Leidenschaft. Als Max die Scenen überlas, mußte er sich selbst gestehen, daß ihm niemals vorher die Schilderung tiefer Empfindung so gut gelungen war, wie in diesen Versen. Mit Ungeduld erwartete er den Augenblick, wo es ihm vergönnt sein würde, sie der Fürstin Sidonie mitzutheilen.

Der Frühling hatte sich dieses Jahr selbst für Italien sehr zeitig eingestellt. Obwohl es erst Mitte März war, blühten doch bereits die Mandelbäume. Eine Reihe sonnenheller Tage und warmer Nächte ver-

wandelte das Thal des Po in einen Lenzesgarten. Turin zeigte sich in seinem Frühlingsschmuck, in dem es am schönsten ist. Reiches, buntbewegtes Leben wogte in allen Straßen. Die Corsofahrten entwickelten ihre ganze Pracht. Mit der Herrschaft des Winters war es entschieden aus. Die bella stagione hatte begonnen.

Gewöhnlich empfing die Fürstin ihren stummen Anbeter in der Stunde vor dem Diner, welches nach italienischer Sitte um 6 Uhr stattfand, und zu dem beinahe täglich mehrere Gäste geladen waren. Max hatte die Dame heute auf der Corsofahrt gesehen und begrüßt. Noch nie war sie ihm so schön vorgekommen, wie dieses Mal, wo sie, behaglich zurückgelehnt in die Kissen des Wagens, lächelnd die Huldigungen der Herren entgegennahm, die sich um den eleganten Tilbury drängten. Fürstin Sidonie trug eine Halbtoilette aus perlgrauer Seide, welche sie reizend kleidete. Wie Frühlingssonnenstrahl hatte ihn der Blick angemuthet, womit sie seinen Gruß erwiderte. Er konnte nur wenige Worte mit ihr wechseln, aber diese wenigen Worte genügten, ihn zu beglücken.

„Sie vernachlässigen Ihre Freunde, Herr Doctor," hatte sie gesagt. „Schon seit drei Tagen ließen Sie sich nicht blicken! Werden Sie heute Ihren wichtigen

Geschäften ein Stündchen abbrechen können, um es mit mir zu verplaudern?"

Max versprach zu kommen und entfernte sich, das Herz voll Seligkeit.

Sobald die Corsofahrt beendigt war, begab er sich nach dem Hotel d'Angleterre. Er fand, wie gewöhnlich, die Fürstin allein. Sie trug noch dasselbe perlgraue Kleid, welches sie im Wagen getragen. Einige frische Mandelblüthen, leicht in das dunkle Haar geflochten, bildeten ihren ganzen Schmuck. Die Fenster des kleinen Boudoirs standen offen, um der milden Lenzluft Zutritt zu gewähren.

„Sie müssen heute mein Gast sein, Doctor!" sagte die Fürstin, ihm die Hand zum Gruße reichend. „Ich bin ganz allein! Wir werden der Baronin sagen lassen, daß Sie nicht zu Tische kommen!"

„Die Herrschaften speisen heute nicht zu Hause," erwiderte Max, einen glühenden Kuß auf die zarte weiße Hand drückend. „Sie sind bei dem französischen Gesandten geladen."

„D'autant mieux! Dann bedarf es keiner Entschuldigung! Also, was bringen Sie Schönes? Was macht Ihre Muse?"

Die Fürstin setzte sich in ihre Causeuse und bedeutete Max, ihr gegenüber Platz zu nehmen.

„Ich habe einige Scenen meines Dramas ausgearbeitet, Durchlaucht," erwiderte der junge Mann, das Manuscript aus der Brusttasche ziehend.

„Vortrefflich! Lassen Sie hören! Ich bin heute etwas elegisch gestimmt," meinte die Fürstin lächelnd, „das muß wohl die Wirkung des köstlichen Frühlingswetters sein. Bei uns wagen sich um diese Zeit kaum die bescheidenen Veilchen. hervor, und hier duftet's und blüht's, daß man sich wie berauscht fühlt. Herrliches Land, dieses Italien! Man begreift, weshalb unsere Ahnen so große Sehnsucht danach empfanden!"

„Diese Sehnsucht ist auch uns geblieben," meinte Max, „nur kommen wir heute als friedliche Touristen über die Alpen, während unsere Vorfahren meist bewaffnet herniederstiegen in die schöne Ebene des Po."

„Ja, wir sind merkwürdig friedfertig geworden, Doctor!" meinte die Fürstin. „Wir weilen als Gäste in dem Lande, das wir einst unser eigen nannten. Es ist das gewiß weit humaner und der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts würdiger, als die blutigen Eroberungszüge unserer Alten. Aber trotz alledem wäre ich für das . . . beati possidentes glaube ich, sagt der Lateiner, nicht wahr?"

„Allerdings, Durchlaucht!"

„Sie sind also auch für das Festhalten dessen, was man einmal besitzt?“

„Ich meinte nur, daß Durchlaucht das Latein richtig citirt haben,“ versetzte Max.

„Pardon! Ich hatte Ihre Antwort mißverstanden! Doch lassen wir jetzt die Politik der tempi passati. Ich wollte ja Ihre Verse hören, und nicht Ihre politischen Anschauungen kennen lernen. Also bitte, beginnen Sie!“

Max fing an zu lesen. In dem Maße, als die leidenschaftliche Scene vorrückte, fühlte er sich selbst von den Empfindungen fortgerissen, denen er versucht hatte Ausdruck zu geben. Fürstin Sidonie hörte mit Aufmerksamkeit zu. Nur hier und da unterbrach sie den Vorleser einmal mit einem kurzen, beifälligen Ausrufe.

„Bravo! Das ist etwas ganz Anderes, als Ihre, offen gestanden, etwas larmoyanten „Cypressen von Vaucluse“, sagte sie, als Max mit der schwungvollen Liebeserklärung Don Egidios zu Ende war. „In diesen Versen pulsirt wahre, echte Leidenschaft! Deshalb ist auch die Wirkung eine kräftige und sichere!“

Max erröthete vor Freude.

„Dennoch habe ich etwas an der Scene auszusetzen,“ meinte die Fürstin lächelnd, „darf ich es Ihnen sagen, ohne Ihrem Autorgefühle zu nahe zu treten?“

„Ich bitte darum, Durchlaucht!“

„Ihre Donna Luigia liebt Don Egidio bereits, wenn er ihr diese Erklärung macht, nicht wahr?“

„Allerdings.“

„Dann finde ich, daß sie seine flammenden Worte etwas kühl aufnimmt!“

„Aber bedenken Durchlaucht, Don Egidio ist nur ein einfacher Edelmann, und Donna Luigia ist Prinzessin von Ferrara!“ erwiderte Max, überrascht durch den Einwurf.

„Glauben Sie denn, daß Prinzessinnen anders lieben, als die übrigen Frauen?“ fragte die Fürstin mit einem jener seltsamen Blicke, die nur ihr eigen waren.

Ein Schauer geheimer Wonne durchrieselte den jungen Mann. Hatte er recht gehört? Fürstin Sidonie fand in der Liebe des einfachen Edelmanns zu der Prinzessin nichts Ungewöhnliches! Lag diesen Worten eine tiefere Bedeutung zu Grunde, oder waren sie ohne Beziehung gesprochen? Er fühlte, der Augenblick sei gekommen, der ihn entweder namenlos glücklich, oder namenlos unglücklich machen mußte. Mochte geschehen, was da wollte! Jetzt oder nie war die Losung! Fürstin Sidonie mußte erfahren, was er so lange in tiefster Brust verschlossen hatte!

„Und glauben Sie wirklich, Durchlaucht," sagte er mit bebender Stimme, „die Prinzessin könne den ungeheueren Abstand vergessen, der sie von Don Egidio trennt?"

„Wenn sie ihn liebt, dann ist diese Kluft im Augenblick überbrückt," erwiderte die Fürstin, ihre dunklen Locken aus der Stirn streichend. „Ist sie ein Weib, und keine sentimentale Abstraction, wie die „Angelica" in Ihren „Cypressen von Vaucluse," dann hält sie mit ihren Gefühlen nicht zurück. Ich fürchte, cher docteur, Sie haben die Liebe bisher nur aus der Ferne beobachtet! Und doch sollte man nach den Worten, die Sie Don Egidio sprechen lassen, vermuthen, Ihr Herz habe selbst empfunden, was Liebe ist."

Wieder ruhten diese bis in die Seele dringenden Augen forschend, gleichsam erwartend auf ihm.

„Ob mein Herz empfunden, was Liebe ist!" rief Max, vor Aufregung die Blätter in seiner Hand zerknitternd. „Glauben Sie, Durchlaucht, daß man Worte, wie diese, schreiben kann, ohne selbst zu empfinden, was sie besagen sollen?"

„Sie lieben also, und wagen Ihre Liebe nicht zu gestehen?" rief die Fürstin, sich zu ihm vorbeugend.

„Ja!"

„Und weshalb sprechen Sie nicht aus, was Sie empfinden?“

„Weil das Geständniß meiner Liebe eine Beleidigung wäre für Diejenige, die ich liebe!“

„Eine Beleidigung? Wie kann Liebe eine Beleidigung sein?“

„Durchlaucht, Sidonie!“ rief Max aufspringend. „Ihre Worte geben mir den Muth zu einer That, die entweder das Werk eines Wahnsinnigen oder eines Helden ist. Habe ich Sie mißverstanden, dann sprechen Sie das Todesurtheil über den Verbrecher, der es gewagt, Ihnen die tödtlichste Beleidigung zuzufügen! Sidonie, ich liebe Sie!“

Und fortgerissen von dem Sturm der Leidenschaft, sank er vor der schönen, stolzen Frau auf die Knie und sah zu ihr empor, wie der Verbrecher zu dem Richter, aus dessen Mund er das über Tod und Leben entscheidende Wort erwartet.

Die Fürstin blieb ruhig. Ihre schönen Augen schienen sich leicht zu umfloren, als sie die Blicke zu dem Knieenden senkte, und um ihre Lippen zuckte ein weiches Lächeln.

„Stille, stille, Herr Poet!“ sagte sie, die Stimme dämpfend, „stehen Sie auf! Meine Kammerfrau könnte

zufällig eintreten! Es ist nicht nöthig, daß sie Zeugin dieser Scene werde!"

„Nein!" rief Max, „ich stehe nicht auf, bevor ich erfahren, ob Tod oder Seligkeit mein Loos ist!"

„Und wissen Sie das noch nicht?" fragte sie, Max die Hand reichend.

Ein wilder Jubelruf entrang sich der Brust des jungen Mannes.

„Ist es denn möglich, ist es wirklich wahr?" rief er aufspringend, und alles um sich her vergessend, zog er das schöne Weib mit stürmischer Gewalt an seine Brust. „Du liebst mich, Sidonie? Du zerschmetterst den Frevler nicht, der sich erkühnt, die Augen bis zu Deiner Hoheit zu erheben?"

Ein Blick, der mehr besagte, als tausend Worte, war die Antwort. Sidonie lehnte, wie in seligem Vergessen, den Kopf an seine Schultern.

„Mein, also wirklich mein!" rief Max, einen glühenden Kuß auf die schwellenden Lippen drückend. „Mag jetzt die Welt in Trümmer gehen! Mir hat sie das höchste Glück geboten, das sie zu bieten vermag!"

Die Fürstin entwand sich sanft der stürmischen Umarmung.

„Ruhe, mein Freund!" sagte sie. „Georgette kann jeden Augenblick eintreten! Nehmen Sie Platz und lassen

Sie uns den Orkan der Leidenschaft beschwichtigen, welcher uns Beide überrascht hat. Sie haben mich überrumpelt, Max! Ihre liebeglühenden Verse und diese verrätherisch milde Frühlingsluft waren dabei Ihre Bundesgenossen!"

Trotz des Wirbels von Seligkeit, der seine Seele durchbrauste und ihn keinen Gedanken fassen ließ, berührten diese Worte den jungen Mann doch wie eine leise Dissonanz. Er sah die Fürstin befremdet an.

„Sie verstehen mich nicht, mein Freund?" fuhr die Fürstin fort, indem sie leicht die Hand auf seine Schulter legte. „Ihr Sinn vermag es nicht zu fassen, daß Fürstin Sidonie, die stolze, vielumworbene Frau, Ihnen auf halbem Wege entgegen kam, nicht wahr?"

„Ich vermag nichts zu fassen, gar nichts, als daß ich namenlos glücklich bin!" rief Max, die Hand Sidoniens an sein hochklopfendes Herz drückend.

„Seien Sie damit zufrieden, Max," sagte die Fürstin weich, „das wird für uns Beide das Beste sein. Ich denke, die Liebe einer Frau, gleich mir, sei des Glückes genug für einen Mann! Sehen Sie auch fernerhin in mir nur die Frau, nicht die Fürstin. Sie sind reich begabt, Max! Ihr Talent stellt Ihnen eine große und schöne Zukunft in Aussicht. Ich werde stolz darauf sein, durch meine Liebe Ihren Geist auf weitere und

größere Bahnen geleitet zu haben. Das betrachte ich als meine Aufgabe! Eugen Randon liebt nicht wie eine unserer deutschen Jungfrauen! Machen Sie sich keine Scrupel darüber, weshalb gerade Ihnen seine Liebe zu Theil ward. Betrachten Sie dieselbe wie eine Gabe, welche das Glück Ihnen in rosiger Laune in den Schooß geschüttet hat. Und nun geben Sie mir die Hand, mein Freund! Versprechen Sie mir, meiner Worte stets eingedenk zu bleiben?"

„Alles, Alles verspreche ich um den Preis Ihrer Liebe, Sidonie!" rief Max, die dargereichte Hand mit beiden Händen erfassend.

„So ist's gut! Morgen werden wir fortfahren in unserer unterbrochenen Lectüre!" sagte die Fürstin lächelnd.

Der Kammerdiener öffnete jetzt geräuschlos die Thür zum Speisesalon.

„Madame la princesse est servie!" sagte er, sich verbeugend.

„C'est bien! Ihren Arm, Monsieur le chancelier!"

Fürstin Sidonie stand auf, legte ihren Arm auf den des Doctors, welcher bei den ersten Schritten schwankte wie ein Trunkener, und trat mit ihm in das glänzend beleuchtete Speisezimmer.

Achtes Kapitel.

Endlich gefunden.

Man sagt, daß Leute, denen plötzlich ein riesiger Gewinn, eine unverhoffte reiche Erbschaft oder dergleichen zu Theil wird, sich ihres Glücks nicht recht zu freuen vermögen, weil zugleich mit demselben auch die schwarze Sorge eingezogen ist in ihr Herz. Max empfand ein ähnliches Gefühl. Die Liebe Sidoniens erschien ihm als etwas so unermeßlich Herrliches, als etwas seine kühnsten Wünsche so weitaus Ueberflügelndes, daß er an die Wirklichkeit seines Glücks nicht zu glauben wagte. Es war ihm, als träumte er einen wunderbaren Traum und müsse befürchten, jeden Augenblick daraus zu erwachen. Er fragte sich, womit er die Liebe dieses königlichen Weibes verdient habe, was Sidonien bewegen könne, ihm, gerade ihm vor so vielen Anderen den Vorzug zu geben? Sie, die an den ersten Königshöfen

Europa's geglänzt, sie, die Trägerin eines der stolzesten Namen, die unumschränkte Besitzerin eines fürstlichen Reichthums, gab sich ihm zu eigen! Welchen Anspruch hatte er auf eine so hohe Gunst? Er vermochte keinen anderen Grund dafür zu finden, als daß es eben Sidonie so gefiel.

Seine Beziehungen zu der Fürstin konnten nicht lange ein Geheimniß bleiben. Es schien ihr auch durchaus nicht darum zu thun, daß die Welt von ihrem Liebesromane mit dem jungen Gesandtschaftskanzler nichts erfahren solle. Sie zeichnete Max in auffallender Weise aus, verkehrte mit ihm in der Gesellschaft in der ungezwungensten Weise, unbekümmert darum, was man dazu sagen mochte. Vielleicht trug gerade diese Offenheit dazu bei, das Verhältniß zwischen Beiden vor der Welt weniger vertraulich erscheinen zu lassen, als es thatsächlich war. Uebrigens ist man in Italien gegen derartige Dinge nachsichtiger als anderswo. Man beneidete zwar den Günstling um den ihm geschenkten Vorzug, sah aber in der Sache selbst nichts so Ungewöhnliches. Von ihrem Thun und Lassen war die Fürstin Niemandem Rechenschaft schuldig, und was ihren Geliebten betraf, so fand man es ganz in der Ordnung, daß er sein Glück nicht von der Hand wies.

Max wunderte sich im Stillen, daß weder der Ge-

sandte noch dessen Gemahlin, und ebenso wenig die Herren von der Legation gegen ihn jemals eine Bemerkung über seine Beziehungen zur Fürstin machten. Nur als zu Anfang des Sommers höchst unerwartet vom Hofe eine Auszeichnung für ihn eintraf, meinte Seine Excellenz in etwas humoristischer Weise, es sei ungemein vortheilhaft für einen jungen Mann, wenn er Jemanden habe, der seine Verdienste am gehörigen Orte mit dem gehörigen Nachdruck geltend zu machen wisse. Daß Max diesen seinen ersten Orden dem Einflusse Sidoniens verdankte, stand nicht zu bezweifeln, obwohl sie ihm gegenüber nichts davon wissen wollte. Der ersten Auszeichnung folgte bald von anderer Seite eine zweite und eine dritte. Umsonst fragte sich der decorirte Gesandtschaftskanzler, welchen Verdiensten er eigentlich diese Anerkennungen verdanke. Zwar war er bereits lange genug in diplomatischen Diensten, um zu wissen, daß diese vielbegehrten Spielereien in der Regel eher alles Andere sind, als Aequivalente wirklicher Leistungen. Aber daß sie Jemandem ganz von selbst zufliegen sollten, war ihm doch neu. Nicht ohne eine Regung geheimer Beschämung betrachtete er die glitzernden Bijoux. Er fürchtete, sich selbst zu gestehen, daß er sie nur im Dienste der Minne errungen habe.

Die Fürstin hatte ihm an jenem unvergeßlichen

Frühlingsabend gesagt, sie wolle ihn in neue und weitere Bahnen lenken. Und sie hielt Wort. Unabläſſig ſpornte ſie ihn zu rüſtigem Schaffen an. Sie legte die ganze Fülle ihres reichen und eigenartigen Geiſtes offen vor ihm dar, ſie gewährte dem Mann ihrer Liebe Einblick in ihre tiefſten und geheimſten Gedanken. Max hatte von einem endloſen Liebesrauſche geträumt, der an Sidoniens Seite ſeiner harrte. Er merkte jedoch bald, daß ſeine fürſtliche Geliebte bei aller Kraft der Leidenſchaft ſich doch ſtets den Sinn für concrete Verhältniſſe ungetrübt zu erhalten wußte. Es wollte ihn bedünken, als betrachte Sidonie die Liebe wie eine duftige Blume, deren Wohlgeruch man athmet, an dem man ſich wohl auch für den Augenblick berauſcht, die aber darum doch nur eine Blume bleibt, und der nur ein kurzes Blumenleben beſchieden iſt. Mit Grauen gedachte er der Zeit, wo dieſe Blume zu welken beginnen könnte. Er lebte nur in der Geliebten. Nicht nur ihr hoher Rang, nicht ihre ſeltene Schönheit war es, was ihn mit unlöslich ſcheinenden Banden an ſie feſſelte. Es war die imponirende Höhe ihres Geiſtes, zu der er ſtaunend und — er mußte es ſich manchmal wider Willen geſtehen — ſogar etwas gedemüthigt emporblickte. Allmälig, langſam, aber immer deutlicher dämmerte in ihm das Bewußtſein auf, daß er, im Grunde genommen, mit Sidonien die

Rolle getauscht habe; daß es nicht das Weib sei, welches sich an den Mann, sondern der Mann, der sich an das Weib schmiegte!

Allerdings ließ ihn Sidonie dies niemals fühlen. Sie verstand es im Gegentheil mit dem feinsten Tact, ihm jederzeit die ihm als Mann gebührende Stellung ihr gegenüber einzuräumen. Sie gewährte ihm unaufgefordert jedes Recht, auf welches selbst ein Anspruchsvollerer, als er, hätte Anspruch erheben können. Sie ordnete häufig genug ihre vorwiegend pessimistischen Ideen seinen mehr auf das Ideale gerichteten Anschauungen unter. Max fühlte nur zu wohl, daß dies nicht aus wirklicher Ueberzeugung, sondern weit mehr aus persönlicher Rücksichtnahme geschah. Daß Sidonie ihn liebte, ihn glühend liebte, stand nicht zu bezweifeln. Sie würde gewiß keinen Augenblick gezögert haben, es ihm zu sagen, wenn dies nicht, oder nicht mehr der Fall gewesen wäre. Trotzdem vermochte er den Gedanken nicht los zu werden, daß nicht sowohl seine persönliche Bedeutung, sondern nur die Liebe ihm in ihren Augen Werth verleihe. Sein männlicher Stolz bäumte sich mächtig auf gegen diesen Gedanken, und mehr als einmal fühlte er sich versucht, ihn der Fürstin gegenüber auszusprechen. Es schien jedoch, als ahne Sidonie instinctmäßig, was ihn bewegte, denn stets wußte

sie es so einzurichten, daß sich keine Gelegenheit dazu bot.

Drei Monate vergingen, ohne daß sich in den Beziehungen des liebenden Paares etwas änderte. Bereits mehrere Male hatte die Fürstin davon gesprochen, sie gedenke die heiße Jahreszeit an irgend einem der Schweizerseen zu verbringen. Max wollte sie dahin begleiten. Er beabsichtigte zu diesem Zweck einen längeren Urlaub zu nehmen, und von der Schweiz aus später einen Abstecher nach Frankfurt zu machen, um seine Eltern zu besuchen. Frau Friederike hatte bereits mehrfach den dringenden Wunsch ausgesprochen, endlich einmal den Sohn wieder zu sehen, und auch Herr Drusin begann es auffällig zu finden, daß Max noch immer nicht daran denke, dem Verlangen der Mutter zu entsprechen. Der Gesandte ertheilte bereitwillig einen dreimonatlichen Urlaub. Die Fürstin wollte schon in den nächsten Tagen die Stadt verlassen. Max versprach, ihr in längstens acht Tagen zu folgen.

Da ließ ihn kurz vor Sidoniens Abreise eines Morgens die Baronin bitten, sie zu besuchen. In der Voraussetzung, daß es sich um irgend einen Auftrag nach Deutschland handle, trat Max ahnungslos in das Boudoir der Gesandtin. Er fand die Gemahlin seines Chefs allein.

„Sollte Jemand nach mir fragen," sagte sie zu dem Bedienten, welcher Max die Thür öffnete, „so bin ich nicht zu sprechen."

„Das scheint eine lange Commission zu werden," dachte Max, während er auf die Aufforderung der Baronin Platz nahm und sich nach ihren Befehlen erkundigte.

„Ich wünschte mit Ihnen einen Gegenstand von Wichtigkeit zu besprechen, Herr Doctor," begann die Baronin. „Ohne Zweifel wird es Sie schmerzlich berühren, was ich Ihnen zu sagen habe. Aber ich halte es für meine Pflicht, und meine Jahre geben mir das Recht dazu. Denken Sie, Sie säßen Ihrer Mutter gegenüber. Das wird uns Beiden die Aufgabe erleichtern!"

„Wo soll das hinaus?" dachte Max, den der ernste Ton der alten Dame nichts Gutes ahnen ließ. „Ich höre, Excellenz," sagte er, sich verbeugend.

„Sie sind der Geliebte der Fürstin Sidonie, und beabsichtigen ihr nach der Schweiz zu folgen?"

„Excellenz! Ich . . ."

„Bitte, lassen Sie mich weiter sprechen! Sie begreifen, daß mir nichts ferner liegt, als die Absicht, mich in die Herzensangelegenheiten unseres Gesandtschaftspersonals zu mengen. Mon dieu! Unsere jungen Herren

haben niemals Anspruch darauf erhoben, als Tugendmuster zu gelten! Uebrigens verletzen Sie ja keine Pflicht! Sie sind Ihr freier Herr, und sind ebenso wenig Jemand Rechenschaft schuldig, wie die Fürstin. Sidonie ist eine schöne, geistvolle Dame; Sie sind ein junger Mann! Weshalb sollten Sie sie nicht lieben und von ihr geliebt werden? Das Alles ist ganz natürlich!"

Max sah die Dame erwartungsvoll an. Was konnte sie ihm zu sagen haben, wenn sie das Alles ganz in der Ordnung fand?

„Unter gewöhnlichen Umständen," fuhr die Baronin fort, „würde ich mich darauf beschränkt haben, Ihnen im Stillen zu Ihrer Eroberung Glück zu wünschen. Ich mag es gern sehen, wenn ein junger Mann den Blick über sich erhebt. Aber ich fürchte, cher docteur, Sie befinden sich der Fürstin gegenüber durchaus nicht unter gewöhnlichen Umständen!"

„Ich verstehe in der That nicht, Excellenz!"

„Sagen Sie mir offen, Herr Doctor," versetzte die Gesandtin, vertraulich näher rückend, „haben Sie mit der Fürstin Sidonie schon einmal von der Vergangenheit gesprochen?"

„Nein, Excellenz! Ich fand, offen gestanden, die

Gegenwart viel zu schön, als daß ich nach der Vergangenheit Gelüste getragen hätte!"

Die Baronin lächelte.

„Ich begreife das," sagte sie. „Es ist ja so süß, zu lieben und geliebt zu werden, und ein Poet, wie Sie, muß das noch weit tiefer empfinden, als wir anderen gewöhnlichen Menschenkinder! Aber das hindert nicht, daß ein Blick in die Vergangenheit unter Umständen sehr lehrreich für die Gegenwart und für die Zukunft werden kann."

„Graf Ilmenried erzählte mir einmal, Fürstin Sidoniens Verlobter habe sich aus Schmerz darüber, daß sie dem Fürsten Freden die Hand gereicht, erschossen. Das ist das Einzige, was ich von der Sache weiß!"

„Graf Ilmenried ist in dieser Beziehung nicht genau unterrichtet," entgegnete die Baronin. „Sidoniens Verlobter endete nicht durch Selbstmord. Trotzdem trifft die Fürstin eine schwere Verantwortlichkeit in Betreff des Schicksals des jungen Mannes. Es ist eine jener Frauen, die nicht mit dem Herzen, sondern mit den Sinnen lieben. Sie, mon cher docteur, haben Gnade gefunden vor ihren Augen, in höherem Grade ohne Zweifel, als so mancher Andere, den dieser glänzende Schmetterling an sich lockte. Ich zweifle auch nicht im Geringsten, daß Sidonie Sie wirklich liebt. Aber

Sinnenliebe vergeht, Herzensliebe besteht! Der Tag wird kommen, wo Sidonie aus ihrem Rausche erwacht. Dann wird sie sich ebenso wenig bedenken, das Verhältniß mit Ihnen zu lösen, wie sie es um des Fürsten willen mit dem armen Rheda gelöst hat. Und vor diesem Schicksale möchte ich Sie gern bewahrt wissen!"

„Rheda!" rief Max zurückprallend. „Otto von Rheda?" —

„Ganz recht, so hieß der erste Geliebte und, wie man behauptet, sogar Verlobte Sidoniens von Bülow-Mettenheim."

„Von Mettenheim, sagen Sie, Excellenz?"

„Allerdings! Sidoniens von Bülow-Mettenheim, einer weitläufigen Verwandten von mir. Aber um Gotteswillen! Was ist Ihnen, Doctor! Sie werden ja blaß wie der Tod! Ist Ihnen nicht wohl? Soll ich meine Leute rufen?"

Die Gesandtin langte nach der Klingel.

Max, unfähig zu sprechen, machte eine abwehrende Bewegung.

„Nur einen Augenblick, Excellenz", stammelte er, mühsam nach Fassung ringend. „Der Schlag kam zu unerwartet!"

„Welcher Schlag? Ich verstehe Sie nicht!"

„Gestatten Excellenz mir eine kurze Sammlung!“ — sagte Max, welcher fühlte, wie jede Fiber an seinem Leibe zuckte.

„Nehmen Sie ein Glas Wasser,“ rief theilnehmend die Baronin, indem sie aus der vor ihr stehenden Karaffe ein Glas füllte, „aber nicht auf einen Schluck hinunter stürzen, sondern hübsch langsam trinken. So ist's recht! Nur immer ein Schlückchen nach dem andern! Fühlen Sie sich jetzt wohler?“

„Ich danke, Excellenz,“ erwiderte Max, mit zitternder Hand das geleerte Glas neben die Flasche setzend.

„Aber sagen Sie mir, Doctor, was Sie so furchtbar ergriffen hat? Sie sahen ja aus, als wären Sie einer Ohnmacht nahe!“

„Excellenz werden sofort begreifen, daß meine Nerven nicht umsonst in Aufruhr geriethen. Die beiden Namen, welche Sie mir nannten, trafen mich wie plötzlich niederzuckende Blitzstrahlen! Jetzt bin ich gefaßt! Darf ich mir eine Frage erlauben?“

„Sprechen Sie! Sie machen mich im höchsten Grade neugierig!“

„Wie kam Fräulein Sidonie von Bülow zu dem Namen von Mettenheim?“

„Je nun, ganz einfach, weil ihr Vater so hieß.“

„Graf Ilmenried, der mir zuerst von ihrer Vergangenheit sprach, nannte einen anderen Namen als den zweiten. Er meinte, Baron Bülow habe ihn zu dem seinigen gefügt, um sich damit von den zahlreichen anderen Bülows zu unterscheiden."

„Das ist richtig, das heißt, nur das Letztere. Baron Bülow heirathete eine Comtesse Mettenheim, und fügte mit Bewilligung des Königs den Namen seiner Frau dem seinigen hinzu."

„Comtesse Clotilde oder Mathilde von Mettenheim?"

„Wie, Sie kennen den Namen der Mutter Sidoniens?" rief die Baronin verwundert.

„Ich fürchte nur allzusehr, Excellenz! Aber darf ich noch weiter fragen?"

„Bitte, fahren Sie fort!"

Die alte Dame machte das neugierigste Gesicht von der Welt.

„Meines Wissens war Friederike von Mettenheim der letzte Sprößling des freiherrlichen Hauses!"

„Allmächtiger Gott!" rief die Baronin, die Hände vor Verwunderung zusammenschlagend. „Sie kennen auch Friederike von Mettenheim?"

„Allerdings, Excellenz!"

„Woher, wie so kennen Sie die unglückliche Friederike? Doch nein, das ist ja unmöglich! Friederike

war längst todt, ehe Sie geboren wurden! Aber wo haben Sie von ihr gehört? Sprechen Sie, Doctor!"

„Friederike von Mettenheim, Excellenz, ist weder todt noch unglücklich!" — sagte Max. „Sie ist meine Mutter!"

Die liebenswürdige Baronin hatte während der langen Zeit, welche ihr Gemahl in diplomatischen Diensten zubrachte, manches Wunderbare gehört und erlebt, und besaß durch lange Uebung die Kunst der Selbstbeherrschung in nicht geringem Grade. Diesmal aber ließ diese Kunst sie gänzlich im Stiche. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie den Kanzler an, als sähe sie ein Gespenst.

„Friederike von Mettenheim Ihre Mutter?" stieß sie die Worte mehr heraus, als sie dieselben sprach.

„So ist es, Excellenz!"

„Sie hat sich in Mainz nicht in den Rhein gestürzt?"

„Mein Vater war Ursache, daß sie es nicht that!"

„Erlauben Sie, Doctor, jetzt muß ich ein Glas Wasser trinken!" sagte die Baronin, nach der Karaffe langend. „Das ist die wunderbarste Geschichte, welche ich in meinem Leben gehört habe! Ja, nun erklärt sich auch die merkwürdige Aehnlichkeit!"

„Welche Aehnlichkeit, Excellenz?"

„Zwischen Ihnen und Sidonie. Sie ist auch dem Baron schon aufgefallen. Wenn Friederike von Mettenheim Ihre Mutter ist, so sind Sie ja ein arrière petit cousin der Fürstin!“

„Rheda's Worte auf seinem Sterbebette!“ sagte Max dumpf vor sich hin. „Ich konnte niemals verstehen, was er damals meinte, als er von meinem Gesichte sprach!“

„Was sagen Sie da von Rheda's Sterbebett?“ rief die Baronin mit einer Miene, als mache sie sich auf einen neuen Verwunderungsparoxismus gefaßt. „Haben Sie auch Otto von Rheda gekannt?“

„Allerdings. Wir wechselten in Bonn Degenstiche, und in dem Hause meiner Eltern in Frankfurt, wohin man ihn am 18. September 1848 von den Barrikaden trug, ist er gestorben!“

„Nein, da hört doch schon Alles auf!“ rief die Baronin, auf's Neue vor Erstaunen die Hände zusammenschlagend. „Geschwind, Doctor, erzählen Sie mir die Geschichte! Also wirklich auf der Barrikade ist er gefallen, der arme Rheda? Man hat mir einmal etwas dergleichen gesagt, aber ich wollte es nie glauben!“

„Ich werde Alles sagen, was ich weiß. Aber zuvor bitte ich um die versprochene Mittheilung! Excellenz

begreifen, daß mich, den Sohn Friederikens von Mettenheim, diese Familien-Beziehungen interessiren müssen!"

„Sie haben recht, Doctor! Also womit soll ich anfangen?"

„Wie kommt es, daß Sidoniens Mutter eine „Comtesse" Mettenheim war? Ich habe allerdings nur ein Mal mit meiner Mutter über ihre Jugendzeit gesprochen, denn sie wollte nie davon reden hören, aber ich erinnere mich sehr deutlich, daß sie sich als die Letzte des Hauses Mettenheim bezeichnete."

„Des freiherrlichen Hauses, allerdings, das heißt, der älteren Linie; die jüngere Linie dagegen führte den Grafentitel. Aber auch diese ist nunmehr im Mannesstamme erloschen. Sidoniens Großvater starb gleichfalls, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Die eine der drei Schwestern starb vor einigen Jahren als Stiftsdame in Hildesheim, die zweite, Comtesse Clotilde, heirathete den Baron Bülow, und die älteste starb kurz nach ihrer Verehelichung mit einem entfernten Vetter von mir, ohne Familie zu hinterlassen; daher meine Verwandtschaft mit Sidonien. Von den beiden Linien des Hauses sind nur noch Ihre Mutter, Sie und die Fürstin da."

„Und wie kam es, daß die Familie keine Nachforschungen nach der verschwundenen Friederike von Mettenheim anstellte?"

„Sie wurden angestellt, aber sie führten zu keinem Resultate. Ich kenne die Geschichte nur aus den Erzählungen der Stiftsdame, welche mir oft wiederholte, ihre Mutter habe sich bis an ihr Ende schwere Vorwürfe wegen ihres Benehmens gegen Friederike gemacht. Als das junge Mädchen spurlos verschwunden war, glaubte man allgemein, sie habe ihr Leben freiwillig geendet. Leute vom Hause wollten gesehen haben, daß sie den Weg gegen den Rhein nahm. Von diesem Augenblicke an blieb sie verschollen. Alle ihre Effecten, bis auf einige Kleinigkeiten, die sie zufällig bei sich trug, hatte sie zurückgelassen. Auch ihr Geld fand sich vor. Was konnte ein aller Mittel entblößtes junges Mädchen anfangen? Da man nicht das Geringste mehr von ihr vernahm, mußte man wohl an einen Selbstmord glauben. Allerdings war es auffallend, daß ihre Leiche sich nicht vorfand. Aber ich glaube kaum zu irren, wenn ich annehme, daß man von Seiten der Gräfin die Nachforschungen nicht mit allzugroßem Eifer betrieb. Friederike war und blieb verschollen, und dabei hatte es sein Bewenden!“

„Und welches Verhältniß bestand zwischen Sidonien und Otto von Rheda?“

„In dieser Beziehung könnte nur die Fürstin selbst Ihnen genauere Auskunft geben,“ meinte die Baronin.

„Was ich von der Sache weiß, ist Folgendes: Nach dem Tode des Baron Bülow bewohnte die Wittwe mit der Familie ein kleines Gütchen unweit von Karlsruhe, das sie mit dem Reste ihres Vermögens erworben hatte. Es mag ihnen in jener Zeit knapp genug gegangen sein. Herr von Rheda war ein junger Officier und stand mit seinem Regimente in Karlsruhe. Zufällig lernte er Sidonie kennen und verliebte sich sterblich in sie. Ob sie wirklich verlobt waren, weiß ich nicht. Rheda besaß nur ein kleines Vermögen, das indessen für bescheidene Ansprüche wohl hinreichte. Das Verhältniß mit Sidonie scheint geheim geblieben zu sein, ohne Zweifel auf Wunsch der Familie, die wahrscheinlich keine bindende Verpflichtung gegen einen untergeordneten Officier von mittelmäßigem Vermögen eingehen wollte. So viel mir bekannt, sah der Fürst Sidonien auf einem Hofballe in Karlsruhe, erklärte sich rasch und wurde angenommen. Rheda gab man den Laufpaß. Der junge Mann nahm sich die Sache zu Herzen, zog die Uniform aus und wurde von da an ein wüthender Feind seiner früheren Standesgenossen. Zwischen ihm und Sidonien mag es zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen sein! Bald darauf verließ er Karlsruhe und ging nach Heidelberg, um dort zu studiren. Was er später getrieben und weshalb er in Frankfurt auf die

Barrikade gestiegen, weiß ich nicht. Ich vermuthe aber, er konnte den Schmerz über die ihm angethane Zurücksetzung nicht verwinden, und um sich zu betäuben, betheiligte er sich an der Revolution. Ein verlorenes Leben, Doctor! Lassen Sie sich das zur Warnung dienen, und möge Gott Sie vor einem ähnlichen Schicksale bewahren!"

Die Baronin reichte Max mit mütterlicher Theilnahme die Hand. Dieser küßte sie, tief ergriffen.

„Und was gedenken Sie nun zu thun?" fragte die alte Dame.

„Ich werde mit der Fürstin sprechen!"

„Seien Sie besonnen! Treiben Sie es zu keiner Scene! Sie würden sich nur selbst einen furchtbaren Schmerz bereiten!"

„Ich werde handeln, wie meine Pflicht als Mann es mir gebietet!" sagte Max aufstehend. „Ich danke Euer Excellenz für den gütigen Rath, und werde bestrebt sein, mich seiner würdig zu zeigen!"

„Thun Sie das, lieber Doctor! Gott geleite Sie! Nein, wer mir heute Morgen gesagt hätte, was ich Alles erfahren würde! Sobald Sie etwas ruhiger sind, müssen Sie mir von Ihrer Mutter erzählen, hören Sie? Sollte man es für möglich halten, daß in der Welt solche Dinge vorgehen!"

Mit Absicht hatte Max der Baronin nichts von Rheda's unbestellbarem Briefe gesagt, dessen Adressatin er nun mit einem Male so unerwartet aufgefunden hatte. Er hielt es für seine Pflicht, die Botschaft des Todten nur an Die allein gelangen zu lassen, für welche sie bestimmt war. Der Brief befand sich wohl aufgehoben unter seinen Papieren. Es überlief ihn kalt, als er das vergilbte Schreiben zur Hand nahm, um es Sidonien zu überbringen. Thörichte Selbsttäuschung wäre es gewesen, sich auch nur einen Augenblick Illusionen darüber zu machen, daß er unmittelbar vor einer gewaltigen Herzenskatastrophe stand. Seine ferneren Beziehungen zu Sidonien mußten heute noch endgiltig entschieden werden. Indem er der Fürstin Rheda's Brief übergab, erfüllte er allerdings nur eine übernommene Pflicht. Es lag ihm fern, ihr aus dem früheren Verhältnisse einen Vorwurf zu machen; aber bei der Erfüllung dieser seiner Mission mußte auch seine eigene Zukunft zur Sprache kommen, und dies war dann der entscheidende Augenblick.

Mit einem Gefühle unendlichen Wehes betrat Max das Hotel d'Angleterre, den Schauplatz seines berauschenden Glückes. Die Füße wollten ihm fast den Dienst versagen, als er die Treppe hinanstieg. Er bezwang sich jedoch mit Macht, trat ruhig in das Vorzimmer und ließ sich von der Kammerfrau melden.

Die Fürstin saß noch im Morgenkleide am Schreibtische. Nicht ohne Verwunderung blickte sie auf, als Max gemeldet wurde.

„Ein Besuch um diese Zeit?“ sagte sie, indem sie aufstand und ihm freundlich entgegentrat. „Was hat das zu bedeuten? Ist etwas vorgefallen?“

„Sind wir sicher, daß wir nicht gestört werden?“ fragte Max mit gedämpfter Stimme.

„Ei, das klingt ja ganz feierlich!“ erwiderte Sidonie mit einem forschenden Blick. „Ich werde Befehl geben, daß Niemand vorgelassen wird. Uebrigens dürfte das kaum nöthig sein. Man weiß, daß ich um diese Stunde nicht empfange!“

Sie läutete und gab der Kammerfrau die nöthige Weisung.

„So, nun sind wir ungestört!“ sagte sie dann. „Also um was handelt es sich?“

Sidoniens Züge waren ruhig wie immer: kaum daß ihr Blick eine leichte Regung von Neugier bekundete. Und doch hatte sie wohl bemerkt, daß Max heute ungewöhnlich blaß aussah und daß seine Stimme zitterte.

Jetzt, wo ihm das schöne, geliebte Weib mit dem vollen Reize der Erscheinung wieder gegenüberstand, fühlte

Max, daß es seiner ganzen Willensstärke bedurfte, um die gefaßte Entschließung zur Ausführung zu bringen.

„Es muß sein!“ sprach er zu sich selbst, „also vorwärts, geschehe was da wolle!“

„Ich überbringe eine Botschaft,“ begann er bedeutungsvoll, „eine Botschaft ganz eigener Art! Darf ich sie ausrichten?“

„Wenn sie mich betrifft, gewiß!“ erwiderte Sidonie, indem sie sich auf die Chaiselongue setzte. „Wo kommt sie her?“

„Von jenseit des Grabes!“

Sidonie sah Max mit einem Blicke an, als sei sie ungewiß, ob er im Ernste spreche, oder scherze.

„Hu, das ist ja ganz schauerlich!“ versetzte sie, die Lippen zu einem Lächeln öffnend. „Und wer erweist mir die Ehre, von dort aus mit mir zu correspondiren?“

„Otto von Rheda!“

Sidonie sprang auf.

„Was soll das bedeuten?“ fragte sie, die Stirn runzelnd, „ist das Scherz, oder Ernst?“

„Dieses Schreiben ohne Adresse,“ sagte Max, den alten Brief aus der Tasche ziehend, „gab mir Otto von Rheda wenige Minuten bevor ich ihm die gebrochenen

Augen zudrückte. Er nahm mir das Ehrenwort ab, es nur „ihr," ihr „ganz allein" zu übergeben. Erst heute, vor einer Stunde, erfuhr ich durch einen seltsamen Zufall, wer diejenige ist, deren Namen Otto von Rheda vergessen hatte, auf den Brief zu setzen. Meine Mission ist zu Ende. Hier ist der Brief!"

Sidonie sah Max in die Augen, als wollte sie ihm bis auf den Grund der Seele blicken.

„Obwohl ein Brief ohne Adresse Niemanden zur Annahme verpflichtet," sagte sie kalt, „so stehe ich doch nicht an, mich als die wahrscheinliche Adressatin zu bekennen. Also, donnez toujours!"

Die Hand zitterte nicht, welche das Schreiben in Empfang nahm, keine Fiber zuckte in ihrem Gesichte, während Sidonie den Inhalt las. Als sie damit zu Ende war, faltete sie den Brief wieder ruhig zusammen und legte ihn neben sich auf den Tisch.

„Sie möchten ohne Zweifel wissen, was in diesem Briefe von jenseit des Grabes steht?" fragte sie nach einer Pause, „nicht wahr?"

„Nein, denn ich ahne den Inhalt!"

„Er steht zu Ihrer Verfügung! Ich habe es immer für mauvais genre gehalten, Geheimnisse zu haben. Am allerwenigsten gelüstet es mich nach solchen

mit den Bewohnern der anderen Welt. Lesen Sie den Brief, den Sie so lange wie ein kostbares Kleinod verwahrten. Ich mache durchaus kein Geheimniß daraus!"

In Sidoniens Worten lag ein Ton schneidender Ironie, der Max verletzte.

„Ich habe kein Anrecht auf Rheda's Brief!" sagte er scharf. „Meine Aufgabe ist beendigt!"

„Rheda war also Ihr Freund?"

„Er war sogar mein Feind, mit dem ich in Bonn den Degen kreuzte. Der Zufall allein fügte es, daß er sterbend in's Haus meiner Eltern in Frankfurt gebracht wurde. Ich versprach ihm, den Brief zu bestellen, und habe mein Wort gelöst. Das ist Alles!"

Sidonie blickte schweigend zur Erde.

„Die Person, welche Ihnen mittheilte, daß dieser Brief an mich gerichtet sei, hat Ihnen ohne Zweifel auch gesagt, daß ich Rheda um des Fürsten Freden willen die Treue brach, nicht wahr?" begann sie dann, „und nun fürchten Sie sich vor einem ähnlichen Schicksale?"

„Sidonie, ich bitte, nicht diesen Ton!" rief Max ernst, „ich kam nicht hierher, um Rheda's verletzte Rechte zu rächen! Aber dieser Vorfall hat mich allerdings mit jähem Rucke aus meinem Traume voll namen-

losen Glückes aufgerüttelt. Ich fragte mich, welche Zukunft uns bevorstehe?"

„Zukunft?" versetzte Sidonie mit schmelzendem Blick, „bist Du denn der Gegenwart bereits so müde, um an die Zukunft zu denken?"

„Sidonie!" rief Max, die Hand der Fürstin stürmisch erfassend, „Du weißt, daß Deine Liebe mich mit einer Fülle von Seligkeit überschüttet; daß ich nur in ihr und durch sie lebe! Aber darf ich jemals hoffen, Dich für immer die Meinige zu nennen? Könntest Du den Glanz Deines Namens, Deiner Fürstenkrone entsagen, um das Alles gegen das bescheidene Loos meiner Gattin zu vertauschen?"

„Deiner Gattin?" erwiderte Sidonie, ihn groß ansehend, „erlauben Sie, Herr Poet! Ich finde diesen Gedanken etwas spießbürgerlich!"

Max wandte sich beleidigt zur Seite.

„Aber, Thor!" rief sie begütigend, die Hand auf seine Schulter legend. „Wie kannst Du nur im Ernste auf eine solche Idee kommen? Fürstin Sidonie Freden eine Frau Doctor Drusin? Nein, Max, das ist etwas zu viel verlangt! Wem es gelungen, den fürstlichen Hermelin um die Schultern zu schlagen, der kann ihn nur gegen eine Königskrone vertauschen! Dein König-

reich, lieber Max, liegt im Lande der Poesie! Dort will ich gern Deine Königin sein. Im Lande der Prosa aber bleibe ich die Fürstin Sidonie!"

Wie ein schriller Mißton hallten diese Worte in der Brust des jungen Mannes wieder.

„Durchlaucht!" sagte er tief aufathmend, indem er sich erhob, „ich danke für den Bescheid, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Ich weiß, was ich meiner Ehre schuldig bin! Mögen Sie sich mit der Ueberzeugung begnügen, daß Sie mein Lebensglück eben so vernichtet haben, wie das Otto von Rheda's! Leben Sie wohl!"

„Starrkopf!" rief Sidonie, indem sie eine Bewegung machte, als wollte sie ihn zurückhalten. „Ist es denn ganz und gar unmöglich, der Stimme der Vernunft Gehör zu verschaffen?"

„Ich höre nur die Stimme der Ehre!" erwiderte Max, seinen Hut ergreifend. „Leben Sie wohl!"

Schon stand er bei der Thür. Da rief ihm Sidonie nach:

„Noch ein Wort! Morgen früh reise ich ab, und bleibe vierzehn Tage in Genf. Sind bis dahin die Gespenster gebannt, dann setzen wir dort die heute

unterbrochene Conversation fort. Also sans adieu, Monsieur le Chancelier!“

„Ich sehe nur ein Gespenst, Durchlaucht, aber dieses ist Otto von Rheda's blutiger Schatten!“ antwortete Max, sich tief verbeugend. „Leben Sie wohl!“

Und ohne ihr, die ihn so namenlos glücklich gemacht hatte und die ihn jetzt so namenlos elend machte, noch einen Blick zu schenken, verließ er hochgehobenen Hauptes das Gemach.

Neuntes Kapitel.

Casa Geminiani.

Westlich von dem Könige der oberitalienischen Seen, dem prächtigen Lago Maggiore, liegt der kleine Ortasee. Sein berühmter Nachbar ist Ursache, daß sich auch heute nur selten ein Tourist nach diesem stillen Alpensee verirrt. Zur Zeit unserer Erzählung war der Ortasee noch weit weniger bekannt und besucht, als jetzt. Damals führte noch keine Eisenbahn von Turin nach Gozzana. In weltverlorener Einsamkeit lag er da am Fuße der Alpen, gekrönt von den waldigen Hügeln, die ihn gegen Norden und Osten umrahmen. Nur selten durchschnitt eine Barke die stille tiefblaue Fluth. Die wenigen Ortschaften längs der Küste, wie Orta, Pettanesco und das Städtchen Omegna, lagen fernab von dem großen Verkehr. Nur alle heiligen Zeiten geschah es, daß ein nach Motiven spähender Maler, welcher in

Pallanza oder Arona zufällig von der Existenz des Ortasees Kunde erhielt, sich hierher verlief. Dann blieb er aber gewiß auch Tage und Wochen lang an seinen Ufern, verwundert über die reichen Schönheiten, die dieses unbekannte Gewässer seinen Blicken bot. Wohl läßt sich der etwa zwölf bis vierzehn Kilometer lange Spiegel, dem man bei ruhigem Wetter bis auf den Grund blicken kann, auch nicht entfernt mit dem Lago Maggiore vergleichen. Aber einen großen Reiz hat, oder vielmehr hatte er vor diesem doch voraus: die keusche Einsamkeit, die herrliche Bergesluft und die Abwesenheit der eleganten Welt. Seine freundlichen Anwohner begrüßten den Fremden mit fast patriarchalischer Gastfreundschaft. Sie hatten keine Idee davon, daß derselbe ein Speculations- und Ausbeutungsobject sein könne. Anfangs bewundert und angestaunt, galt er bald als ein lieber Gast, vorausgesetzt, daß er der Sprache mächtig war und sich den Leuten gegenüber freundlich benahm.

Wenn wir von der Einsamkeit des Ortasees sprechen, so ist darunter keineswegs jene Oede zu verstehen, wie man sie an manchen Seen Oberbaierns, zum Beispiel an dem Simmsee, findet. Seine Ufer waren schon im frühen Mittelalter besiedelt, und die Kirche auf der malerischen kleinen Felseninsel San Giulio, welche man

in etwa einer halben Stunde zu Schiff von Omegna aus erreicht, ist sogar mit Fresken von der Hand Ferrara's und Tibaldi's geschmückt, und umschließt in ihren alten, seltsamen Mauern die Gräber des heiligen Julius und des weit weniger heiligen Herzogs Minulfo. Ganz bedeckt mit Häusern und Gärten, gewährt das kleine Eiland einen überraschend schönen Anblick. Von seinem Plateau aus überblickt man die weite Fläche des lieblichen Sees, den schöngestalteten Monte Sacro, den stolzen Motterone, die höchste Kuppe zwischen dem Ortasee und dem Lago Maggiore, und an heiteren Tagen sogar, in der Ferne verschwimmend, den Monte Rosa.

Dies ist der Ort, wohin wir nun den freundlichen Leser zu führen gedenken.

Fürstin Sidonie hatte, wie sie gesagt, am Morgen nach der Scene mit Max, Turin verlassen. Dieser brachte einige Tage in einer Gemüthsstimmung zu, die sich viel leichter begreifen, als beschreiben läßt. Er fühlte sich im Innersten gebrochen. Der Schlag war hart, der ihn mit einem Male aus allen seinen Himmeln stürzte, und wenn Max auch nicht einen Augenblick seine Handlungsweise bereute, so fühlte er doch, daß er den in ihm wühlenden Schmerz nur schwer würde verwinden können. Zuweilen kam es ihm vor, als sei das

Alles nur ein wüster, beängstigender Traum, aus dem er wieder erwachen müßte. Mechanisch verrichtete er die wenigen ihm obliegenden Geschäfte. Waren diese vollendet, dann zog er sich in seine einsame Wohnung zurück, um hier gedankenlos vor sich hin zu brüten. Die Baronin sowohl, als der Gesandte, welcher ohne Zweifel gleichfalls um den Vorgang wußte, vermieden es, mit ihm darüber zu sprechen. Man wollte ihm augenscheinlich Zeit lassen, den ersten Anprall des Schmerzes zu bemeistern. Max erkannte dankbar diese zarte Rücksicht. Sie war die größte Wohlthat, die man ihm erweisen konnte.

So verging eine Woche. Der Gesandte begab sich mit seiner Gemahlin nach Livorno zum Gebrauch der Seebäder. Ursprünglich war eine Reise nach Deutschland beabsichtigt gewesen. Der plötzlich umwölkte politische Horizont ließ es jedoch nicht räthlich erscheinen, sich allzuweit von Turin zu entfernen. Die verhängnißvolle orientalische Frage stand auf der Tagesordnung, und Piemont schickte sich an, zu derselben Stellung zu nehmen.

„Benutzen Sie Ihren Urlaub!“ hatte Baron Wachenheim zu Max beim Abschied gesagt, „wer weiß, ob Sie ihn unverkürzt genießen können! Dort drunten am Bosporus sieht es bös genug aus!“

„Und vor allen Dingen kommen Sie uns ganz gesund aus der Heimath wieder," fügte die Baronin bedeutungsvoll hinzu; „hoffentlich ist Ihre Nachcur vollendet, wenn wir uns wiedersehen!"

Trotz des wohlgemeinten Rathes konnte sich Max doch nicht entschließen, Turin zu verlassen. Er fühlte, daß ihm die Einsamkeit wohl that. Im Gesandtschaftshotel war es jetzt so still. Nichts störte ihn in seinen trüben Gedanken. Nur selten verließ er das Haus, um Abends im Giardino pubblico einige Stunden zu verbringen. Den Verkehr mit der Außenwelt hatte er fast gänzlich aufgegeben.

In Abwesenheit des Gesandten leitete Graf Ilmenried mit Baron Künzel die wenigen Geschäfte. Der Legationssecretär befand sich gleichfalls auf Urlaub. Wer nicht unbedingt an die Stadt gebunden war, verließ den glühenden Steinhaufen, denn der Sommer hatte sich mit voller Macht eingestellt.

„Sagen Sie einmal, was treiben Sie denn eigentlich noch immer hier in dem staubigen Nest?" fragte eines Tages Graf Ilmenried Max, als dieser in die Kanzlei kam. „Weshalb treten Sie Ihren Urlaub nicht an?"

„Ich bin nicht aufgelegt zum Reisen!" lautete die Antwort.

„Liebesgram, vor Allem retrospectiver, heilt sich nicht durch Stubenhocken, mein Lieber!“ sagte lachend der Graf. „Ich weiß das aus eigener Erfahrung! Warum haben Sie die Warnung unbenutzt gelassen, die ich Ihnen damals im „Don Pasquale“ gab?“

„Ich bitte, Herr Graf . . .“

„Sie haben recht! Mit Reden ist nichts gethan! Jedes Gewitter muß austoben! Aber mit dem Stubenhocken ist gar nichts gethan! Sie müssen fort, junger Mann!“

„Wohin soll ich gehen?“

„Du mein Himmel, wohin Sie wollen! In die Welt, unter Menschen! Nach Mailand zum Beispiel! Das ist eine lustige Stadt, eine Art klein Paris!“

„Mit meiner Stimmung passe ich nicht in das Geräusch einer Großstadt!“

„Dann gehen Sie auf's Land! An den Lago Maggiore zum Beispiel. Dort wimmelt es jetzt von Touristen. Das zerstreut! Sie werden eine Menge sentimentaler englischer Misses mit grünen Schleiern und riesigen Strohhüten dort finden. Vielleicht verlieben Sie sich in eine schöne Miß Arabella oder Miß Francis! Gift heilt man am besten durch Gegengift! Es schaukelt sich gar nicht übel des Abends bei Isola bella in der Barke, namentlich zu Zweien. Das weiß

ich! Also fort mit Ihnen nach dem Lago Maggiore! Grüßen Sie mir die grünbeschleierten Misses und den bronzenen Carolus Borromeus!"

Der scherzhafte Rath des Grafen erinnerte Max daran, daß er in der That den schönsten See Ober-Italiens noch nicht kannte. Nach sentimentalen Misses trug er zwar durchaus kein Verlangen. Er dachte sich aber, die frische Seeluft, das mächtige, ruhig daliegende Wasser könnte wohl eine beruhigende Wirkung auf ihn üben. Rasch entschlossen befolgte er den Rath und verließ noch an demselben Tage Turin, um sich nach Arona zu begeben.

Eine Woche lang trieb er sich an dem See herum. Der Lago Maggiore war dieses Jahr stark besucht. Anfangs hatte der Reiz der Gegend und die belebte Umgebung den Genesung Suchenden ein wenig zerstreut. Bald aber sehnte er sich wieder nach der Einsamkeit. Schon dachte er daran, sich in irgend einem der stillen Schweizerthäler auf einige Wochen häuslich niederzulassen. Er durchblätterte das Reisehandbuch, um eine Wahl zu treffen. Da fiel zufällig sein Blick auf den auf der Karte verzeichneten Lago d'Orta.

Ortasee! Nie hatte er den Namen gehört! Das mußte ein stiller, weltvergessener Winkel sein! Der alte Schiffer in Pallanza, den er deshalb befragte, bestätigte

es. Max ließ sein geringes Gepäck nach Gravellona bringen, miethete dort einen Vetturin und rollte langsam die Simplonstraße hinab nach Omegna.

Er fand seine Erwartungen erfüllt. Nachdem er einige Tage in dem niedlichen Städtchen zugebracht, begab er sich nach dem Dörfchen Pettanesco, wo er in dem einzigen, hart am See gelegenen Wirthshause, einer richtigen oberitalienischen Osteria, zwei Zimmer mit der Aussicht auf den See bekam. Hier beschloß er, sich häuslich niederzulassen.

Es war ein reizender, friedenathmender Aufenthalt unter dem rebenumrankten Dach am See. Außer Max befand sich kein Fremder in Pettanesco. Die Leute begegneten ihm mit freundlicher, von aller Zudringlichkeit freier Zuvorkommenheit. Da sie keine anderen Touristen kannten, als die gelegentlich hierherkommenden Maler, so betrachteten sie es als selbstverständlich, daß Max auch Maler sein müsse, und nannten ihn kurzweg il pittore francese. Unter diesem Namen war er bald in dem Dorfe bekannt, und er blieb ihm, so lange er dort verweilte, obgleich man den „französischen Maler" niemals mit Stift oder Pinsel hantiren sah.

Zu seinen täglichen Fahrten auf dem See bediente sich Max der Barke eines jungen Fischers, des lustigen anstelligen Tonio, welcher mit seiner Frau und einem

Kinde ein Häuschen etwas außerhalb des Ortes bewohnte. Antonio, oder wie man im Dialect sagt, Tonio, war immer guter Dinge. Er kannte den See von Kindheit auf, war niemals von seinen Ufern weggekommen, und wußte eine Menge Geschichten und Sagen davon zu erzählen, in denen der wilde Herzog Minulfo eine große Rolle spielte. Max hatte sich seinen Tag so eingetheilt, daß er des Morgens und des Abends bei schönem Wetter einige Stunden auf dem See zubrachte. Während der übrigen Zeit las oder schrieb er, oder er machte längere Spaziergänge in den Wäldern der Umgebung.

Die Stille und Einsamkeit that ihm wohl. Allmälig traten die quälenden Erinnerungen zurück und das kranke Herz begann zu genesen. Er vermochte mit offenerem Blicke in die Zukunft zu schauen. Was hinter ihm lag, erschien ihm wie ein schwüler Traum, aus dem er endlich erwachte. Es ward ihm wohl bei diesen einfachen, guten Menschen, für die ein Tag war wie der andere, die nichts wußten von den Stürmen und Kämpfen der großen Welt, und unter denen er lebte wie ein kleiner König unter seinen getreuen Vasallen.

Bereits mehrmals hatte er bei seinen abendlichen Seefahrten eine zierliche Villa auf dem Felseneilande San Giulio bemerkt, die aus der grünen Umbuschung

herauslugte, wie ein neugieriges Kind hinter einer Gardine. Der kleine Landsitz war ohne Zweifel unbewohnt, denn die Fensterläden zeigten sich stets geschlossen, und auf der breiten, in den See hinausgebauten Terrasse mit ihren Orangen- und Citronenbäumen ließ sich Niemand sehen. Eines Abends, zu Anfang Juli, fuhr Max in der Dämmerung mit seinem getreuen Tonio auch wieder an dem Orte vorbei. Der See lag da, glatt wie ein Spiegel, rosig angehaucht von dem Abendgewölk, und drunten im Süden tauchte glühend roth die mächtige Vollmondscheibe aus dem Wasser.

In tiefen Zügen athmete der junge Mann die kühle Nachtluft. Da ertönte über die Wasserfläche herüber, durch die Ferne gedämpft, Gesang. Max blickte auf. Die Fenster der Villa am See waren heute beleuchtet, und aus diesen offenstehenden Fenstern kam die Stimme, welche sanft erschallend über die Wellen hinzitterte.

Ueberrascht horchte er der Melodie. Das war kein italienisches Lied, sondern eine deutsche Weise! Er bedeutete den Schiffer, näher zu fahren. Als er der Villa bis auf Büchsenschußweite nahe kam, unterschied er deutlich die Worte des vom Piano begleiteten Liedes. Es war der Gesang des Meermädchens aus Weber's „Oberon."

Wie ein Gruß aus der fernen Heimath berührte

ihn die süße Melodie! Mit verhaltenem Athem lauschte er, bis sie verklungen war.

„Wem gehört die Villa dort drüben?“ fragte er den Schiffer.

„Sie nennen sie die „Casa Geminiani,“ versetzte Tonio. „Wie es scheint, ist die Herrschaft zum Besuch gekommen. Voriges Jahr verbrachten sie den ganzen Monat Juli und August am See!“

Geminiani? Der Name war Max bekannt. Cavaliere Geminiani zählte zu den geschätztesten Dichtern des modernen Italien. Sollte am Ende er der Besitzer der Villa sein?

„Kennst Du den Eigenthümer der Casa Geminiani?“ fragte er.

„Er ist ein Signor aus Mailand,“ erwiderte Toni. „Ich habe ihn und die Signora voriges Jahr öfters gesehen. Sie kamen zuweilen hinüber nach Pettanesco. Der Cavaliere ist ein freundlicher Herr!“

„Hm!“ sprach Max mehr für sich, als zu dem Schiffer, „Cavaliere Geminiani! Am Ende ist es wirklich der Dichter!“

„Der Schulmeister in Orta sagte, der Cavaliere sei ein berühmter Mann,“ meinte Toni. „Vielleicht machen ihm der Signor pittore einen Besuch? Die vornehmen

Leute kennen ja alle einander! Das würde Sie ein wenig zerstreuen!"

Max lächelte über die naive Bemerkung des Barcajuolen.

„Im Grunde genommen hat der Bursche recht," dachte er. „Ist der Chevalier der Schriftsteller, dann kann es ihn nicht in Erstaunen setzen, wenn Fremde ihn besuchen; ist er es nicht, dann genügt ein Wort zur Entschuldigung!"

„Wir fahren morgen zu Mittag nach der Casa Geminiani," sagte er zu Tonio.

„Bravo!" versetzte der Schiffer, erfreut, daß sein guter Rath angenommen wurde.

Am folgenden Tage machte Max Toilette und fuhr hinüber nach der Insel.

Um zu der Villa zu gelangen, mußte man etwas weiter unten landen. Max befahl dem Schiffer, ihn zu erwarten, stieg aus und schlug den Weg nach dem Hause ein.

Ein schwarz gekleideter Diener öffnete. Der Besucher überreichte seine Karte und folgte dem Manne durch den kleinen Vorgarten nach einem Salon im Erdgeschosse. Es war derselbe, dessen Fenster hinausgingen nach dem See. In der Mitte stand das Piano. Auf

dem aufgeschlagenen Notenhalter erblickte Max den Klavierauszug des „Oberon."

Er hatte kaum Zeit, dies Alles zu bemerken und sich im Stillen ein wenig darüber zu verwundern, daß die Musik des großen deutschen Meisters ihren Weg bis hierher an den einsamen Ortasee gefunden, als plötzlich ein gellender Ausruf, ein Schrei jäher Ueberraschung aus weiblichem Munde im Nebenzimmer erscholl. Im nächsten Augenblicke flog die Thüre auf, und heraus stürzte eine junge, weißgekleidete Dame, die Visitenkarte in der Hand, gefolgt von einem ältlichen Herrn.

„Er ist's, Max, Monsu Max!" rief die Dame in deutscher Sprache, die Visitenkarte wegwerfend und ihm beide Hände entgegenstreckend.

„Angelica! Signor Ruggieri!" stammelte Max, welcher dastand, wie zur Bildsäule erstarrt.

„Willkommen, mein junger Freund, in meiner Heimath!" sagte Signor Ruggieri, oder vielmehr Cavaliere Geminiani, indem er die Hand des Besuchers faßte und sie herzlich drückte. „Wie in aller Welt kommen Sie hierher nach dem Ortasee, und wie ist es Ihnen gelungen, uns aufzufinden?"

„Mein Besuch galt nicht Signor Ruggieri, sondern dem Dichter Geminiani!" versetzte Max, der noch immer

bald den Vater, bald die Tochter anstarrte, als könne er unmöglich seinen Augen glauben.

„Nun, und für Angelica haben Sie keinen Händedruck zum Gruße?“ sagte Signora Geminiani unter Thränen lächelnd. Max ergriff die dargebotene Hand der Jugendfreundin und küßte sie.

„Ich hörte gestern Abend den Gesang des Meermädchens auf dem See,“ erwiderte er. „Er war es, der mich heranlockte und er war Ursache, daß ich meinen Schiffer fragte, wem diese Villa gehörte!“

„Angelica ist jetzt meine einzige Schülerin,“ meinte Cavaliere Geminiani, indem er einen Fauteuil für Max herbeischob und ihn aufforderte, Platz zu nehmen. „Ich hoffe, sie wird der Methode des alten italienischen Singmeisters in Frankfurt Ehre machen. — Nun aber vor allen Dingen erzählen Sie, und zwar, wenn ich bitten darf, Französisch oder Italienisch, denn ich habe, seit wir wieder in Italien sind, mein bischen Deutsch ganz und gar verlernt. Angelica dagegen hat nichts vergessen. Mit ihr können Sie Deutsch plaudern wie einst in Frankfurt am Main!“

Max berichtete, allerdings ziemlich unzusammenhängend, was sich Alles zugetragen hatte, seitdem Angelica und ihr Vater in die Heimath zurückgekehrt

waren. Als er damit zu Ende war, nahm Geminiani das Wort.

„Unsere Geschichte ist weit einfacher als Sie wohl vermuthen dürften", begann er. „Ich war in Venedig vor Jahren bei einem der vielen Complotte betheiligt, die sich gegen die Fremdherrschaft richteten. Unser Plan wurde verrathen. Rechtzeitig gewarnt, verließ ich mit meinem Kinde die Stadt. Zum Glück war es mir möglich, eine nicht unbedeutende Summe baaren Geldes mitzunehmen, von der ich einige Jahre in Paris lebte. Mein Besitz in Venedig, sowie einige kleine Besitzungen in der Lombardei wurden sequestrirt. Als meine Mittel in Paris auf die Neige gingen, begab ich mich auf den Rath eines Freundes nach Deutschland, um dort als Lehrer mein Brod zu verdienen. Ich hatte einst bei einem der ersten Gesangmeister Italiens singen gelernt, und das kam mir nun trefflich zu statten. Als Sardinien den Kampf gegen Oestereich begann, kehrte ich nach Italien zurück. Das Glück der Waffen entschied gegen uns. Mein literarischer Ruf und der Umstand, daß ich, kurz nach unserer Rückkehr schwer erkrankt, mich nicht an dem Kampfe betheiligen konnte, mochten wohl Ursache sein, daß ich nach dem Friedensschlusse ohne besondere Schwierigkeit von Oestereich amnestirt wurde. Man sucht von Wien aus Versöhnung anzu-

bahnen. Ob man sie erreichen wird, lasse ich dahingestellt. Für's Erste sind wir mit unseren Hoffnungen auf die Zukunft verwiesen. Ich ließ mich mit meiner Tochter in Mailand nieder, kaufte voriges Jahr diese kleine Einsiedelei und lebe nun meinen Hoffnungen, meinen Erinnerungen und meinem Kinde. Sehen Sie, lieber Freund, das ist die ganze Geschichte Signor Ruggieri's!"

Bei den letzten Worten hatte Geminiani die Hand Angelica's ergriffen und die Tochter an sich gezogen. Angelica bückte sich über ihren Vater und umarmte ihn zärtlich.

„Und Signora Angelica?" fragte Max. „Führt sie noch immer den Namen Geminiani, oder hat sie ihn bereits gegen einen andern vertauscht?"

„Nein, nein, noch immer Madamigella!" antwortete Angelica mit einem zärtlichen Blick auf den Cavaliere. „Ich konnte mich nicht entschließen, meinen Vater zu verlassen und werde bei ihm bleiben, so lange er mich nicht fortschickt!"

„Poetentöchter sind selten reiche Erbinnen," sagte Geminiani; „die Welt betrachtet den Ruhm des Vaters nicht als vollgiltige Mitgift für die Tochter!"

„Wirst Du wohl schweigen, undankbarer Papa!" rief Angelica mit derselben munteren Laune, mit der

sie einst in Frankfurt Monsu Max zu necken pflegte. „Du weißt recht gut, weshalb Deine Tochter bei Dir bleibt! Ich möchte wohl sehen, wie Du ohne mich fertig würdest!“

Max war es, als sei er mit einem Zauberschlage wieder zurückversetzt in die Tage glücklicher Jugend, als befinde er sich nicht in der Casa Geminiani auf San Giulio im Ortasee, sondern im väterlichen Hause in der Färbergasse zu Frankfurt am Main. Alles Dazwischenliegende kam ihm vor wie ein Märchen. Nur wenn er die Augen auf die schlanke, schöne Gestalt richtete, wurde er sich des gewaltigen Unterschieds zwischen sonst und jetzt bewußt.

„Es versteht sich, daß Sie heute bei uns bleiben,“ sagte Geminiani, „denn wir haben uns noch viel zu erzählen. Schicken Sie Ihren Schiffer nach Hause! Wir werden heute Abend mit Ihnen hinüberfahren nach Pettanesco, um zu sehen, wie Sie sich häuslich eingerichtet haben. So lange Sie hier sind und wir hier bleiben, sind Sie in der Casa Geminiani zu Hause!“

„Und wir bleiben noch lange hier, nicht wahr, Papa?“ fragte Angelica rasch.

„So lange es Dich nicht nach Mailand zurückzieht und Du der Einsamkeit nicht müde bist! Nun aber sieh' zu, daß unser Gast auch etwas zu essen bekommt!

Die Seeluft macht Appetit, und von Erinnerungen allein wird man nicht satt, selbst wenn man Poet ist. Das Letztere sage ich natürlich nur von mir, denn Sie, Herr Kanzler, haben sich ein solideres Geschäft erwählt, als die Poesie!"

„Ich habe leider den Rath, den Sie mir damals in Frankfurt ertheilten, nicht befolgt," sagte Max. „Auch ich zähle zu Apollo's Heerbann, wenn auch nur als Irregulärer, und habe nur allzusehr die Wahrheit dessen erfahren, was Sie mir warnend in Aussicht stellten!"

Angelica sagte nichts. Sie warf einen prüfenden Blick auf die Züge des Jugendgenossen. Schon vorher war es ihrem scharfen Auge nicht entgangen, daß Gram seine Wangen gebleicht und manche Furche in seine Stirn gezogen hatte. Die letzten Worte Max' schienen dies zu bestätigen.

„Er muß mir beichten," dachte sie, während sie das Zimmer verließ, „oder ich werde auf anderem Wege erfahren, was diese Stirn umwölkt hat. Von der Poesie allein kommt so etwas nicht!"

Es wäre überflüssig zu bemerken, daß Max von diesem Tage an ständiger Gast in der Casa Geminiani blieb. Wie viel hatten sich die drei Leute, die der Zufall an diesem abgelegenen Winkel der Welt wieder zusammenführte, zu erzählen! Bei schönem Wetter, — und

im Hochsommer ist es in jener Gegend fast immer schön, — wurden gemeinsame Ausflüge in die reizende Umgebung gemacht. Die wenigen Regentage verbrachte man in traulichem Geplauder mit Lectüre oder mit Musik. Unter der Leitung ihres Vaters war Angelica eine vorzügliche Sängerin geworden. Sie pflegte mit Vorliebe deutsche Musik. Welche wundervollen Abende verlebte Max im Kreise der Freunde auf der Terrasse unter den Orangen- und Citronenbäumen! Wenn dann Angelica's glockenheller Sopran durch die stille Nacht hinausklang nach dem mondbeschienenen See, wie an jenem Abende, wo ihre Stimme den Einsiedler von Pettanesco nach dem Felseneiland lockte, und wenn Max dann über die Fluth hinüberstrebte nach der weinumrankten Osteria, so folgten ihm diese Töne gleich einem melodischen Scheidegruße und einer süßen Mahnung zur Wiederkehr am nächsten Morgen.

Vier Wochen verflogen fast unbemerkt. Zweidrittel des ihm bewilligten Urlaubs hatte Max bereits überschritten. Wollte er nach Deutschland zu den Eltern, dann mußte er sich bald auf den Weg machen. Selbstverständlich hatte er sofort seinen Angehörigen von dem Wiederfinden Signor Ruggieri's und Angelica's Mittheilung gemacht und die Grüße derselben übersandt. Frau Friederike und Herr Drusin erwiderten sie auf's

Herzlichste, ermahnten aber zugleich den Sohn, sich durch die Wiederbegegnung mit den alten Freunden nicht von dem versprochenen Besuche abhalten zu lassen. Max beschloß, gegen Ende August die Reise anzutreten.

Mit inniger Freude bemerkte Angelica, daß jene bedenklichen Wolken auf der Stirn des Freundes mit jedem Tage mehr verschwanden. Dieser hatte in der That die letzten quälenden Erinnerungen vollkommen überwunden. Wenn er Angelica gegenüber saß, wenn er ihrem Gesange lauschte oder mit ihr und dem Cavaliere durch Wald und Flur streifte, dann kam es ihm vor, als habe das Vergangene niemals stattgefunden, und er wunderte sich im Stillen, wie es nur möglich gewesen, daß er sich so namenlos elend gefühlt! Den Gedanken, Sidonie für immer besitzen zu wollen, mußte er jetzt fast selbst belächeln.

„Welch ein Thor war ich, ein galantes Abenteuer so tragisch aufzufassen!“ sagte er zu sich. „Wahrhaftig, die alte Excellenz hat recht: Sinnenliebe vergeht, Herzensliebe besteht! Der wilde Rausch ist vorbei! Wohl mir, daß er nicht auch für mich endete wie einst für den armen Rheda!“

Bei diesen heilsamen Selbstbetrachtungen vergaß der gute „Monsu Max“ — so nannte ihn jetzt Angelica zuweilen wieder im Scherze — nur die so nahe liegende

Frage, ob sein überraschend schneller Heilungsproceß wohl auch so glücklich abgelaufen wäre, hätte ihn das Schicksal nicht so unerwartet den reizenden Heilkünstler in der Casa Geminiani finden lassen. Es war ihm so wohl in Angelica's Nähe, daß er gar keinen anderen Wunsch empfand, als es möge immer so bleiben. Ob er die wiedergefundene Freundin liebe, ob er von ihr wieder geliebt werde, wagte er gar nicht sich zu fragen. Vor der Liebe, die Sidonie ihn gelehrt, empfand er jetzt fast ein heimliches Grauen. Er bildete sich ein, sein Gefühl für Angelica sei heilige Jugendfreundschaft. Dieses Gefühl „Liebe" zu nennen, kam ihm beinahe wie eine Entheiligung vor.

Obwohl er zuweilen stundenlang mit Angelica allein war, wo dann immer deutsch gesprochen wurde, erwähnte doch weder er noch sie jemals jenes Briefes, den sie ihm damals am Tage der Abreise nach Italien geschrieben hatte. Es schien, als habe in dieser Beziehung ein zartes Gefühl zwischen Beiden eine schweigende Uebereinkunft geschlossen. Auch jener kleinen Angedenken wurde nicht erwähnt, obwohl Max noch immer das bei San Moisé geweihte Kreuzchen an dem venezianischen Goldkettchen auf der Brust trug und sogar jene gepreßte Rose, die ihn einst zu seinem ersten Gedichte begeisterte, noch immer im „Faust" begraben lag.

Eines Morgens kam er früher als gewöhnlich hinüber nach San Giulio. Der Diener sagte ihm, der Chevalier sei nach Orta gefahren, um selbst eine für ihn angelangte Sendung auf der Post abzuholen, werde aber bald wiederkommen. Die „Signorina" aber bade drunten im See. In einer Ecke des Salons befand sich eine kleine Bibliothek. Um sich die Zeit des Wartens zu kürzen, langte Max auf's Gerathewohl nach einem Buche. Es war Wolff's „Poetischer Hausschatz."

Als er es aufschlug, erblickte er darin ein Buchzeichen. Es war dasselbe, das seine Mutter ihm vor Jahren gestickt, und welches Angelica damals beim Abschiede von Frankfurt mitgenommen hatte. Wohl waren die Farben durch die lange Zeit stark verblaßt. Aber die Aufschrift: „Meinem Max!" bekundete die Echtheit des kleinen Gedenkzeichens.

Max sah es lange sinnend an. Welch eine Welt von Ereignissen lag zwischen dem Tage, wo dieses unscheinbare Ding von Angelica mit fortgenommen wurde und dem Augenblick, wo er es jetzt zufällig wiederfand! Und sie hatte es treulich bewahrt. Man sah es dem Buche an, daß sie oft darin las. Wenn sie das Merkzeichen gerade in dieses Buch legte, so schien dies zu beweisen, daß sie gern an den fernen verschollenen Jugendfreund erinnert sein wollte.

Mit über die Brust gekreuzten Armen saß Max da und blickte, in Gedanken versunken, auf das geöffnete Buch. Ein leichter Schritt draußen von der Veranda her schreckte ihn aus seinen Träumereien empor. Er blickte auf und sah Angelica, welche durch den Garten kommend die Treppe zur Terrasse hinaufgestiegen war und jetzt, ohne seine Gegenwart zu vermuthen, eintrat.

Sie trug ein leichtes Morgenkleid. Das Haar, noch feucht vom Bade, hing aufgelöst über die Schultern. Den breiten Florentiner Strohhut hielt sie nebst dem Sonnenschirm in der Hand.

Ueberrascht blieb sie stehen. Ihr erster Blick fiel auf Max, der zweite auf das aufgeschlagene Buch. Als sie das Lesezeichen bemerkte, erröthete sie leicht.

Als ob man ihn bei einer Indiscretion ertappt hätte, wollte Max im ersten Augenblick rasch das Buch schließen. Er besann sich jedoch sogleich eines Bessern, stand auf und trat Angelica entgegen, welche in diesem duftigen Anzug und mit der flüchtigen Röthe der Verlegenheit auf den Wangen ihm reizender erschien als jemals zuvor.

„Angelica," sagte er, auf das Merkzeichen deutend, „Sie haben also wirklich unserer kindlichen Freundschaft durch alle diese Jahre her eine treue Erinnerung bewahrt? War Ihnen „Monsu Max" in der That so viel werth?"

„Aus dieser Frage scheint hervorzugehen, daß „Monsu Max“ der Erinnerung an die wilde Angelica weniger Werth beigelegt hat,“ versetzte die junge Dame, ihre Verlegenheit hinter einem Lächeln verbergend, „er würde sonst nicht so erstaunt darüber sein!“

„Ich habe ungeschickt gefragt,“ erwiderte Max nun seinerseits ein wenig verlegen. „Zum Glück kann ich Ihnen jedoch das Gegentheil Ihrer Vermuthung durch die That beweisen. Ihr venezianisches Kreuzchen ist niemals von mir gewichen. Ecco là!“

Und mit raschem Griff zog er es hinter der leichtgeschlungenen Halsbinde hervor.

„Davvero!“ rief Angelica überrascht und sichtlich erfreut, „Sie haben es wirklich immer getragen?“

„Ich habe es niemals von mir gegeben!“

„Niemals?“

Angelica sprach ihr „Niemals“ mit eigenthümlich bedeutungsvollem Ton und einem seltsam prüfenden Blick, in welchem ein gewisser neckender Zweifel zu liegen schien.

„Niemals!“ wiederholte Max treuherzig.

„Auch nicht im Salon der Fürstin Freden?“

„Wie, Angelica, Sie wissen um diese furchtbare Episode meines Lebens, an die ich heute nur mit Be-

schämung zurückdenke?" rief der junge Mann tief erröthend.

„Allerdings, Monsu Max! Eine Freundin in Turin, der ich vor einigen Wochen von unserm unvermutheten Wiederfinden schrieb, hat mir Ihren ganzen Roman erzählt. Er scheint Sensation gemacht zu haben! Was wird Ihre gute Mama dazu sagen, wenn sie solche Geschichten hört?"

Zu seinem nicht geringen Erstaunen bemerkte Max, daß Angelica geneigt schien, die Sache von der humoristischen Seite aufzufassen.

„Wie, und Sie zürnen mir deshalb nicht, Angelica?" rief er.

„Ihnen zürnen? Welches Recht hätte ich, Ihnen zu zürnen?"

„Das heißt mit anderen Worten, es ist Ihnen gleichgiltig, was ich that?"

Angelica antwortete nur mit einem Blick, aber dieser Blick schien zu besagen, daß ihr dies durchaus nicht gleichgiltig sei.

„Angelica," sagte Max, ihre Hand ergreifend, „lassen Sie mich aussprechen, was meine Seele bewegt. Mit gebrochenem Herzen kam ich hierher, Genesung suchend, aber ohne Hoffnung, sie zu finden. Dennoch fand ich Genesung, durch Sie! Ein Glück, wie es unter Mil-

lionen kaum Einem zu Theil wird, führte mich mit der holden Jugendfreundin zusammen, die ich nie wieder zu sehen hoffen durfte. Ihr Bild, Angelica, konnte durch eine Wolke der Leidenschaft wohl vorübergehend verhüllt werden. Verschwunden war es darum aber doch nicht aus meinem Herzen! Wollen Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich nur deshalb nach Italien ging, weil ich hoffte, Sie hier wieder zu finden! Ich fand Sie nicht! Und dann kam jener Sturm, der mich hierher verschlug. Ach, Angelica, wenn Sie wüßten, wie ich gelitten habe!"

„Mein armer Freund!" sagte Angelica theilnehmend und den Händedruck sanft erwidernd, „ich verstehe!"

„Angelica!" fuhr Max ermuthigt fort, „ich weiß, daß Sie mir einst gut waren! Ich bin nicht albern genug, um mir einzubilden, jene Kinderneigung habe Ihr Herz vor einer anderen, ernsteren und tieferen Neigung bewahren müssen. Aber jetzt, wo ich als Mann vor Ihnen stehe, würde es mich glücklich machen, zu wissen, Monsu Max, dem Sie einst das Kreuz und die Rose mit auf den Lebensweg gaben, brauche nicht daran zu verzweifeln, das süße Traumbild seiner Jugend einst sein eigen nennen zu können. Sie wissen, Angelica, ich stehe im Begriff, nach der Heimath zurückzukehren. Darf ich diese Hoffnung mit auf den Weg nehmen?"

Angelica senkte erröthend den Blick.

„Sie sprechen nicht?“ rief Max drängend.

„Da liegt meine Antwort!“ flüsterte das junge Mädchen, verschämt auf das Buchzeichen deutend.

„Dank, tausend Dank, Angelica!“ rief Max überströmend von Glück, indem er einen glühenden Kuß auf die Hand der Geliebten drückte. Und mein .... Roman ... ist er vergessen?“

„Vergessen? Nein!“ versetzte Angelica schalkhaft, „Sie sind zwar auch Poet, wie Papa, Monsu Max, aber Mädchenherzen kennen Sie darum ebenso wenig, wie er!“

„Ich verstehe Sie nicht, Angelica!“

„Papa schildert in einer seiner Novellen ein Verhältniß, das merkwürdiger Weise mit dem Ihrigen eine gewisse Aehnlichkeit hat,“ versetzte Angelica. „Der Held vergißt um einer großen Dame willen die Jugendgeliebte. Als er dann, sein Unrecht erkennend, es wieder gut machen will, weist ihn diese zurück!“

„Und Sie finden, daß sie nicht recht daran thut?“ fragte Max, unwillkürlich lächelnd.

„Wir Mädchen sind Alle etwas eitel,“ versetzte Angelica munter, „und dieser unserer Eitelkeit schmeichelt es stets, den Sieg über eine Andere davon zu tragen,

namentlich wenn diese Andere eine Fürstin Sidonie ist. Denken Sie, daß man so etwas vergißt?"

„Angelica, Sie sind ebenso hochherzig wie zartfühlend! Ich verstehe Sie jetzt!" sagte Max, „ich danke Ihnen!"

„Also sprechen wir nicht weiter von der Fürstin!" rief Angelica, Schirm und Hut auf das Sopha legend, „sprechen wir lieber von Ihrer guten Mama! Wie wird sie sich freuen, Sie nach so langer Zeit wieder zu sehen!"

„Und zu hören, welche Hoffnung mich in die Heimath begleitet!" ergänzte Max, strahlend vor Glück.

„Welchen Weg nehmen Sie durch die Schweiz, Monsu Max?" fragte Angelica nach einer kleinen Pause, indem sie ihn schelmisch von der Seite anblickte; „hoffentlich nicht über Genf?"

„Ich sehe, ganz und gar ist mir die Buße doch nicht geschenkt!" versetzte Max, auf das junge Mädchen zutretend und es sanft umschlingend; „was muß ich thun, um Generalpardon zu erhalten?"

„Bald wiederkommen!" flüsterte Angelica mit zärtlich verschämtem Blick.

„Und darf ich, bevor ich gehe, noch mit Papa sprechen?"

„Nein! Mit Papa spreche ich selbst! Dort kommt

er eben von Orta herüber!" rief sie, nach dem See hinaus deutend, auf welchem in der That eine Segelbarke sich rasch San Giulio näherte. „Für heute kein Wort zu ihm! Seine Antwort finden Sie in Frankfurt!"

Und sich sanft von Max losmachend, eilte Angelica hinaus nach der Terrasse und begrüßte die Barke, indem sie ihren Strohhut mit dem langen weißen Schleier im Winde flattern ließ.

Max trat an ihre Seite und schwenkte gleichfalls grüßend den Hut. Cavaliere Geminiani dankte dem jungen Paar mit freundlichem Gegengruß.

* * *

Wir sind zu Ende mit unserer Erzählung, denn was nun folgt, ist unschwer zu errathen. In Frankfurt angelangt, fand Max bereits einen Brief des Cavaliere vor. Geminiani willigte in die Verbindung seiner Tochter mit Herrn Doctor Max Drusin, machte jedoch dabei die Bedingung, daß „seine Kinder" ihren bleibenden Wohnsitz in Italien nehmen sollten. Dieser Wunsch war leicht zu erfüllen. Als Kanzler der Gesandtschaft stand Max weniger als den anderen Herren die Aussicht bevor, plötzlich einmal versetzt zu werden. Geschah es aber doch, dann bot es sicherlich nicht viel Schwierigkeit, wieder nach dem Süden zurückzukehren.

Daß Herr Druſin, ſowie Frau Friederike, mit Freuden ihre Einwilligung zur Verbindung des Sohnes mit Angelica gaben, bedarf kaum der Erwähnung. Von ſeinen Beziehungen zur arrière petite cousine, Fürſtin Sidonie, ſagte Max ſeiner Mutter wohlweislich nichts. Ebenſo wenig erwähnte er der ſo unerwartet aufgefundenen Verwandtſchaft. Er hielt es für's Beſte, wenn Frau Friederike durch Nichts an jene trübe Vergangenheit wieder erinnert würde.

Durch Herrn Peter Druſin's unermüdete Thätigkeit hatte das ehrenfeſte Haus „J. Druſin's Nachfolger" wieder ſeine alte Feſtigkeit erlangt. Niemand außer dem Chef, dem Buchhalter und Max wußten darum, welche harte Zeiten es durchmachen mußte. Der einzige Unterſchied gegen früher beſtand darin, daß Peter Druſin's Haar weiß geworden war.

Auch Herrn Profeſſor Braun's Haar war gebleicht, als Max den ehemaligen Lehrer wiederſah. Im Uebrigen hatte ſich der Gelehrte nur wenig verändert. Er grub noch ebenſo eifrig wie ſonſt nach Wurzeln, vielleicht noch eifriger und ausdauernder, ſeitdem er penſionirt war und ſich nun ganz und gar ſeiner Lieblingsbeſchäftigung hingeben konnte, ohne, wie er ſagte, „durch das Leereſtrohdreſchen" in der Schule um die koſtbare Zeit gebracht zu werden.

„Sie haben eine schöne Carrière gemacht, Herr Doctor," meinte Professor Braun, als ihm Max vor seiner Abreise nach Turin zum letzten Mal die Hand schüttelte, „und ohne Zweifel ist dieselbe noch nicht abgeschlossen! Trotzdem sähe ich Sie lieber auf dem Katheder, als bei der Gesandtschaft. Sie hätten das Zeug dazu gehabt, Großes zu leisten in der Wissenschaft! Nun, es sollte nicht sein! Wollen Sie mir etwas versprechen?"

„Gewiß, Herr Professor!"

„Ich habe viel, sehr viel kostbares Material gesammelt und auch ziemlich viel davon bereits verarbeitet. Wenn ich sterbe, sind Sie mein wissenschaftlicher Erbe! Versprechen Sie mir, den von mir zusammengescharrten Schatz der Welt zugänglich zu machen?"

„Ich verspreche es mit Hand und Mund!"

„Gut! So reisen Sie mit Gott! Vielleicht bringe ich meine Regina doch einmal dazu, daß sie ihre Küche zuschließt und mit mir über die Alpen wandert! Dann reden wir weiter davon in Turin! Grüßen Sie Ihre schöne Braut unbekannter Weise von dem alten Schulmeister ihres künftigen Gemahls, und sehen Sie bei Zeiten dazu, Herr Doctor, daß sie als Frau keine allzu eifrige Köchin wird! Sie haben keinen Begriff davon, welche erbitterte Feindin die Wissenschaft in der Küche besitzt!"

* * *

Die Trauung des jungen Paares fand Anfang November in Turin statt. Unter den vielen Glückwünschen, die Max erhielt, befand sich auch ein Schreiben der Fürstin Sidonie aus Paris. Zugleich damit übersandte sie die neueste Novelle Eugen Randon's. Diese führte den Titel: „Wie Poeten lieben!"

„Wie Poeten lieben!" wiederholte Max nachdenklich. „Der Titel verspricht viel! Ohne Zweifel basirt die geistvolle Schriftstellerin ihre Erzählung auf gewissenhafte Studien, deren Object ich zu sein die Ehre hatte! Ich werde die Novelle mit aller gebührenden Aufmerksamkeit lesen, sobald ich mich in der geeigneten Stimmung dazu fühle. Vorläufig habe ich jedoch Wichtigeres zu thun! Auch scheint es rathsam, das Buch wohl aufzuheben, damit Angelica es nicht zufällig in die Hände bekommt. Sie braucht nicht zu erfahren, „wie Poeten lieben!"

In Vollführung dieses weisen Entschlusses schob Max das neueste Product Eugen Randon's in die unterste Schublade seines Schreibtisches, zog sorgfältig den Schlüssel ab und langte dann zu Hut und Handschuhen, um mit Angelica die erste officielle Visite nach der Trauung zu machen.

Ende.